Volksmärchen der Serben.

Gesammelt und herausgegeben

von

Wuk Stephanowitsch Karadschitsch.

Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter

Wilhelmine.

Mit einer Vorrede von **Jacob Grimm.**

Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen

Sprichwörtern.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ihrer Durchlaucht

der Frau

Julie Fürstin Obrenowitsch

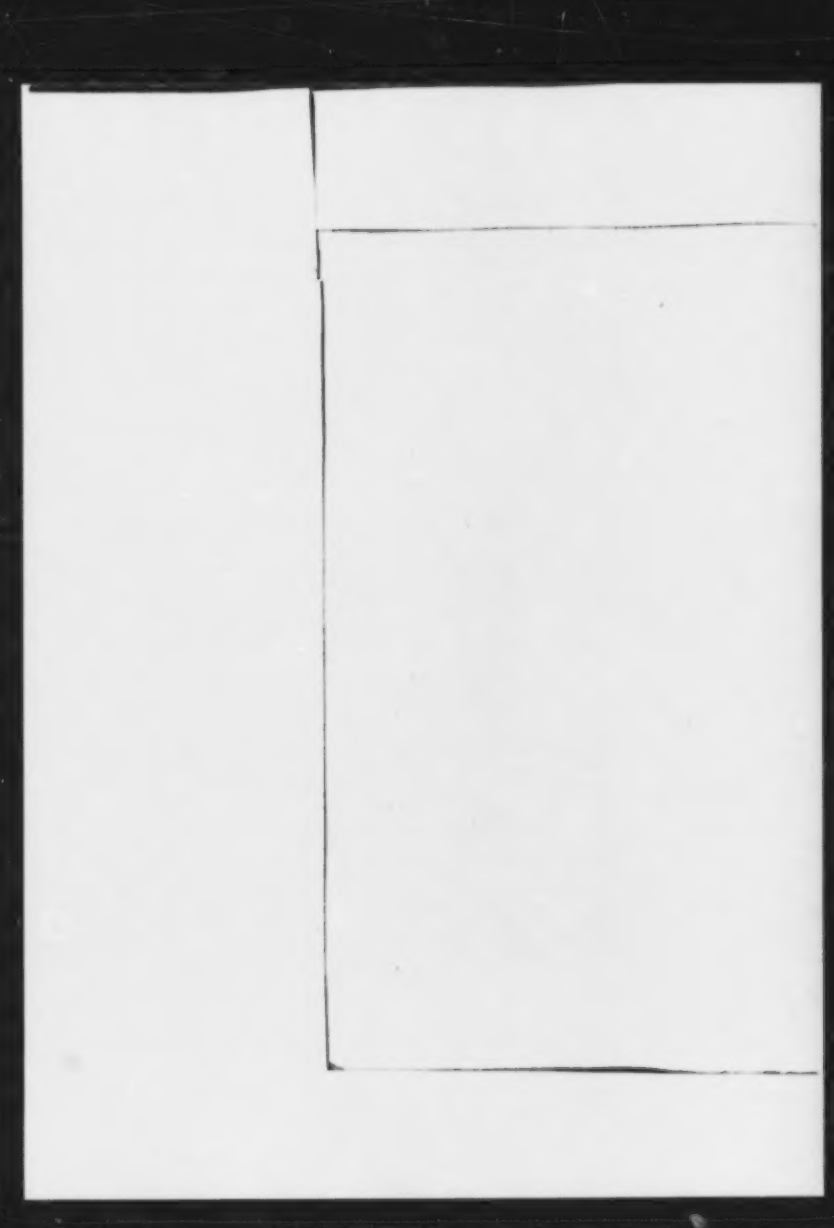
gebornen Gräfin

Hunyady von Kethely

in tiefster Achtung gewidmet

von der

Uebersetzerin.



Vorrede von Jacob Grimm.

Keine kleine freude macht es mir, das neueste werk meines berühmten freundes, zu welchem ich selbst ihm schon vor dreiszig jahren den ersten antrieb gegeben hatte, mit einer vorrede zu begleiten. lange von gröszern arbeiten, deren jede an sich bewunderung erregt, hingehalten, konnte er sich nur spät auf eine zwar leichtere, seinen kräften dennoch allein mögliche einlassen, für die ihm die nachwelt nicht minder dankbar sein wird, als für alles andere, was er sonst geleistet hat. wie er mit der ihm beschiedenen ausgezeichneten gabe die regel und den wortreichthum der serbischen sprache neu aufzustellen, auch in einer gelungnen übertragung des neuen testaments anzuwenden vermochte, sind von ihm, jedermann weisz es, die früher ungeahnten quellen einer entzückenden poesie entdeckt, eröfnet, und alle

schätze der sprichwörter und gebräuche dieses noch unverbildeten volks treu und lichtvoll gesammelt worden. es heiszt aber ganz Europa, welches diese verdienste laut anerkennt, beleidigen, dasz sein eignes vaterland einem solchen manne volle, gebührende gerechtigkeit fast zu versagen scheint, von dem man behaupten darf, dasz er niemals etwas unrechtes, unnützes oder unfruchtbares that, und der, wenn alle irrthümer und blendwerke geschwunden sind, im gedächtnis kommender zeiten hervorragen wird.

Seit jenen tagen, wo ich es mir angelegen sein liesz ihn, den in alle vortragsweisen seines volks eingeweihten, zu einer aufzeichnung serbischer märchen, von deren dasein er mir meldung gethan hatte, zu ermuntern, hat dieses ganze fach in unserer literatur einen damals noch unglaublichen aufschwung genommen. durch vielfache, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Norwegen, Schweden und in der Walachei, neuerdings auch in Albanien, Littauen und Finnland veranstaltete sammlungen ist das material überhaupt zu einer fülle empor gewachsen, von welcher ein gedeihen kritischer forschungen abhängen musz, und der wahn beseitigt worden, als

beruhen diese stoffe auf läppischen, der betrachtung unwürdigen erdichtungen, da sie vielmehr für den niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter und zerbröckelter mythen zu gelten haben, die von volk zu volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, wichtigen aufschlusz darbieten können über die verwandtschaft zahlloser sagengebilde und fabeln, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat.

Nicht auf dem wege einzelner und willkürlicher erborgungen ist diese gemeinschaft zu verstehen; sie trägt den eindruck und das gepräge wunderbarer berührungen und nachklänge an sich, wie sich ähnliche in der geschichte der sprache und poesie darbieten, deren geheimnis erst allmälich durch fortgesetzte, jetzt kaum begonnene untersuchungen wird besser enthüllt werden.

Hier nun hat uns der bewährte kenner und sammler einen frisch duftenden kranz serbischer märchen gebunden, an zahl nicht mehr und nicht minder als vor einigen jahrhunderten der Neapolitaner Basile in seinem pentamerone, zwar getreu und anlockend, doch in schwülstigem, die eigentliche natur dieser einfachen, kindlichen erzählungen

überschreitendem vortrag aufzeichnete. auch in diesem halbhundert serbischer erzählungen macht sich eine verschiedenheit der anlage und des tons bemerkbar, je nachdem sie, gleich den liedern, von männern oder von frauen ausgehn, und danach eine auf heldenstreiche gerichtete, fester gewirkte und ausführlichere, nicht selten prahlerische, ironische haltung in ihnen vorwaltet, oder eine sanftere, losere auf liebesabenteuer gewandte darstellung. überall aber, in beiden, fliesst die sprache in einfacher, natürlicher weise, die nicht, wie in deutschen und nordischen märchen, da wo die handlung sich drängt, durch eingestreute reime unterbrochen wird, weil ja die serbische poesie insgemein nicht zum reim neigt; wol aber mangelt es auch hier keineswegs an kraftvollen wiederkehren und alliterationen, die in der verdeutschung begreiflich zu grunde gehn, z. b. das nije on doschao da te vidi, nego da te vodi, seite 39 des originals, kam nicht dich zu sehen sondern zu holen, oder in no. 8 das kurze drschi ne daj, fasz, lasz nicht! den stil beurtheile man z. b. nach no. 24, wo es zu eingang, aber in den serbischen worten schöner als in deutschen heiszt:

ein mädchen, nicht von vater und mutter gezeugt, Wilen hatten es von schnee gebildet, den sie im hohen sommer aus grundloser grube holten, der wind belebte, der thau säugte es, der wald that es mit blättern an, die wiese schmückte und putzte es mit ihren blumen. eine schöne wiederkehr ist auch s. 224 nosim ti studene voditze i zelene travitze, ich bringe dir kühles wasser und grünes gras.

Man kann von selbst erwarten, dasz fast alle, oder doch die meisten triebfedern, welche in deutschen märchen spielen, auch hier erscheinen: die drei brüder, unter welchen der jüngste der beste und glücklichste ist; die beiden gleichen brüder, an denen selbst die ehfrau keinen unterschied findet, und wo dann das schwert zwischen sie und den bruder, der nicht ihr mann ist, gelegt wird; der bruder, der sein schwesterchen in der weiten welt, oder die geliebte, die ihren gatten aufsucht; die hülfreichen oder zürnenden gestirne; das abstreifen der schlangenhaut oder der bärenhaut; das hüten des apfelbaums; das abhauen der hände und wieder anheilen; die böse stiefmutter, ein gegenstand, der unter allen am häufigsten behandelt wird und die

schmerzhafteste empfindung in den zuhörern aufregt; der zerschnittene fisch, auf dessen genusz alle weiblichen wesen zwillinge tragen (wie im schwedischen märchen); die goldne gluckhenne mit den küchlein; das braten und essen des vogelherzens; der raub der königstochter in dem schif, das kostbare waaren auslegt, und solches gemeingut aller märchen mehr, meist aber von neuen schönen wendungen eingeleitet oder anders angeknüpft. Aschenputtel, hier Aschenzuttel verdeutscht, heiszt Pepeljuga, doch sehr eigen und anziehend ist, dasz die mutter in eine kuh verwandelt wird, die dem armen mädchen seinen flachs kaut und sich aus dem ohr die fertigen faden ziehen läszt. das blut im schnee findet sich auch hier no. 19, wie in den norske eventyr no. 33 (vgl. meine vorr. zu Liebrechts pentamerone s. XXII). der bekannte schwank vom bösen weib und der gemähten wiese no. 37 empfängt ganz besondere wendung. merkwürdig sind auch die pfauinnen statt der schwäne.

Wodurch sich aber die serbische eigenheit vorzugsweise ankündigt, das ist das auftreten der Wilen. in no. 16 kommen badende Wilen zur quelle, deren

wasser dann einen kranken heilt; mit dem hankrat verschwinden sie. in 22 fliegt die Wile und der Wilenik herzu, und er nennt die 77 quellen, deren zahl gesucht wird. die Wilen haben ein kind von schnee gebildet, wie schon vorhin aus 24 angeführt wurde. in 30 Wilenwald oder gebirge (gora), in 33 schön wie die Wile des gebirgs. zumal anziehend ist die sage von dem geflügelten pferd und vom schlafenden, wachenden glück 13; bloszes bruchstück scheint die vom brautlauf 24.

Sehr mythologisch klingt 18 vom teufel, der die sonne stilt, und dem engel, der sie ihm wieder abgewinnt. 38 ist die riesensage von Polyphem, 39 Trojan (bei welchem namen an Trajan gedacht wurde) ist der Midas, Salomon in 42 hängt überaus merkwürdig zusammen mit unserm alten lied von Morolt und Salomon, dessen ungetreue frau sich entführen läszt, er schneidet ihr aber den finger ab, statt die hand zu durchbrennen, der kommende wald bei der hinrichtung ist wie in könig Grünewald und Macbeth, und hier ein gewis alter, der deutschen dichtung mangelnder zug. Dukljan in 40 soll Dioklétian sein, das lachen, weil die eine felge sinkt, die

andere sich hebt, gleicht der sage von Cyrus und den rädern (mythol. s. 825). 49 und 50 sind thierfabeln, deren erste ich bereits im Reinhart fuchs seite CCXCI mittheilte, deren zweite aber sehr eigenthümlich eine menge echter und uralter motive an einander reiht, solcher musz es eine unerschöpfbare fülle geben. wie viel wäre noch heraus zu heben, wenn das buch einer empfehlung bedürfte. man wird es oft nachzulesen und mit den andern überlieferungen zu vergleichen haben.

Die willkommne verdeutschung, gefertigt von dem beider sprachen kundigen fräulein Wilhelmine Karadschitsch verdient lob, dasz sie sich getreu an den urtext schlieszt, auf dessen unkosten sie sonst hätte gekürzt und geschmeidigt werden können; es ist so besser, und das zu Wien erschienene serbische original wird desto stärker anziehen.

Die angehängten sprichwörter zeigen, welch ein schatz von lebensweisheit und sinnreichen anschauungen diesem volke beiwohnt.

Berlin, 10. juli 1853.

Jacob Grimm.

Volksmärchen der Serben.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

MÜNCHEN

1.

Bärensohn.

Frauen eines Dorfes gingen einmal in den Wald um wilde Färberröthe zu suchen, und wie sie so den Wald durchstrichen, da geschah es, daß Eine von ihnen sich verirrend plötzlich vor eine Höhle kam, aus der augenblicklich ein Bär hervortrat, der sie packte und hineinschleppte. Nachdem sie nun längere Zeit mit dem Bären gelebt hatte, ward sie guter Hoffnung und gebar einen Sohn. Als das Kind ein wenig aufgewachsen war, gelang es dem Weibe zu entfliehen und nach seinem Dorfe zurückzukehren; der Bär aber trug fortan Sorge für die Erhaltung des Kindes, brachte ihm Nahrung und pflegte sein wie früher die Mutter.

Als der Knabe ein Jüngling ward, sehnte er sich die Höhle zu verlassen und in die Welt zu gehen. Der Bär aber bemühte sich ihn davon abzubringen, indem er zu ihm sprach: „Du bist noch jung und schwach und in der Welt draußen giebt es böse Geschöpfe, die sich Menschen nennen und dich umbringen werden.“ Und so beschwichtigte er ein wenig die Sehnsucht des Jünglings, daß dieser noch in der Höhle

blieb. Nach einiger Zeit jedoch überkam ihn wieder die Sehnsucht in die Welt zu gehen, und als es ihm der Bär auf keine Weise mehr aus dem Sinne zu schlagen vermochte, führte er ihn vor die Höhle hinaus unter eine Buche, indem er zu ihm sprach: „Wenn du diese Buche aus der Erde zu reißen im Stande bist, will ich dich in die Welt ziehen lassen, wo nicht, so mußt du noch bei mir bleiben.“ Der Jüngling faßte den Baum, zog hin, zog her, aber vergeblich, er vermochte ihn nicht zu entwurzeln und kehrte daher mit dem Vater in die Höhle zurück. — Als nun wieder einige Zeit verstrichen war, und es den Knaben abermals drängte in die Welt zu ziehen, da führte ihn der Bär nochmals vor die Höhle, und hieß ihn es mit der Buche von neuem versuchen. Diesmal packte er kräftig und riß den Baum aus der Erde. Da sagte ihm der Bär, streife alle Zweige davon ab, nimm den Stamm als Keule auf die Achsel und ziehe fort in die Welt. Der Knabe befolgte den Rath des Vaters, und wie er so durch die Welt zog, gelangte er auf eine Ebene, wo mit vielen hundert Pflügen herrschaftliche Aecker gepflügt wurden. Als er den Ackersleuten nahe war, fragte er, ob sie ihm wohl etwas zu essen geben könnten. Sie erwiderten, er möge sich nur ein wenig gedulden, man werde ihnen bald das Mittagmahl bringen, und wo so viele essen, da könne er wohl auch satt werden. Während sie noch so sprachen, wurden schon die Wagen, Pferde, Maulthiere und Esel sichtbar, die sämmtlich mit dem Mittagessen belastet sich heranbewegten.

Als nun aber das Essen aufgetischt wurde, da sprach Bärensohn: „Das werde ich Alles allein verzehren.“ Die Ackersleute darüber höchlich verwundert, meinten, es sei wohl kaum möglich, daß Einer das aufesse, was für so viel hundert Menschen bereitet worden sei! Bärensohn aber blieb dabei und wettete mit ihnen, wenn er nicht Alles aufesse, wolle er ihnen seine Keule, bleibe aber von all dem Essen nichts übrig, dann müßten sie ihm alles Eisen geben, was an ihren Pflügen sei. Hierauf ward das Mahl aufgetischt, Bärensohn griff zu, aß Alles rein auf, und wäre nur noch mehr da gewesen! Da sammelten die Ackersleute Alles was von Eisen an ihren Pflügen war auf einen Haufen, Bärensohn aber drehte einige Birken zusammen, band damit das Eisen in ein großes Bündel, steckte es an das Ende seiner Keule, schwang diese auf die Achsel und ging damit geraden Wegs zu einem Schmiede, dem er sagte, er möge ihm aus all dem Eisen einen Kolben für seine Keule schmieden. Der Schmied übernahm die Arbeit, da ihm aber des Eisens viel zu viel schien, so verbarg er davon beinahe die Hälfte und machte aus dem Uebrigen einen leichten, schlecht gearbeiteten Kolben. Dem Bärensohne kam der Kolben auf den ersten Blick im Vergleich mit dem vielen Eisen, das er hergegeben, zu klein vor, und abgesehen davon, nicht so tüchtig gearbeitet, wie er hätte sein sollen. Als er ihn daher prüfend an seine Keule steckte, schleuderte er ihn mächtig gegen die Wolken, und ließ sich schnell bückend, um sich zu überzeugen ob er wohl etwas tauge, ihn auf seine Schultern

niederfallen. Da barst der Kolben, dem Schmiede zum Verderben, denn nun holte Bärensohn ergrimmt mit seiner Keule aus und schlug ihn todt. Hierauf ging er in die Schmiede, suchte und fand daselbst das zurück behaltene Eisen, welches er sammt den Bruchstücken des geborstenen Kolbens zu einem anderen Schmiede trug und diesen für seine Keule einen Kolben schmieden hieß: „Ich rathe dir aber keinen Scherz zu treiben, und redlich alles Eisen, was ich dir bringe, darauf zu verwenden, wenn du nicht willst, daß es dir so ergehe wie Jenem, der mir den ersten Kolben schmiedete.“ Der Schmied, welcher schon vernommen hatte, wie es dem Andern ergangen war, rief alle seine Gesellen herbei, sammelte das Eisen, schweißte es zusammen und verfertigte daraus einen Kolben, so gut wie man ihn nur irgend haben kann. Als der Bärensohn den Kolben auf die Keule steckte, schleuderte er ihn abermals gegen die Wolken, und ließ ihn auf seine Schultern niederfallen, aber diesmal zersprang der Kolben nicht, sondern prallte unversehrt zurück in die Höhe. Da sprach er: „Nun ist der Kolben gut,“ nahm ihn auf die Achsel und setzte seinen Weg fort. Und wie er so dahin wanderte, traf er auf dem Felde einen Mann, der zwei Ochsen vor einen Pflug gespannt hatte und pflügte; und als er ganz nahe zu ihm herangekommen war, fragte er diesen, ob er nicht Etwas für ihn zu essen habe. Und der Mann antwortete ihm: „Meine Tochter wird mir gleich das Mittagbrod bringen, und da will ich mit dir theilen was Gott gegeben hat.“ Da hub

Bärensohn zu erzählen an, wie er Alles aufgegessen habe, was für viele hundert Ackersleute bestimmt gewesen war, „was wird bei einem einzelnen Mahle für mich, was für dich sein?“ Während er so sprach, kam das Mädchen und brachte Essen getragen; und wie es noch damit beschäftigt war es aufzutischen, wollte der Bärensohn schon mit beiden Händen zugreifen, der Mann aber wehrte ihm, indem er sprach: „Nichts da! erst bekreuze dich, so wie ich.“ — Bärensohn, hungrig wie er war und weil er nicht anders konnte, bekreuzte sich; dann erst fingen sie zu essen an, aßen sich beide satt, und von dem Essen blieb noch übrig. Nun erst betrachtete Bärensohn das Mädchen, welches das Mahl gebracht hatte, kräftig, gesund und schön war, es gefiel ihm gar wohl und er sprach zu dem Vater: „Willst du mir deine Tochter zum Weibe geben?“ „Gerne,“ antwortete der Mann, „würde ich sie Dir geben, hätt' ich sie nicht schon dem Brko*) versprochen.“ Worauf ihm Bärensohn entgegnete: „Ei was kümmert mich Brko, dem will ich es mit meinem Kolben geben.“ Doch der Mann sprach: „Ja Brko ist auch ein Kämpe, das sollst du gleich sehen.“ Mit einem Male ward aus den Bergen her ein Geräusch und Getöse hörbar und in der Richtung von wo es sich vernehmen ließ, bewegte sich die Hälfte eines Schnurrbartes hervor, auf der drei Hundert und fünf und sechzig Vogelnester zu sehen waren; in einer Weile erschien

*) Brko wird im Serbischen ein Mensch mit großem Schnurrbarte genannt.

auch die andre Hälfte, und der gewaltige Brko stand da. Er schritt zu ihnen heran, streckte sich nach seiner ganzen Länge auf den Bauch hin, und legte sein Haupt in den Schooß des Mädchens, indem er sprach, es möge ihn ein wenig krauen, und das Mädchen fing in der That ihn zu krauen an. Da erhebt sich leise der Bärensohn und versetzt dem Schnurrbart mit seiner Keule einen Schlag über den Kopf; doch Brko deutet bloß mit dem Finger nach der Stelle und spricht zu dem Mädchen: »Hier beißt es mich;« da holt Bärensohn mit seiner Keule aus und schlägt ihn damit auf eine andere Stelle; doch Brko deutet abermals nur mit den Worten dahin: »Sieh! hier juckt mich wieder etwas.« Als ihn aber Bärensohn das dritte Mal schlägt, da fährt er ergrimmt mit der Hand nach der geschlagenen Stelle, und ruft aus: »Bist Du etwa blind? Hier beißt mich ja etwas!« Da spricht das Mädchen: »Ach, dich beißt gar nichts, sondern sieh der Mann da schlägt dich.« Wie dies Brko vernimmt, da schüttelt er sich und springt vom Boden auf, aber schon hatte Bärensohn seine Keule weggeworfen, eiligen Fußes über das Feld fliehend, und Brko hinter ihm her. Der Bärensohn als der behendere, gewann zwar bald den Vorsprung, aber Brko folgte ihm auf dem Fuße nach und wollte durchaus nicht von der Verfolgung abstehen. Und immer weiter rennend gelangte Bärensohn an einen Fluß, bei welchem Männer in einer Tenne Waizen ausdraschen, und diesen rief er zu: »Brüder! helfet mir um Gottes Willen! Der Schnurrbart verfolgt mich! Was werde ich be-

ginnen? Wie über diesen Fluß kommen?« Da reichte ihm einer von den Männern eine Schaufel hin und sprach: »Setze dich auf meine Schaufel, so will ich dich hinüber schleudern.« Flugs setzt sich Bärensohn auf die Schaufel, der Mann schwingt sie, schleudert ihn auf die andre Seite des Flusses und er eilt weiter. Bald darauf kommt auch Brko dahergerannt und frägt die Männer: »Ist nicht hier ein Mann von solch und solchem Aussehen vorbeigekommen?« Und sie bejahen es. »Aber wie ist er denn über den Fluß gekommen?« frägt Brko weiter. »Er hat ihn übersprungen,« antworten ihm die Männer. Da nimmt sich Brko einen Anlauf und hopp! ist er mit gewaltigem Sprunge am jenseitigen Ufer und setzt dem Bärensohn nach. Dieser aber, als er immer weiter fliehend einen Berg hinan gerannt war, fühlte sich mit einem Male ermüdet, und oben angelangt, traf er auf frisch gepflügtem Acker einen Mann, der eine Tasche um den Hals gehangen trug, aus der er abwechselnd eine Hand voll Samen säte, eine Hand voll aber in den Mund steckte und aß. Diesem Manne rief er zu: »Bruder, hilf mir um Gottes Willen! Was soll ich beginnen? Brko verfolgt mich und ist mir schon auf der Ferse! Ach verbirg mich irgendwo!« Und der Mann entgegnet: »Bei Gott, Bruder, mit dem Schnurrbart ist nicht viel Scherz zu machen; und wenn du nicht hier in meine Tasche unter den Samen kriechen willst, so wüßt' ich nicht, wo ich dich sonst verstecken sollte.« Mit diesen Worten schob er ihn in seine Tasche; und als in einer Weile Brko nach-

kam und nach Bärenſohn frug, da ſagte ihm der Mann, er iſt ſchon lange lange da vorüber gegangen, und muß nun ſchon Gott weiß wie weit ſein. Da gab der Schnurrbart jede weitere Verfolgung auf und ging zurück.

Der Mann aber, welcher zu ſäen fortfuhr und des Bärenſohnes in ſeiner Taſche vergeſſen hatte, packte ihn plötzlich mit einer Hand voll Getreide und ſchob ihn damit in ſeinen Mund. Erſchrecken und in Angſt zermalmt zu werden, läuft Bärenſohn im Munde des Mannes hin und her, bis er zu ſeinem Glücke einen hohlen Zahn entdeckt, in den er eilends hineinſchlüpft und ſich darin ganz ſtille verhält. Als der Sämann am Abend nach Hauſe kömmt, ruft er ſeinen Schwiegertöchtern: »Kinder! gebt mir meine Zahnſtocher, mich drückt etwas in meinem verdorbenen Zahn.« Da bringen die Schwiegertöchter zwei große eiſerne Bratſpieße herbei, welche ſie, nachdem der Sämann den Mund geöffnet hatte, zu beiden Seiten in die Höhlung des Zahnes ſtemmten, bis Bärenſohn herausſprang. Nun erſt erinnerte ſich der Sämann ſeiner, und ſprach zu ihm: »Dich hab' ich ſchlecht verborgen! Wie wenig fehlte, ſo hätt' ich dich verſchluckt.« — Hierauf aßen ſie miteinander zu Abend, und nachdem ſie ſich ſchon über Mancherlei beſprochen hatten, da frug denn auch Bärenſohn ſeinen Wirth, was ihm wohl mit jenem Zahne geſchehen, daß er mitten unter den Uebrigen gefunden ſo ganz verdorben ſei. Da hub der Wirth ihm Folgendes zu erzählen an: »Einſt gingen unſer Zehn mit dreißig Pferden nach Raguſa um Salz. Unterwegs trafen

wir eine Dirne, welche die Schaafe hütete und uns frug, wo wir hingingen? wir sagten ihr nach Ragusa um Salz, da sprach sie: »Was wollt ihr euch plagen und so weit gehen? Ich habe hier in meiner Handtasche noch etwas Salz, das mir von dem übrig geblieben ist, welches ich meinen Schafen zu lecken gab, und das, denke ich, wird euch allen genug sein.« Nachdem wir mit ihr über den Preis einig geworden, nahm sie ihre Tasche vom Arme, und wir stiegen von unseren Pferden, nahmen die Säcke, und nun ging es an ein Messen und Füllen bis die Säcke aller dreißig Pferde gefüllt waren. Es war dies im Herbst und das Wetter ziemlich schön; eines Tages aber, als schon die Sonne sank und wir uns eben auf dem Gipfel des Tschemerno befanden, umwölkte es sich mit einem Male, dichter Schnee fiel und ein rauher Nordwind drohte uns zu verwehen. Zu unserem noch größeren Unglücke ward es mit einem Male stockfinster und trostlos irrten wir hin und her, bis zuletzt Einer von uns glücklicher Weise eine Höhle entdeckte und ausrief: »Hier her Brüder, hier ist es trocken.« Da gingen wir denn Einer nach dem Andern alle Zehn mit unseren dreißig Pferden hinein, entlasteten diese daselbst, zündeten Feuer an, kurz, machten es uns bequem und übernachteten wie in einem Hause. Als aber der Morgen anbrach, da hättest du was sehen können! wir befanden uns alle in einem Menschenschädel, der zwischen Weinbergen da lag. Während wir uns noch darob verwunderten und unsere Pferde belasteten, da kam unseliger Weise der Wächter jener Weinberge dahergeschritten, ergriff den Schädel,

in dem wir uns noch alle befanden, legte diesen in seine Schleuder und sie ein paar Male mächtig über seinem Haupte schwingend, schleuderte er ihn weit über die Weinberge hinaus, um eine Schaar Staare damit zu verscheuchen, und als der Schädel auf einen Berg niederfiel, da beschädigte ich mir diesen Zahn.« — Und euch zu Ehren diese Lüge.

2.

Das Luftschloß.

Einst lebte ein Kaiser, der hatte drei Söhne und ein Töchterlein, das er hinter Schloß und Riegel erzog und hütete wie seiner Augen Licht. Als das Mädchen herangewachsen war, bat es eines Abends den Vater, ihm doch zu erlauben, daß es mit seinen Brüdern sich ein wenig vor dem Schloße ergehe, und der Vater gab es zu. Doch kaum waren die Geschwister vor das Schloß getreten, siehe, da kam ein Drache geflogen, der das Mädchen ergriff und aus der Mitte seiner Brüder in die Wolken hinauftrug. Die Brüder eilten so schnell sie konnten zum Vater, erzählten ihm was vorgefallen war, und erklärten sich bereit auszugehen und ihre Schwester zu suchen. Der Kaiser billigte diesen Vorschlag, gab jedem ein Pferd und dazu Alles was sonst noch

für die Reiſe nöthig iſt, und ſo zogen ſie denn fort. Nach langem Reiſen gelangten ſie zu einem Schloſſe, das weder am Himmel noch auf der Erde, ſondern in der Luft erbaut war. Als ſie näher kamen, da dachten ſie, ob nicht dort vielleicht ihre Schweſter ſei und fingen an ſich zu berathen, wie ſie zu ihr hinaufkommen könnten. Nach langem Nachdenken, Ueberlegen und Beſprechen faßten ſie den Beſchluß, eines ihrer Pferde zu ſchlachten, aus der Haut des Pferdes einen Riemen zu ſchneiden, an deſſen äußerſtem Ende einen Pfeil zu befeſtigen, dieſen auf das Schloß abzuſchießen und wenn er oben ſtecken bleibe, am Riemen empor zu klimmen. Die beiden jüngern Brüder forderten den Aelteſten auf, ſein Pferd zu ſchlachten, aber dieſer wollte es nicht thun, und als auch der Zweite ſich weigerte, da tödtete der Jüngſte ſein Pferd, ſchnitt aus der Haut einen Riemen, befeſtigte an deſſen äußerſtem Ende einen Pfeil und ſchoß dieſen nach dem Schloſſe ab. Nun ſollte einer an dem Riemen emporklimmen, aber wieder weigerten ſich die beiden älteren Brüder und nur der Jüngſte war dazu bereit. Oben angekommen, fing er an der Reihe nach durch alle Gemächer zu gehen, bis er zuletzt in ein Gemach trat, in welchem er ſeine Schweſter erblickte. Die ſaß da, und der Drache hatte ſeinen Kopf in ihren Schooß gelegt und ſchlief. Wie ſie ihren Bruder erblickte, erſchrack ſie ſehr, und bat ihn flehentlich zu fliehen, ehe noch der Drache erwacht ſei, doch er achtete nicht darauf, ſondern nahm ſeine Keule, ſchwang ſie und verſetzte dem Drachen einen Schlag auf den Kopf. Der

Drache aber fährt ſchlaftrunken mit der Hand nach der Stelle und ſagt zu dem Mädchen: Hier an dieſer Stelle beißt mich etwas. So wie er dieß geſprochen, verſetzt ihm der Prinz einen zweiten Schlag, aber wieder ſagt der Drache nur, hier beißt mich etwas. Als aber der Prinz das dritte Mal ausholt ihn zu ſchlagen, da zeigt ihm die Schweſter mit der Hand die Stelle, wo er ihn tödtlich treffen könne, und ſo wie er mit ſeiner Keule die Stelle trifft, da iſt auch der Drache augenblicklich todt, und die Prinzeſſin ſchleudert ihn vom Schooße, ſpringt auf und eilt dem Bruder in die Arme, küßt ihn und dankt ihm für ihre Befreiung. Dann faßt ſie ihn bei der Hand, um ihm der Reihe nach alle Zimmer des Schloſſes zu zeigen. Zuerſt führte ſie ihn in ein Zimmer, in welchem ein ſchwarzes Pferd an eine Krippe gebunden ſtand, deſſen ganzes Geſchirr von reinem Silber war. Dann führte ſie ihn in ein zweites Zimmer, in welchem an die Krippe gebunden ein weißes Pferd ſtand, das hatte ein Geſchirr von lauterem Golde. Zuletzt führte ſie ihn in ein drittes Zimmer, da ſtand an der Krippe ein mausfarbiges Pferd, deſſen Geſchirr mit Edelſteinen ausgeſchmückt war. Aus dieſem Zimmer führete ſie ihn weiter in ein Gemach, in welchem ein Mädchen ſaß, das an einem goldenen Stickrahmen mit goldenen Fäden ſtickte. Aus dieſem Gemach führte ſie ihn ſodann in ein Zweites, wo wieder ein Mädchen ſaß, die goldene Fäden ſpann; zum Schluſſe führte ſie ihn in ein Gemach, in welchem ein drittes Mädchen edle Perlen faßte, und vor dem

in einen goldenen Becken eine goldene Henne mit ihren Küchlein Perlen pickte. Nachdem ſie in dieſer Weiſe überall herumgegangen, und Alles beſichtigt hatten, kehrte das Mädchen noch einmal zurück in jenes Zimmer, wo der Drache todt hingeſtreckt lag, zog ihn heraus und warf ihn hinunter auf die Erde und die Brüder unten bekamen beinahe das Fieber, ſo gräulich war deſſen Anblick. Hierauf ließ ihnen der jüngſte Bruder zuerſt die Schweſter hinab, dann die drei Mädchen eines nach dem andern, ein Jedes mit ſeiner Arbeit. Und wie er ſo die Mädchen hinabließ, dachte er bei ſich ſelbſt, weſſen ein Jedes ſein werde, als aber an das dritte, an das mit der Henne und den Küchlein die Reihe kam, da dachte er: »Das wird mein ſein!«

Die Brüder aber ihn beneidend, daß er ſolch ein Held geweſen war, der die Schweſter aufgefunden und befreit hatte, ſchnitten den Riemen entzwei, damit er nicht herunter konnte, verkleideten einen Hirten, den ſie auf dem Felde bei ſeinen Schafen antrafen und führten ihn ſtatt des Bruders zum Vater heim, indem ſie den Mädchen auf das ſtrengſte verboten, irgend Jemanden etwas von dem zu ſagen, was vorgegangen war.

Nach einiger Zeit erfuhr der jüngſte Bruder, der in dem Luftſchloſſe geblieben war, daß ſeine Brüder und jener Hirt Anſtalten träfen ſich mit den durch ihn befreiten Mädchen zu vermählen. An dem Tage, als der älteſte Bruder ſich trauen ließ, beſtieg er den Rappen, und in dem Augenblicke, als die Hochzeitgäſte aus der Kirche traten, kam er mitten unter ſie geflogen, ſchlug ſeinen Bruder, den Bräu-

tigam, mit der Rute ein wenig über den Rücken, daß er vom Pferde stürzte, worauf er wieder in das Schloß zurückflog. Als er erfuhr, daß der zweite Bruder sich verheirathen wollte, da kam er in dem Augenblicke, als die Hochzeitgäste aus der Kirche traten, auf dem Schimmel herangeflogen, schlug wieder den Bräutigam ein wenig über die Schulter, daß er gleich vom Pferde fiel und jagte dann abermals aus der Mitte der Hochzeitgäste hinweg. Als er aber zuletzt vernahm, daß der Hirt sich mit seinem Mädchen vermählen wolle, da bestieg er den Falken, kam herangeflogen eben als die Hochzeitgäste aus der Kirche gingen, und schlug dem Bräutigam mit seiner Rute so über den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Nun sprangen die Hochzeitgäste herbei ihn zu fangen, er aber dachte diesmal gar nicht daran zu entfliehen, sondern blieb unter ihnen, indem er ihnen entdeckte, daß er und nicht jener Hirte des Kaisers jüngster Sohn sei und ihnen erzählte, wie die Brüder ihn aus Neid in jenem Schlosse verlassen hatten, in welchem er die Schwester gefunden und den Drachen, der sie geraubt, getödtet hatte, was auch die Schwester und die drei Mädchen bezeugten. Als dieß der Kaiser vernahm, ergrimmte er so über seine zwei älteren Söhne, daß er sie von sich jagte, den Jüngsten aber mit seiner auserwählten Braut verheirathete, und ihm nach seinem Tode das Reich hinterließ.

3.

Die Thierſprache.

Einſt hatte ein Mann einen Hirten, der ihm viele Jahre treu und redlich diente. Als dieſer eines Tages ſeine Schaafe weidete, hörte er vom Walde her ein Geziſche, ohne zu wiſſen, was es wäre. Er ging deshalb dem Laute in den Wald nach, um die Urſache davon zu erkunden. Als er hinkam, fand er, daß ſich das dürre Gras und Laub entzündet hatte, und auf einer von den Flammen umkreiſten Stelle ziſchte eine Schlange. Der Hirte blieb ſtehen um zu ſehen, was die Schlange endlich beginnen würde, denn rings um ſie ſtand Alles in Flammen und der Brand näherte ſich ihr immer mehr und mehr.

Da rief die Schlange plötzlich dem Hirten zu: O Hirte! Um Gottes Willen rette mich aus dieſem Feuer. Und der Hirte reichte ihr ſeinen Stock über die Flamme hin, an dem ſie ſich emporwand, und ihm auf die Hand kam, von der Hand nach dem Halſe kroch und ſich um denſelben ringelte. Als dieß der Hirte ſah, gerieth er darüber in Verwunderung und ſprach zur Schlange: „Was ſoll dies zur unſeligen Stunde! Befreite ich dich mir zum Verderben?“ Aber die Schlange erwiederte ihm: „Fürchte nichts, ſondern trage mich heim zu meinem Vater, welcher Schlangenkönig iſt.“ Der Hirte aber fing an zu bitten und ſich damit zu entſchuldigen,

daß er doch seine Schafe nicht allein lassen könne, aber die Schlange sprach: »Um deine Schafe sollst du dich nicht im Geringsten kümmern, ihnen soll kein Leid geschehen, geh nur so schnell als möglich.« Da ging denn der Hirte mit der Schlange fort durch d n Wald, bis er zuletzt an ein Thor kam, das ganz von ineinander geschlungenen Schlangen gebildet war. Da that die Schlange, welche der Hirte trug, einen Pfiff und alsbald lösten sich die Schlangen von einander und da sprach die Schlange zum Hirten: »Wenn wir in das Schloß zu meinem Vater kommen, wird er dir Alles geben, was du nur fordern magst, Silber, Gold, Edelsteine oder was es sonst Köstliches auf Erden giebt, du aber nimm von All dem Nichts, sondern begehre nur die Sprache der Thiere zu verstehen. Das wird er dir zwar lange verweigern, aber zuletzt doch bewilligen.« Während dem kamen sie ins Schloß zum Vater, der weinend die Schlange frug: »Um Gottes Willen, Töchterlein, wo warst du?« Und sie hub der Reihe nach zu erzählen an, wie sie von einem Waldbrande umschlossen gewesen sei, und wie der Hirte sie befreit habe. Der Schlangenkönig wendete sich nun zum Hirten und frug ihn: »Was willst du, daß ich dir für die Befreiung meines Kindes gebe?« »Gieb mir die Thiersprache, sonst begehre ich weiter nichts,« antwortete der Hirte. Da sagte ihm der König: »Das taugt nicht für dich, denn wenn ich dir auch die Gabe verleihe, die Sprache der Thiere zu verstehen, und du es Jemanden sagst, so müßtest du gleich sterben, verlange daher lieber, was dir sonst zu besitzen lieb wäre und

ich will es dir geben.« Der Hirte aber antwortete hierauf: »Wenn du mir irgend Etwas geben willſt, ſo gewähre mir die Sprache der Thiere, wo nicht, ſo lebe wohl und Gott behüte dich! ich brauche nichts Anderes,« und ſchickte ſich hiemit an zu gehen. Da rief ihn der König zurück und ſprach: »Halt ein! und komm her, wenn du durchaus es willſt. Mache den Mund auf.« Der Hirte öffnete den Mund und der Schlangenkönig ſpuckte ihm in denſelben und ſagte: »Jetzt ſpucke du mir in den Mund.« Der Hirte that wie ihm geheißen war, worauf der Schlangenkönig ihm abermals in den Mund ſpuckte. Und nachdem ſie ſo drei Mal nach einander ſich gegenſeitig in den Mund geſpuckt hatten, da ſagte ihm der König: »Nun verſtehſt du die Sprache der Thiere, geh mit Gott! und hüte dich, wenn dir dein Leben theuer iſt, einem Menſchen etwas davon zu verrathen, denn ſagſt du Jemanden nur ein Wort davon, ſo wirſt du augenblicklich ſterben.«

Der Hirte kehrte zurück, und wie er durch den Wald ging, hörte und verſtand er Alles, was die Vögel ſprachen und das Gras und Alles was ſonſt auf der Erde iſt. Als er zu ſeinen Schafen kam und ſie alle vollzählig und in Ordnung fand, legte er ſich ein wenig nieder um auszuruhen. Kaum hatte er ſich hingelegt, da kamen zwei Raben herbeigeflogen, die ſich auf einen Baum ſetzten und in ihrer Sprache zu ſprechen anfingen: »Wenn jener Hirte wüßte, daß an der Stelle, wo jenes ſchwarze Schäfchen liegt, unter der Erde ein ganzer Keller voll Gold und Silber ſich

befindet!« Wie dieß der Hirte hörte, ging er hin zu seinem Herrn und sagte es ihm, und der Herr nahm einen Wagen mit sich und sie gruben die Thür eines Kellers auf und führten den Schatz heim.

Der Herr war aber ein redlicher Mann und gab den ganzen Schatz dem Hirten, indem er zu ihm sprach: »Mein Söhnchen, der ganze Schatz hier ist dein, den hat dir Gott gegeben.«

Der Hirte nahm den Schatz, erbaute sich ein Haus, und nachdem er sich verheirathet hatte, lebte er froh und zufrieden, und ward gar bald als der reichste Mann nicht nur jenes Dorfes, wo er lebte, bekannt, sondern auch in der ganzen Umgebung war kein Zweiter zu finden, der sich mit ihm hätte vergleichen können. Er hatte seine Schaf-, Rinder- und Pferdehirten, viel Hab und Gut und großen Reichthum. Eines Tages gerade vor Weihnachten sprach er zu seinem Weibe: »Bereite Wein und Branntwein und was man sonst braucht, morgen wollen wir hinaus in den Maierhof und es den Hirten bringen, damit auch sie sich erlustigen mögen.« Die Frau befolgte sein Geheiß, und bereitete Alles so wie er ihr befohlen hatte. Als sie des andern Tages in den Maierhof kamen, sprach der Hausherr am Abende zu allen Hirten: »Nun versammelt euch und esset, trinket und seid guter Dinge, ich aber will diese Nacht für euch bei den Herden bleiben.« Und er ging wirklich und blieb bei den Herden. Als Mitternacht herankam, da heulten die Wölfe und die Hunde bellten, und die Wölfe sprachen in ihrer Sprache:

»Dürfen wir kommen und Schaden anrichten? ſo ſollt auch ihr Fleiſch haben.« Und die Hunde antworteten in ihrer Sprache: »Kommt immerhin, damit auch wir uns einmal ſatt eſſen.« Aber unter dieſen Hunden war auch ein alter Hund, der nicht mehr als zwei Zähne im Maule hatte, und dieſer ſprach zu den Wölfen:

»So lange ich noch dieſe meine zwei Zähne im Maule habe, werdet ihr meinem Herrn keinen Schaden thun.«

Alles dies hatte aber der Hausvater mit angehört und verſtanden, und ſo wie der Morgen graute, befahl er alle Hunde todt zu ſchlagen, und nur jenen alten Hund am Leben zu laſſen. Die Knechte wunderten ſich und ſprachen: »Aber bei Gott, das iſt ja Schade, Herr!« Doch der Hausvater befahl: »Was ich ſage, ſoll geſchehen.« Darauf bereitete er ſich mit ſeinem Weibe zur Heimkehr, und Beide beſtiegen die Pferde; er ritt einen Hengſt, das Weib aber ſaß auf einer Stute. Und wie ſie ſo ihres Weges ritten, da geſchah es, daß der Mann etwas vorangeritten war, und das Weib zurückblieb. Da wieherte des Mannes Pferd und ſprach zur Stute: »Vorwärts, ſchneller! was bleibſt du ſo zurück?« Und die Stute antwortete ihm: »Ja, dir iſt leicht, du trägſt nur den einen Herrn, ich aber trage Dreie; ich trage die Herrin, mit ihr das Kind zu dem ſie gute Hoffnung hat, und in mir ein Füllen.« Da ſah der Mann ſich um und lachte, und die Frau dies bemerkend, trieb ihre Stute an, holte den Mann ein und frag ihn weshalb er gelacht habe. »Ach, wegen gar nichts, es kam mir gerade

in den Sinn,« antwortete ihr der Mann. Doch der Frau war dieſe Antwort nicht genügend und ſie drang fort und fort in ihn, ihr zu ſagen weshalb er gelacht hatte. Aber er wehrte ſich und ſagte: »Laß mich in Frieden, Weib, was fällt dir bei? Gott mit dir! ich weiß ſelbſt nicht warum ich gelacht habe.« Aber je mehr er auswich, deſto mehr beſtürmte ſie ihn ihr die Urſache ſeines Lachens mitzutheilen. Zuletzt ſagte ihr der Mann: »So wiſſe denn, daß, wenn ich es dir ſage, ich augenblicklich ſterben muß.« Doch ſelbſt dies beachtete ſie nicht, ſondern quälte ihn fortwährend, er müſſe es ihr ſagen.

Mittlerweile kamen ſie heim. Vom Pferde abſitzend, beſtellte der Mann ſogleich einen Sarg, und als dieſer fertig war, ſtellte er ihn vor das Haus und ſprach zum Weibe: »Sieh, jetzt werde ich mich in dieſen Sarg legen und dir dann ſagen, weshalb ich gelacht habe, aber ſo wie ich es ausſpreche, werde ich ſterben.« Und hierauf legte er ſich wirklich in den Sarg, und wie er noch einmal um ſich blickte, da kam jener alte Hund aus dem Maierhof, ſetzte ſich ihm zu Haupte und weinte. Wie der Mann dies bemerkte, rief er dem Weibe: »Bringe ein Stück Brot heraus und gieb es dieſem Hunde.« Das Weib bringt ein Stück und wirft es dem Hunde vor, der aber ſieht es gar nicht an. Da kommt der Haushahn herbei gelaufen und pickt nach dem Brote, da ſagte der Hund zu ihm: »Elender Nimmerſatt! du kannſt noch eſſen, wenn du ſiehſt, daß der Hausvater ſterben will?« Und der Hahn erwiederte ihm darauf: »mag er ſterben, wenn er ſo

dumm iſt. Ich habe Hundert Weiber, die rufe ich alle zuſammen, wenn ich irgendwo ein Körnlein finde, und ſobald ſie kommen, verſchlucke ichs ſelbſt, und wollte ſich eins darüber ärgern, das würde ich mit meinem Schnabel belehren, und er hat nur Ein Weib und das iſt er nicht im Stande zur Ruhe zu bringen.«

Sobald dies der Mann vernimmt, ſteigt er ſchnell aus dem Sarge, ergreift einen Stock und ruft ſein Weib ins Zimmer: »Komm, nun will ich dir ſagen, was du ſo gern wiſſen möchteſt.« Und indem er ihr mit dem Stocke Eines um das Andere aufmaß, ſprach er: »Das iſt es, Weib, das iſt es!« auf dieſe Art aber wurde er mit ihr fertig, und nie mehr fragte ſie ihn wieder, warum er gelacht hatte.

4.

Der goldene Apfelbaum und die neun Pfauinnen.

Es war einmal ein Kaiſer, der hatte drei Söhne und vor ſeinem Palaſte einen goldenen Apfelbaum, der jede Nacht blühte und Früchte trug, die aber immer gleich gepflückt wurden, ohne daß man je hätte erfahren können, von wem.

Einſt hub nun der Kaiſer ſich mit ſeinen Söhnen in folgender Weiſe zu beſprechen an: »Wo nur die Frucht

unſeres Baumes hinkommen mag!« worauf der älteſte Sohn ſagte: »Ich will den Baum dieſe Nacht hüten, um zu ſehen, wer ſie pflückt.« Und als es dunkel ward, ging er hin und legte ſich unter den Apfelbaum, um ihn zu hüten, aber als die Aepfel ſchon anfingen zu reifen, ſchlief er ein, und als er mit dem Morgenroth erwachte, waren die Aepfel gepflückt. Da ging er hin zum Vater und ſagte ihm Alles getreulich. Nun erbot ſich der zweite Sohn den Apfelbaum zu hüten, aber auch ihm erging es wie dem Erſten, auch er ſchlief unter dem Baum ein, und als er mit dem Frühroth erwachte, waren die Aepfel weg. Nun kam die Reihe den Baum zu hüten an den jüngſten der Söhne, der ſchon darauf vorbereitet war und gleich zu dem Baum hinab ging, ſich unter demſelben ein Lager zurecht machte und ſich ſchlafen legte. Gegen Mitternacht erwachte er, ſchaute zum Baume auf, und ſieh! da begannen die Aepfel eben zu reifen und das ganze Schloß erglänzte von ihrer Pracht. In dem Augenblicke kamen neun goldene Pfauinnen durch die Luft geflogen, acht ließen ſich auf dem Baume nieder, die Neunte aber auf des Prinzen Lager, wo ſie ſich alsbald in ein Mädchen verwandelte, wie kein ſchöneres im ganzen Kaiſerthume zu ſehen war. Auch ihm gefiel ſie über alle Maßen, und ſie küßten ſich und koſeten zuſammen bis nach Mitternacht, dann aber erhob ſich das Mädchen, dem Prinzen dankend für die Aepfel, die ihre Schweſtern indeſſen gepflückt; er aber bittet es, ihm doch wenigſtens Einen zu laſſen. Da gab das Mädchen ihm deren Zwei, einen möge er für ſich

behalten, und den zweiten seinem Vater bringen, worauf es sich wieder in eine Pfauin verwandelte und mit den Andern entschwebte.

So wie der Tag anbrach, stand der Prinz auf und brachte dem Vater die beiden Aepfel. Der Vater war darüber hoch erfreut und belobte seinen jüngsten Sohn. Den nächsten Abend hielt sich des Kaisers jüngster Sohn abermals bereit bei dem Baume zu wachen, hütete ihn auf gleiche Weise wie die erste Nacht, und brachte am Morgen dem Vater wieder zwei goldene Aepfel. Nachdem er dies einige Nächte nach einander ausgeführt, fingen die Brüder an ihm feind zu sein, weil es ihnen nicht gelungen war, den Baum mit Erfolg zu hüten, während dies ihm nun jede Nacht gelang. Und es fand sich eine verdammte Alte, die sich mit ihnen verabredete und sich erbot, es listig auszuspähen und zu erfahren, auf welche Weise der Prinz den Apfelbaum hüte. Und als es Abend ward, stahl sich die Alte unter den Baum, kroch hinter das Lager und verbarg sich daselbst. Bald nach ihr kam auch des Kaisers jüngster Sohn und legte sich wie früher nieder, um zu schlafen. Gegen Mitternacht, sieh, da kamen die acht Pfauinnen auf den Baum geflogen, die Neunte aber ließ sich auf des Prinzen Bette nieder, wo sie sich alsbald in ein Mädchen verwandelte. Da erfaßte die Alte leise eine von des Mädchens Haarflechten, die vom Bette niederhingen und schnitt sie ab. In dem Augenblick sprang das Mädchen vom Lager empor, verwandelte sich in eine Pfauin und flog weg, die übrigen Pfauinnen, welche auf dem Baume

saßen, ihr nach, und flugs waren alle verschwunden. Da springt auch der Prinz auf und ruft: »Was soll das?« Und als er um sich blickte, gewahrte er die Alte unter dem Bette, welche er alsbald ergriff und hervorzog, und wie der Tag anbrach, befahl er, sie scheuen Pferden an die Schweife zu binden, und von ihnen zerreißen zu lassen. Die Pfauinnen aber kamen fortan nicht mehr auf den Apfelbaum, worüber der Prinz nicht aufhörte zu klagen und zu weinen. Zuletzt beschloß er in die Welt zu gehen und seine Pfauin zu suchen, und nicht eher heimzukommen, bis er sie gefunden hätte, ging hin zum Vater und theilte ihm seinen Entschluß mit. Der Vater gab sich alle Mühe ihn davon abzubringen, er möge sich diese Sache aus dem Sinne schlagen, er sei bereit ihm jedes andere Mädchen zu freien, welches er nur immer wolle in seinem ganzen Reiche. Doch das war Alles vergeblich, der Königssohn rüstete sich und zog von einem Diener begleitet in die Welt, seine Pfauin zu suchen.

Nachdem sie nun lange durch die Welt gegangen waren, kamen sie einmal zu einem See, woran ein großes, prächtiges Schloß stand, in welchem eine Alte, die eine Kaiserin war, und ein Mädchen, der alten Kaiserin Tochter, lebte. Diese Alte frug der Prinz: »Bei Gott! Mütterlein, wüßtest du mir nicht Kunde zu geben von neun Pfauinnen?« worauf ihm die Alte antwortete: »Ja, mein Söhnlein, ich weiß von ihnen; jeden Mittag kommen sie sich hier in diesem See zu baden, aber schlag dir die Pfauinnen aus dem Sinne und nimm dir meine Tochter, sie ist ein schönes Mädchen, und soll dir

mit all den Schätzen angehören.« Doch der Prinz in seiner Ungeduld die Pfauinnen zu sehen, hörte kaum, was die Alte von ihrer Tochter sprach. So wie der Morgen anbrach, stand er auf und ging hinaus an den See die Pfauinnen zu erwarten, aber die Alte bestach seinen Diener, und gab ihm ein Blasebälglein, mit dem man das Feuer anfacht, indem sie ihm sagte: »Sieh hier dieses Blasebälglein; wie ihr an den See hinaus geht, so blase deinem Herrn unvermerkt ein wenig von hinten in den Hals, da wird er alsbald einschlafen, und nicht mit den Pfauinnen sprechen können.« Der elende Diener that dies wirklich; als sie hinaus kamen an den See, fand er einen passenden Augenblick seinem Herrn aus jenem Blasebälglein in den Hals zu blasen, und alsbald fiel dieser in einen todähnlichen Schlaf. Kaum aber war er eingeschlafen, sieh, da kamen die neun Pfauinnen, und wie sie kamen, senkten sich acht auf den See, die Neunte aber ließ sich auf des Prinzen Pferd nieder, und fing ihn zu liebkosen und zu wecken an, indem sie sprach: »Erwache Labsal mein! Erwache Herzelein! Erwache Seelchen.« Doch er hörte nicht, als wäre er todt; und nachdem sich die Pfauinnen gebadet hatten, flogen sie mitsammen wieder weg. In dem Augenblicke erwachte auch der Prinz und frug seinen Diener: »Was giebt es? sind sie da gewesen?« Und der Diener erzählte ihm, wie sie gekommen seien, und wie achte von ihnen sich auf den See gesenkt, die Neunte aber sich zu ihm aufs Pferd niedergelassen, und wie sie ihn geliebkost und zu wecken sich bemüht habe. Und als dies der arme Kaiser-

sohn hörte, da hätte er sich tödten mögen. Am Morgen des zweiten Tages bereitete er sich wieder mit seinem Diener, bestieg sein Pferd und ritt auf und ab den See entlang. Aber von neuem fand der Diener Gelegenheit ihm mit dem Blasebälglein in den Hals zu blasen, daß er wieder in Schlaf versank als wäre er todt. So wie er aber eingeschlafen war, sieh, da sind auch schon die neun Pfauinnen. Acht lassen sich nieder in den See, die Neunte aber setzt sich zu ihm aufs Pferd, und fängt ihn zu liebkosen und zu wecken an, indem sie spricht: »Erwache Labsal mein! erwache Herzelein, erwache Seelchen!« Doch umsonst, er schläft wie todt. Da sagte sie zum Diener: »Sage deinem Herrn, morgen noch könne er uns hier erwarten, dann aber werde er uns nimmer hier sehen.« Und damit flogen sie wieder weg. In demselben Augenblicke erwachte auch wieder der Prinz und frug den Diener: »Sind sie gekommen?« und der Diener antwortet ihm: »Ja, sie waren da, und lassen dir sagen, morgen noch könntest du sie hier erwarten, dann aber werden sie nimmer hieher kommen.« Wie dies der Aermste hört, weiß er nicht was mit sich selbst beginnen, und rauft sich das Haar aus Schmerz und Trauer. Als der dritte Tag graute, bereitete er sich wieder nach dem See zu gehen, bestieg sein Pferd und ritt den See entlang, aber diesmal wollte er nicht das Pferd im Schritte gehen lassen, sondern ritt beständig im Galopp, damit er nur nicht einschlafe. Aber auch diesmal findet der Diener eine Gelegenheit ihm mit dem Blasebälglein in den Hals zu blasen, und

augenblicklich ſinkt er auf den Hals des Pferdes nieder und ſchläft. So wie er eingeſchlafen war, ſieh, da kamen nochmal die neun Pfauinnen, und wie ſie kamen, ſenkten ſich acht auf den See, die Neunte aber ließ ſich auf ſein Pferd nieder, liebkoſte ihn und bemühte ſich ihn zu wecken, indem ſie ſprach: „Erwache Labſal mein! erwache Herzelein! erwache Seelchen!“ Aber vergeblich, er ſchläft wie todt. Da ſagt die Pfauin dem Diener: „Wenn dein Gebieter aufwacht, ſo ſage ihm, er möge den oberen Nagel auf den unteren ſchlagen, dann werde er mich finden.“ Und ſomit flogen alle neun Pfauinnen weg. Sobald ſie weggeflogen waren, erwachte auch der Prinz und frug wieder den Diener: „Waren ſie da?“ Und der Diener antwortete; „Ja, ſie waren da, und die ſich auf dein Pferd niedergelaſſen hatte, trug mir auf dir zu ſagen, du mögeſt den oberen Nagel auf den unteren ſchlagen, dann werdeſt du ſie finden.“ Wie der Prinz dies hörte, riß er den Säbel aus der Scheide und ſchlug dem Diener den Kopf ab. Dann fing er an allein durch die Welt zu reiſen, und wie er ſo wanderte, gelangte er in ein Gebirge, übernachtete dort bei einem Einſiedler, und frug auch dieſen ob er ihm nicht etwas von den neun Pfauinnen zu ſagen wüßte. Worauf der Einſiedler ihm antwortete: „Ei, mein Söhnlein! du biſt glücklich, und Gott ſelbſt hat dich auf den rechten Weg geleitet. Von hier bis zu ihnen iſt nicht mehr als einen halben Tag Weges, geh nur immer gerade aus, ſo wirſt du an ein großes Gitterthor kommen, und wenn du an dieſem vorüber biſt, ſo halte

dich rechts, und du wirst gerade in ihre Stadt kommen, dort sind auch ihre Höfe.«

So wie der Morgen graute, erhob sich der Kaisersohn, machte sich reisefertig, dankte dem Einsiedler und trat den Weg an, den dieser ihm bezeichnete hatte. Und immer fort gehend, gelangte er wirklich an ein großes Gitterthor, und an diesem vorbei hielt er sich gleich rechts, und gegen Mittag sah er zu seiner großen Freude die Stadt erglänzen, und als er in die Stadt hineinkam, erfrug er auch das Schloß der goldenen Pfauinnen. Am Thor aber wurde er von der Wache angehalten und gefragt, wer er sei, und woher er komme, und nachdem er ihnen Bescheid gegeben hatte, gingen sie hin und meldeten es der Kaiserin; doch kaum erfuhr diese, wer vor dem Thore stehe, als sie wie von Sinnen in Gestalt jenes Mädchens, das zu suchen er die Welt durchzog, zu ihm eilte, ihn bei der Hand faßte und in das Schloß führte. Da war nun große Freude, und nach einigen Tagen vermählten sich die Beiden, und der Prinz beschloß bei seiner Neuvermählten zu bleiben und da zu leben. Nach einiger Zeit ging die Kaiserin spazieren, während der Prinz im Schlosse zurückblieb. Beim Weggehen übergab ihm die Kaiserin die Schlüssel von zwölf Kellern, indem sie zu ihm sprach: »In alle Keller kannst du gehen, nur in den zwölften geh um keinen Preis, nicht einmal öffnen sollst du ihn, sonst gilt es dir den Kopf, und mit dem soll man nicht Scherz treiben.« Und damit ging sie weg.

Der Kaisersohn, der allein im Schlosse blieb, fing als-

bald an bei ſich zu denken: „Was könnte denn nur in dem zwölften Keller ſein?“ Und dann fing er an die Keller der Reihe nach zu öffnen. Als er zu dem zwölften kam, da zögerte er im Anfange ihn zu öffnen, aber die Neugierde, was wohl in dieſem Keller ſein könne, ſtachelte ihn ſo ſehr, daß er zuletzt auch dieſen aufſchloß. Wie er hineintrat, ſah er in der Mitte des Kellers ein großes Faß mit eiſernen Reifen beſchlagen, und eine Stimme dringt aus demſelben hervor: „Um Gottes Willen, Bruder! bitte ich dich, gieb mir ein Glas Waſſer, ich ſterbe vor Durſt,“ da nimmt der Prinz ein Glas Waſſer und gießt es in das Faß, aber ſo wie er es hineingießt, ſpringt am Faſſe ein Reif. Hierauf ertönt abermals die Stimme aus dem Faſſe: „Um Gottes Willen, Bruder, ich ſterbe vor Durſt, gieb mir noch ein Glas Waſſer.“ Der Prinz gießt wieder ein Glas Waſſer hinein, und wieder ſpringt am Faſſe ein Reif. Und zum dritten Male ertönt die Stimme aus dem Innern des Faſſes: „Bei Gott, Bruder! ich ſterbe vor Durſt, gieb mir nur noch ein Glas Waſſer.“ Der Prinz gießt noch ein Glas Waſſer hinein, da ſpringt der dritte Reif, das Faß fällt auseinander, und aus demſelben flog ein Drache heraus, der die draußen luſtwandelnde Kaiſerin packte und von dannen trug. Bald eilten die erſchrockenen Dienerinnen herbei, und erzählten dem Prinzen was ſich zugetragen, und auf welche Weiſe; und er, der Arme, wußte nicht was er beginnen ſollte in ſeinem Jammer, bis er zuletzt beſchloß, abermals in die Welt zu gehen und ſeine Frau zu ſuchen. Nachdem er die Welt

lange Zeit durchreiſt hatte, kam er an ein Waſſer, und wie er ſo das Waſſer entlang ging, bemerkte er in einer kleinen Lache ein Fiſchchen, das ängſtlich zappelte. Als das Fiſchchen den Prinzen erblickte, fing es an ihn zu bitten: „Sei um Gottes Willen mir ein Bruder, und wirf mich ins Waſſer, ich werde dir einmal ſehr nützen können, nur mußt du dir eine von meinen Schuppen nehmen, und wenn du mich brauchſt, ſie ein wenig zwiſchen den Fingern reiben.“ Der Prinz packte das Fiſchchen und warf es in das Waſſer, nachdem er vorher von ihm eine Schuppe genommen, und dieſe ſorgſam in ein Tuch gewickelt hatte. Und als er weiter zog durch die Welt, da traf er nach einiger Zeit unter Weges einen Fuchs, der ſich in einer Falle gefangen hatte. So wie der Fuchs des Prinzen anſichtig ward, rief er ihn an: „Sei mir bei Gott ein Bruder, und befreie mich aus dieſem Eiſen, ich werde dir einmal ſehr nützen können, nur mußt du dir von mir ein Haar nehmen, und wenn du mich brauchſt, es ein wenig zwiſchen den Fingern reiben.“ Der Prinz befreite den Fuchs, und nahm ſich von ihm ein Haar. Und weiter gehend über ein Gebirge traf er auch einen Wolf, der in eine Falle gerathen war. Und auch der Wolf, ihn erblickend, rief ihm zu: „Sei Gott zu Lieb ein Bruder mir, und befreie mich, ich werde dir beiſtehen, wenn du in Noth biſt, nimm nur eines meiner Haare, und wenn du mich benöthigſt, dann reib es ein wenig zwiſchen den Fingern.“ Da nahm der Prinz auch ein Haar vom Wolfe und ließ ihn frei. Nachdem er noch ſehr lange Zeit darauf herum

gereiſt war, begegnete er einem Mann, und dieſen fragte er: „Bei Gott, Bruder! haſt du wohl je gehört, wo die Höfe des Drachenkaiſers ſind?“ Der Mann wußte ihm Beſcheid zu ertheilen, und nachdem er ihn zurecht gewieſen hatte, ſagte er ihm auch, wie viel Zeit er noch brauche um dahin zu kommen. Da dankte ihm der Prinz und ging weiter ohne Raſt, bis er am Abende die Stadt des Drachenkaiſers erreichte. Als er in die Drachenhöfe eintrat, da fand er auch ſeine Geliebte, und Beide freuten ſich des Wiederſehens, und fingen alsbald an ſich zu berathen, was nun zu thun ſei, und wie ſie ſich am beſten retten könnten. Zuletzt beſchloſſen ſie zu fliehen. So ſchnell wie möglich machten ſie ſich reiſefertig, beſtiegen Pferde und flohen. Kaum aber waren ſie aus dem Schloſſe entwichen, als der Drache heimgeritten kam, und als er das Schloß betrat, und die Kaiſerin nicht mehr daſelbſt fand, da fieng er mit ſeinem Roſſe, welches reden konnte, zu ſprechen an: „Was ſollen wir thun? ſollen wir nun eſſen und trinken, oder zur Verfolgung aufbrechen?“ Worauf das Roß ihm antwortete: „Iß und trink und ſei unbeſorgt, wir werden ſie ſchon einholen.“ Da aß der Drache zu Mittag, und nachdem er gegeſſen hatte, beſtieg er ſein Roß und verfolgte die Flüchtigen, und in Kürze hatte er ſie eingeholt. Und wie er ſie erreicht hatte, nahm er dem Prinzen ſein Liebchen weg und ſprach zu ihm: „Du geh mit Gott! dies Mal will ich dir vergeben, um jenes Waſſers willen, das du mir im Keller gereicht haſt, aber kehre nie mehr wieder, ſo dir dein Leben lieb iſt.“ Betrübt ging der

Arme ein Stückchen Weges weiter, aber dem Drange seines Herzens nachgebend, kehrte er wieder um, und ging den nächsten Tag abermals nach dem Drachenschlosse, wo er die Kaiserin antraf, wie sie allein im Schlosse saß und weinte. Und wie sie sich wieder sahen, da fingen sie abermals an sich zu berathen, wie sie wohl entfliehen könnten. Und der Prinz sprach zu seiner Geliebten: »Wenn der Drache heim kömmt, sollst du ihn fragen, wo er das treffliche Pferd bekommen hat, und es mir dann sagen, damit auch ich ein Solches suche, vielleicht können wir dann entkommen.« Und mit diesen Worten verließ er das Schloß. So wie der Drache nach Hause kam, fieng die Kaiserin an sich ihm schmeichelnd zu nähern, und von Verschiedenem mit ihm zu sprechen an, und bis sie zuletzt sagte: »Aber du hast ein schönes Pferd! Sage mir doch, wo du es her hast, so wahr du an Gott glaubst!« Worauf er ihr antwortete: »Ja, wo ich es her habe, da kann es nicht Jeder herbekommen. In diesem und diesem Gebirge lebt eine Alte, die hat zwölf so schöne Pferde an blanken Krippen stehen, daß es dir schwer würde zu sagen, welches wohl das schönste sei. Und in einem Winkel des Stalles hat sie ein Pferd, das sieht ganz räudig und erbärmlich aus, aber gerade dieses ist das allerbeste; es ist der Bruder meines Pferdes, wer das bekommt, der kann sich mit ihm bis in die Wolken erheben. Allein wer dies Pferd haben wollte, muß der Alten drei Tage dienen. Sie hat nämlich eine Stute mit einem Füllen, die soll man ihr drei Nächte hüten, und wer Stute und Füllen durch drei

Nächte lang gut hüten, dem giebt die Alte eines ihrer Pferde, das er sich selber wählen kann. Wer aber sich bei der Alten verdingt, und Stute und Füllen durch drei Nächte nicht gut zu hüten im Stande ist, um dessen Kopf ist es geschehen.«

Den nächsten Tag, als der Drache von Hause wegging, kam der Prinz und da theilte ihm die Kaiserin Alles mit, was sie vom Drachen erfahren hatte. Da machte er sich auf zu jener Alten ins Gebirge zu gehen, und als er hinkam sprach er zu ihr: »Gott helfe dir, Mütterlein!« Und sie erwiederte ihm den Gruß: »Möge Gott auch dir helfen, Söhnlein; doch was hast du vor?« worauf er sagte: »Bei dir wollt ich gerne dienen.« Und sie antwortete ihm: »Gut mein Söhnlein. Wenn du mir durch drei Tage meine Stute gut hütest, will ich dir ein Pferd geben, welches du nur immer willst, hütest du sie aber nicht gut, dann nehme ich dir den Kopf.« Dann führte sie ihn hinaus in den Hof, welcher ringsum von Pfählen umgeben war, und auf jedem Pfahle stack ein Menschenkopf, nur ein einziger Pfahl war leer, und dieser rief in einem fort: »Alte, gieb mir auch einen Kopf.« Alles dies zeigte ihm die Alte und sprach dann: »Sieh, alle diese hatten sich bei mir verdungen, und keiner war im Stande die Stute zu hüten. Doch den Prinzen schreckte es nicht, er blieb dort um der Alten zu dienen.

Als es Abend ward, bestieg er die Stute, und ritt hinaus auf das Feld und das Füllen lief hinterdrein. Und er blieb in einem fort auf der Stute sitzen, doch gegen Mitternacht überkam ihn der Schlaf, und er schlief ein, und als

er wieder aufwachte, ſaß er auf einem Klotze und hielt den Halfter in den Händen. Wie er dies gewahrt, erſchrickt er und ſpringt auf, die Stute zu ſuchen. Und ſie ſuchend kommt er an ein Waſſer. Wie er deſſen anſichtig wird, erinnert er ſich mit einem Male des Fiſchchens, das er aus der Lache in den Fluß geworfen hatte. Da holt er ſchnell aus dem Tuche jene Schuppe hervor, und kaum hat er ſie zwiſchen den Fingern ein wenig gerieben, ſo läßt ſich auch ſchon das Fiſchlein aus dem Waſſer vernehmen: »Was giebt es mein Bundesbruder?« Worauf er antwortet: »Mir iſt die Stute der Alten entwiſcht, und nun weiß ich nicht, wo ſie iſt.« Da ſagt ihm das Fiſchlein: »Sie iſt hier unter uns, ſie hat ſich in einen Fiſch verwandelt, und das Füllen in ein Fiſchchen; ſchlage du nun mit dem Halfter ins Waſſer und ſprich: »Halt, Stute der Alten!« Da ſchlug er mit dem Halfter ins Waſſer und ſprach dabei: »Halt, Stute der Alten!« Und alsbald war ſie wieder eine Stute wie ſie früher war, und kam mit dem Füllen ans Ufer. Da legte er ihr den Halfter um, ſetzte ſich auf und ritt heim, und das Füllen lief hinten drein. Wie er heim kam, gab ihm die Alte zu eſſen, die Stute aber führte ſie in den Pferdeſtall, ſchlug ſie dort mit einer Ofenſtange und rief dabei: »Unter die Fiſche hätteſt du gehen ſollen, Elende!« und die Stute antwortet: »Ich war unter den Fiſchen, aber die Fiſche ſind ſeine Freunde, und haben mich verrathen.« Da ſagte ihr die Alte: »So geh unter die Füchſe!« So wie die Nacht nahte, beſteigt der Prinz wieder die Stute und reitet hinaus ins Feld, und

das Füllen läuft hinten drein. Wieder blieb er auf der Stute ſitzen, doch gegen Mitternacht überkommt ihn abermals ein Schlaf, deſſen er ſich nicht erwehren kann, und als er aufwacht, ſitzt er rittlings auf dem Klotze und hält den Halfter in den Händen. Wie er dies gewahrt, erſchrickt er und ſpringt auf, die Stute zu ſuchen. Plötzlich erinnert er ſich, was die Alte zur Stute geſprochen, und ſchnell zieht er aus ſeinem Tuche jenes Fuchshaar hervor, reibt es und im Augenblicke ſteht auch der Fuchs vor ihm und frägt, was giebt es Bundesbruder? »Mir iſt die Stute der Alten weggelaufen, und nun weiß ich ſie nicht zu finden,« antwortete er. Worauf der Fuchs ihm ſagt: »Hier iſt ſie unter uns, ſie hat ſich in eine Füchſin verwandelt und das Füllen in ein Füchslein, aber ſchlage nur mit dem Halfter auf die Erde und ſprich dabei: »Halt, Stute der Alten!« Da ſchlug er mit dem Halfter auf die Erde und ſprach: »Halt, Stute der Alten!« Und alsbald ward die Füchſin eine Stute wie ſie früher war, und ſtand plötzlich mit dem Füllen vor ihm. Da legt er ihr den Halfter um, ſetzte ſich auf und ritt heim, und das Füllen lief hinten drein. Als ſie heim kamen trug die Alte das Eſſen auf, die Stute aber führte ſie gleich in den Stall, ſchlug ſie daſelbſt wieder mit einer Ofenſtange, indem ſie ſchrie: »Unter die Füchſe hätteſt du gehen ſollen, Elende!« worauf die Stute wieder antwortet: »Ich war ja unter den Füchſen, aber die Füchſe ſind ſeine Freunde, die haben mich verrathen.« Da ſagt ihr die Alte: »So geh unter die Wölfe.« Als zum dritten Male die Nacht an-

brach, beſteigt der Prinz abermals die Stute und reitet hinaus aufs Feld, und das Füllen läuft hinten drein. Wie früher blieb er auch diesmal fort auf der Stute ſitzen; doch gegen Mitternacht übermannte ihn der Schlaf auch diesmal, und als er aufwachte, ſah er wieder rittlings auf einem Klotze und hielt den Halfter in den Händen. Wie er dies gewahrt, erſchrickt er und ſpringt empor die Stute zu ſuchen, und ſich beſinnend was die Alte zur Stute geſprochen, holt er aus ſeinem Tuche jenes Wolfshaar hervor, und kaum hat er es ein wenig gerieben, da ſteht auch ſchon der Wolf vor ihm und frägt: »Was giebt es Bundesbruder?« »Ach! mir iſt die Stute der Alten weggelaufen,« antwortet der Prinz, »und nun weiß ich ſie nicht zu finden.« Da ſagt ihm der Wolf: »Hier iſt ſie unter uns, ſie hat ſich in eine Wölfin verwandelt, und das Füllen in ein Wölflein; ſchlage du nur mit dem Halfter auf die Erde, und ſprich: »Halt, Stute der Alten!« Und er ſchlägt mit dem Halfter zur Erde und ſpricht: »Halt, Stute der Alten!« Und die Wölfin ward wieder eine Stute wie ſie ehedem geweſen und ſtand mit einem Male ſammt dem Füllen vor ihm. Da legt ihr der Prinz den Halfter an, ſitzt auf und reitet heim, und das Füllen läuft hinten drein. Als er heim kam, gab die Alte ihm zu eſſen, die Stute aber führt ſie in den Stall, und ſie wieder mit der Ofenſtange ſchlagend, ſpricht ſie: »Unter die Wölfe hätteſt du gehen ſollen, Elende!« Und wieder antwortet ihr die Stute: »Ich war ja unter den Wölfen, aber die Wölfe ſind ſeine Freunde und haben mich verrathen.«

Da geht die Alte hinaus, und der Prinz ſpricht zu ihr: »Hr, Alte, ich habe dir redlich gedient, nun gieb mir auch, wofür ich mich verdungen habe.« »Was wir ausgemacht haben, ſoll dir auch werden,« antwortete die Alte. »Sieh hier, von dieſen zwölf Pferden kannſt du dir wählen, welches Du nur willſt.« Er aber erwiederte: »Was ſoll ich viel wählen, gieb du mir aus jenem Winkel dort das ſchäbige Pferd, für mich paſſen die ſchönen nicht.« Doch die Alte aber wollt' ihn davon abbringen, und ſprach: »Ei, wie magſt du ein ſo ſchäbiges Pferd nehmen, wenn du die Wahl unter ſo prächtigen haſt.« Er jedoch blieb dabei und ſprach: »Gieb du mir nur, was ich will, denn ſo haben wir es ausgemacht.« — Die Alte wußte keinen Ausweg, und gab ihm das ſchäbige Pferd. Da nahm er Abſchied von ihr und ging fort ſein Pferd am Halfter führend. Als er mit ihm in einen Wald kam, reinigte er es, und nachdem er es ſauber abgewiſcht hatte, da glänzte es als hätt' es goldenes Haar. Dann erſt ſetzte er ſich auf und trieb es an, und es flog dahin gleich einem Vogel, und brachte ihn in wenigen Augenblicken vor das Drachenſchloß. So wie der Prinz eintrat, ſprach er zur Kaiſerin: »Mach dich fertig ſo ſchnell als möglich.« Und als ſie bereit waren, beſtiegen ſie beide jenes Pferd und machten ſich mit Gott auf den Weg. Nach einer Weile kommt der Drache heim, und als er ſieht, daß die Kaiſerin fort iſt, ſpricht er zu ſeinem Pferde: »Was ſollen wir thun? Sollen wir eſſen und trinken, oder ſollen wir die Flüchtigen verfolgen?« Und

das Pferd antwortete ihm: »Essen oder nicht essen, trinken oder nicht trinken, sie verfolgen oder nicht verfolgen ist einerlei, du wirst sie doch nicht mehr erreichen.« Wie dies der Drache hört, da fängt er ungestümm auf und jagt ihnen nach. Und als die Flüchtigen den Drachen hinter sich erblickten, wie er sie verfolgte, erschraken sie und trieben das Pferd an, noch schneller zu laufen, doch das Pferd sprach zu ihnen: »Fürchtet euch nicht, wir brauchen nicht zu fliehen.« Und als der Drache sie beinah erreicht hatte, rief mit einem Male sein Pferd dem, das die Flüchtigen trug, zu: »Um Gottes Willen, Bruder, warte ein wenig, ich geh zu Grunde, wenn ich dir noch weiter nachjagen soll.« Doch des Prinzen Pferd erwiederte ihm: »Warum bist du so närrisch und trägst dieses Ungeheuer. Bäume dich, schleudre es herab auf die Steine und komm mit uns.« Wie dies das Pferd des Drachen hörte, schüttelt es sich mit aller Kraft, schnellt mit den Füßen in die Höhe, schleudert den Drachen auf die Steine, daß er in viele Stücke barst, und gesellte sich zu seinem Bruder. Hierauf setzten es die Kaiserin und so gelangten Beide glücklich zurück in ihr Reich, und herrschten dort bis an ihr Ende.

5.

Stojſcha und Mladen.

Einſt lebte ein Kaiſer, der hatte drei Töchter die er in großer Verborgenheit hielt, und nie ins Freie ließ. Als ſie heirathfähig waren, da erlaubte er ihnen zum erſten Male den Kolo zu tanzen. Doch ſo wie ſie in den Kolo traten, brauſte ein Sturm heran, und entführte ſie alle Drei. Als der Kaiſer gewahrte, daß ſie verſchwunden waren, erſchrak er ſehr und ſandte eiligſt nach allen Richtungen des Landes Boten aus, ſie zu ſuchen; aber die Boten kehrten wieder und ſagten ihm, daß man ſie nirgends finden könne, da wurde der Kaiſer krank, und der Kummer machte ſeinem Leben ein Ende.

Die Kaiſerin, die er hinterließ, war aber geſegneten Leibes, und als ihre Zeit herum war, gebar ſie einen Knaben, den ſie Stojſcha nannte, und der als er ein wenig herangewachſen war, ein Held ward wie es wenige ſeines Gleichen gab. Als er achtzehn Jahre alt war, da frug er einſt ſeine Mutter: »Aber bei Gott, Mutter, wie kommt es, daß du außer mir keine Kinder mehr geboren haſt?« Die Kaiſerin ſeufzte tief auf und brach in Thränen aus, wagte es aber nicht ihm zu ſagen, daß ſie drei Töchter gehabt habe und wie dieſe verſchwunden ſeien, aus Furcht, es möchte Stojſcha auf

gut Glück in die Welt ziehen wollen ſie zu ſuchen, und ſie auf dieſe Weiſe ihn auch noch verlieren.

Doch wie Stoiſcha die Mutter weinen ſah, beſchwor er ſie, ihm zu ſagen, was ihr fehle. Da hub die Mutter ihm ausführlich zu erzählen an, wie ſie drei Töchter gehabt habe dreien Roſen gleich, wie dieſe ihr verloren gegangen, und wie man ſie vergeblich nach allen Seiten hin geſucht habe. Da ſprach Stoiſcha nachdem er ſeiner Mutter zugehört hatte: »Weine nicht, Mutter, ich will gehen und ſie ſuchen.« Doch kaum hatte die Mutter dies vernommen, ſo ſchlug ſie ſich mit den Händen an die Bruſt und klagte: »Wehe mir armem Kukuk: alſo auch ohne Sohn ſoll die Mutter bleiben!« und hierauf ſucht ſie ihn von dieſem Entſchluſſe abzubringen, indem ſie ihn bittet nicht zu gehen und ihm vorſtellt, daß dies ja ſchon lange her ſei, und daß nur Gott wiſſe, ob ſie auch mehr am Leben ſeien. Doch Stoiſcha ließ ſich nicht beirren, ſondern ſprach: »Sage mir Mutter, wo die Waffen ſind, die mein Vater als Kaiſer getragen, und wo ſein Pferd, das er geritten hat?« Und wie die Mutter ſieht daß er ſich nicht mehr halten laſſe, da ſagte ſie ihm, der Vater habe in ſeinem Jammer das Pferd in dem Geſtüte wieder frei gelaſſen, und die Waffen auf den Boden geworfen.

Alsbald ging Stoiſcha auf den Boden und fand dort die Waffen mit Staub bedeckt und ganz verroſtet, er aber fegte ſie, daß ſie ſchimmerten als wären ſie neu geſchmiedet; dann ging er in das Geſtüte, fand dort auch des Vaters Pferd, führte es nach Hauſe und in den Stall, fütterte es

und hielt es rein, und nach einem Monate hatte es sich erholt gleich einem Vogel, da es überdies von Natur geflügelt war und gewaltig wie ein Drache. Als Stojscha sich schon völlig zur Reise gerüstet hatte, sprach er zuletzt noch zur Mutter: Hast Du nicht irgend ein Zeichen mir mitzugeben, für den Fall daß Gott die Schwestern mich finden läßt, daß sie mir dann auch glauben, daß ich ihr Bruder sei?

Weinend antwortete ihm die Mutter: »Ich habe, geliebter Sohn, drei Tücher, die sie mit ihren Händen stickten, die will ich dir geben,« worauf sie die Tücher holte und ihm gab. Da küßte er ihr noch einmal die Hand, bestieg dann sein Pferd und ritt fort in die Welt, seine Schwestern zu suchen.

Nachdem er lange Zeit die Welt durchzogen hatte, gelangte er eines Tages an eine große Burg, und vor dieser Burg floß eine Quelle, aus welcher alle Bewohner der Stadt Wasser holten. Und als Stojscha zur Quelle kam, erquickte er sich erst mit ihrem Wasser, worauf er sich in den Schatten legte um ein wenig zu ruhen; damit ihn aber die Mücken nicht quälten, bedeckte er sich das Antlitz mit einem jener drei Tücher, die die Mutter ihm gegeben hatte. Nach einer Weile kam eine Frau um Wasser, und gewahrte Stojscha neben der Quelle im Schatten liegend. Und wie sie ihn erblickte und das Tuch, mit dem er sich das Antlitz bedeckt hatte, seufzte sie tief, und Wasser schöpfend blickte sie unverwandten Auges nach ihm, und selbst nachdem sie schon geschöpft, konnte sie sich von dem Anblicke nicht losſagen, sondern blieb wie angewurzelt stehen, ihn fortwährend betrachtend. Da frägt sie Stojscha,

dem das nicht entgangen war: »Was iſt dir Schwägerin, daß du mich ſo anſiehſt, entweder haſt du ſeit Langem keinen Mann geſehen, oder du glaubſt mich zu kennen?« Da antwortet ſie ihm: »Bruder ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit meinen Händen ſtickte.« Da ſpringt Stoſſcha auf, und frägt ſie, woher ſie ſei, und aus welchem Geſchlecht, worauf ſie ihm ſagt, daß ſie die Tochter eines Kaiſers aus der und der Burg ſei, und wie ihrer drei Schweſtern geweſen, und wie ein Sturm ſie alle Drei entführt. Kaum hat Stoſſcha dies vernommen, als er ſich ihr mit den Worten zu erkennen gibt: »Ich bin dein Bruder! Du wirſt dich vielleicht erinnern können, daß die Mutter guter Hoffnung war, als euch der Sturm wegtrug?« Und ſie konnte ſich deſſen wohl entſinnen, und in Thränen ausbrechend fiel ſie ihm um den Hals und erzählte ſchluchzend: »Ach mein ſüßer Bruder! wir ſind alle Drei in die Hände von Drachen gerathen. Drei Drachen-Brüder haben uns entführt, und nun hält jeder Eine von uns in ſeinem Schloſſe gefangen.«

Nachdem ſie dies geredet hatten, nahmen ſie ſich bei den Händen und gingen zuſammen in des Drachen Schloß. Dort empfing und bewirthete ſie ihn auf das Beſte, als es aber Abend ward, ſprach ſie zu ihm: »Bruder, nun wird der grimme, feurige Drache kommen, der helles Feuer ſpeit, und da möchte ich dich gerne beſchützen, damit dich ſeine Flammen nicht erreichen können; komm daher und verberge dich.« Aber Stoſſcha antwortet: »Zeige mir, wie viel er auf einmal verzehrt.« Da führt die Schweſter ihn in das Nebengemach,

da ſtand ein gebratener Ochſe, ein Backofen voll Brot und ein Eimer Wein,« ſieh das iſt ſein Theil« ſagt die Schweſter, und als Stojſcha dies ſieht, kreuzt er die Füße, und iſt Alles auf, daß auch kein Broſam übrig bleibt, dann ſpringt er auf und ſpricht: »Aha, Schweſter, wenn nur noch etwas da wäre!« Und nachdem Stojſcha ſo zur Nacht gegeſſen, da ſagt ihm die Schweſter: »Nun wird der Drache ſeine Keule übers Haus werfen, zum Zeichen, daß er heim kommt.« Und in dem Augenblicke, als ſie dies ſagt, ſchwirrt auch ſchon die Keule über das Dach, Stojſcha aber läuft vor das Haus, läßt ſie nicht einmal zur Erde fallen, ſondern fängt ſie mit den Händen auf, und ſchleudert ſie zurück über den Drachen hinüber und weit hinaus über die Grenze. Als das der Drache ſieht, wundert er ſich und denkt: »Was für eine fremde Gewalt mag wohl in meinem Schloſſe hauſen?« kehrt um, holt erſt ſeine Keule und geht dann heim. Als er ſich dem Schloſſe naht, kommt die Prinzeſſin ihm entgegen, die er mit den Worten anſchnaubt: »Wer iſt bei dir im Schloſſe?« Und ſie antwortet ihm: »Mein Bruder.« Und der Drache frägt ſie weiter: »Und weßhalb iſt er gekommen?« Und ſie erwidert: »Er iſt gekommen, um mich zu ſehen.« Worauf der Drache zornig ſpricht: »Der ſcheint mir nicht gekommen dich zu ſehen, ſondern dich zu holen.« Nun kam auch Stojſcha, der im Schloſſe drinnen das ganze Geſpräch mit angehört hatte, zum Drachen heraus, doch ſo wie der Drache ihn erblickt, ſtürzt er auf ihn los, aber Stojſcha hatte dies erwartet, und nun faßten ſie ſich und rangen miteinander,

und es gelingt dem Stoſſcha den Drachen zu Boden zu werfen, und indem er ihn niederdrückt, da frägt er ihn: »Was willſt du nun beginnen?« Der Drache aber antwortet: »Hätte ich dich ſo unter den Knien, wie du mich, ich wüßte ſchon, was ich thäte.« »Und ich,« ſpricht Stoſſcha, indem er ihn wieder frei läßt, »ich will dir nichts thun.« Da nimmt ihn der Drache bei der Hand, führt ihn ins Schloß und veranſtaltet ihm zu Ehren Luſtbarkeiten eine ganze Woche lang. Nachdem die Woche vorüber war, fragte Stoſſcha den Drachen um ſeine andern zwei Schwäger, die feurigen Drachen, und der Drache nannte ihm den Weg, den er einſchlagen müſſe, um nach dem Hofe des zweiten Drachen zu gelangen, und dort, ſagte er, werde er ſchon erfahren wo der dritte ſei. Hierauf rüſtete ſich Stoſſcha zur Reiſe, nahm Abſchied von der Schweſter und dem Schwager, und ging zum zweiten Drachen. Und nachdem er wieder lange Zeit gewandert war, kam er abermals an eine Burg, und vor derſelben floß eine Quelle, aus welcher die ganze Bevölkerung der Burg Waſſer holte. Nachdem er ſich mit einem friſchen Trunke erquickt hatte, legte er ſich auch hier in den Schatten um ein wenig zu ruhen; damit ihn aber die Mücken nicht quälten, bedeckte er ſich das Antlitz wieder mit einem jener drei Tücher.

Es dauerte nicht lange, ſich, da kam eine Frau um Waſſer, und Stoſſcha und das Tuch erblickend, ſeufzte ſie tief auf, und während ſie Waſſer ſchöpfte, betrachtete ſie ihn unverwandten Auges, und ſelbſt als ſie ſchon Waſſer geſchöpft, konnte ſie ſich von dem Anblicke nicht losreißen, und blieb wie

angewurzelt ſtehen. Da frägt ſie Stojſcha, dem dies auffällt: »Was haſt du Schwägerin, daß du mich ſo betrachteſt? Entweder haſt du lange keinen Mann geſehen, oder glaubſt du mich zu kennen?« Und ſie antwortet ihm: »Bruder, ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit meinen Händen ſtickte.« Da ſpringt Stojſcha auf, und gibt ſich ihr als ihren Bruder zu erkennen, und erzählt ihr zugleich wie er bei der andern Schweſter geweſen. Und als die Frau vernimmt, daß er ihr Bruder ſei, bricht ſie in Thränen aus und fällt ihm um den Hals. Hierauf nehmen ſie ſich bei den Händen, gehen zuſammen in das Drachenſchloß; dort empfängt und bewirthet ihn die Schweſter auf das Beſte, als es aber Abend ward, da ſagte ſie zu ihm: »Bruder! nun wird der feurige Drache kommen, der ſpeit helles Feuer, und da möchte ich dich gerne ſchützen, daß er dich mit ſeiner Macht nicht verbrenne, komm daher und verberge dich.« Doch ſtatt aller Antwort fragte ſie Stojſcha: »ſage nur Schweſter, wie viel verzehrt er zu Abend?« Da führte ſie ihn in das andere Gemach und da ſtanden zwei gebratene Ochſen, zwei Backöfen voll Brod und zwei Eimer Wein, »dies iſt ſein Theil,« ſagt da die Schweſter, und als Stojſcha dies ſieht, kreuzt er die Füße, ſetzt ſich hin und ißt Alles auf, daß auch nicht ein Broſam übrig blieb, dann ſpringt er auf und ſpricht: »Aha, Schweſter, und wenn nur noch etwas da wäre!« Und nachdem Stojſcha ſo zu Nacht gegeſſen, da ſpricht zu ihm die Schweſter: »Nun wird gleich, gar aus dem anderen Gebiete, eine Keule übers Haus herüber fliegen, damit man wiſſe, daß der

Drache naht.« Und in dem Augenblicke als sie dies sagt, schwirrt auch schon die Keule übers Dach, Stojscha aber eilt vor das Haus und läßt sie nicht einmal zur Erde fallen, sondern fängt sie mit den Händen auf, und schleudert sie zurück weit über zwei Grenzen. Wie dies der Drache sieht, denkt er bei sich verwundert: »Was für eine Gewalt mag wohl in meinem Schlosse hausen!« kehrt um, holt sich erst die Keule und geht dann heim. Als er vor das Haus kommt, geht ihm die Prinzessin entgegen, er aber schnaubt sie an: »Wer ist bei dir im Hause?« Und sie antwortet ihm: »Mein Bruder.« Und der Drache frägt weiter: »Und warum ist er gekommen?« Und sie antwortet: »Er ist gekommen mich zu sehen.« Da spricht der Drache zornig: »Der wird nicht gekommen sein, dich zu sehen, sondern dich zu holen.« Nun kommt auch Stojscha, der im Schlosse drin das ganze Gespräch mitangehört hatte, zum Drachen heraus, der Drache aber fällt, so wie er ihn erblickt, über ihn her, aber Stojscha hatte dies erwartet; und sie faßten sich nun und rangen mit einander. Zuletzt gelingt es dem Stojscha, den Drachen zu Boden zu werfen, und während er ihn niederdrückt, frägt er ihn: »Was willst du jetzt?« Und der Drache antwortet ihm: »Wenn ich dich so unter den Knieen hätte, wie du mich, dann wüßte ich schon was ich thäte.« »Und ich,« spricht Stojscha, indem er ihn los läßt, »ich thue dir Nichts.« Da nimmt ihn der Drache bei der Hand, führt ihn ins Schloß, und sie vergnügten sich eine Woche lang. Nachdem die Woche um war, frägt Stojscha den Drachen um den dritten Schwager,

und der Drache nannte ihm den Weg, den er einſchlagen müſſe, um die Burg zu finden, in der die Höfe des dritten Schwagers ſich befänden. Hierauf machte er ſich reiſefertig, nahm Abſchied von Schweſter und Schwager, und kam nach langem Wandern abermals an eine Burg, und vor dieſer auch an eine Quelle, aus der die ganze Bevölkerung Waſſer holte. Erſt labte er ſich mit kühlem Waſſer, dann legte er ſich hin in den Schatten um ein wenig zu ruhen, damit ihn aber die Mücken nicht quälten, bedeckte er ſich das Angeſicht mit einem jener drei Tücher.

Nach einer kleinen Weile, ſieh, da kam eine Frau um Waſſer. Als ſie Stojſcha und das Tuch erblickte, mit dem er ſich das Antlitz bedeckt hatte, da ſeufzte ſie tief auf, und ſah während ſie Waſſer ſchöpfte, ihn unverwandten Auges an, ſelbſt als ſie ſchon mit dem Schöpfen fertig war, konnte ſie ſich nicht losreißen von dem Anblicke, blieb wie angewurzelt ſtehen, und blickte fort und fort nach ihm. Wie Stojſcha dies bemerkte, da fragte er ſie: »Was iſt dir Schwägerin, daß du mich ſo anſiehſt? Entweder haſt du ſchon lange keinen Mann geſehen, oder glaubſt du mich zu kennen?« Worauf ſie ihm antwortete: »Bruder, ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit meinen Händen ſtickte.« Wie dies Stojſcha hört, da ſpringt er auf, gibt ſich ihr als Bruder zu erkennen, und erzählt ihr auch daß er bei den anderen Schweſtern geweſen ſei. Die Frau aber, wie ſie in ihm ihren Bruder ſieht, bricht in Thränen aus und fällt ihm um den Hals. Hierauf nehmen ſie ſich bei den Händen und gehen zuſammen ins

Schloß. Im Schlosse empfängt, bewillkommt und bewirthet ihn die Schwester fein, als es aber Abend ward, sagte sie zu ihm: »Bruder, nun wird der grimmige feurige Drache kommen, aus dem helles Feuer strömt, und da möchte ich dich gerne beschützen, daß er dich nicht mit Gewalt verbrenne, komm daher und verstecke dich.« Doch statt aller Antwort fragte sie Stojscha: »Meine Schwester sage mir, wie viel verzehrt er zu Abend?« Da führte sie ihn in ein Nebengemach, und dort standen drei gebratene Ochsen, drei Backöfen voll Brod und drei Eimer Wein, »dies ist sein Theil,« sagt ihm die Schwester, und wie er dies sieht kreuzt er die Füße, und ißt Alles auf, daß auch kein Brosam übrig bleibt, worauf er aufspringt und spricht: »Aha, Schwester, und wenn nur noch etwas da wäre!« Und nachdem Stojscha so zu Nacht gegessen hatte, sprach zu ihm die Schwester: »Jetzt wird gar aus dem dritten Lande her eine Keule über das Haus fallen, dies ist das Zeichen, daß der Drache heim kommt.« Und kaum hatte sie ausgeredet, so schwirrte auch schon die Keule übers Dach, Stojscha aber eilte vor das Haus und ließ sie nicht auf die Erde fallen, sondern fing sie mit den Händen auf, und schleuderte sie zurück weit über vier Grenzen. Als dies der Drache sah, dachte er sich verwundert: »Was für eine Gewalt mag wohl in meinem Schlosse hausen?« kehrt zurück und holt sich seine Keule und dann erst geht er heim. Wie er vor das Schloß kommt, tritt ihm die Prinzessin entgegen, er aber schnaubt sie an: »Wer ist bei dir im Schlosse?« Und sie antwortet: »Mein Bruder!« Und wieder fragte der

Drache: »Und weßhalb iſt er gekommen?« Und ſie antwortete: »Er iſt gekommen mich zu ſehen.« Da ſpricht ergrimmt der Drache: »Der iſt nicht gekommen dich zu ſehen, ſondern dich zu holen.« Nun kommt auch Stojſcha, der auch dies Mal das ganze Geſpräch im Schloſſe mitangehört hatte, heraus zum Drachen, doch kaum erblickt ihn dieſer, als er auf ihn losſtürzt, allein Stojſcha hatte es erwartet, und ſie packten ſich und rangen mit einander. Mit einem Male wirft Stojſcha den Drachen zur Erde, und ihn niederdrückend frägt er ihn: »Was willſt du nun?« Und der Drache antwortet: »Hätte ich dich ſo unter den Knieen, wie du mich, dann wüßte ich ſchon was ich thäte.« Und ich,« ſagt Stojſcha, und läßt ihn los, »ich will dir Nichts thun.« Da nimmt ihn der Drache bei der Hand, führt ihn ins Schloß, und ſie beluſtigten ſich eine Woche lang. — Eines Tages gingen ſie ſpazieren, und wie ſie ſo gingen, bemerkte Stojſcha im Hofe eine Höhle, die unter der Erde fortlief und fragte: »Und was iſt denn das, Schwager? Wie kannſt du in deinem Hofe ſo einen Abgrund dulden? Warum verſchütteſt du ihn nicht?« Der Drache antwortete ihm: »Ach mein Schwager, vor Schande kann ich dir kaum ſagen, was es damit für eine Bewandniß hat. Es lebt hier in der Nähe ein Drachenkaiſer, der oft Krieg mit uns führt, und auch jetzt naht bald die Zeit, daß wir uns ſchlagen, und ſo oft wir noch mit ihm gekämpft haben, jedesmal wurden wir alle Drei beſiegt, und nur was ſich in dieſe Höhle flüchtet, bleibt dann verſchont.« Da ſprach Stojſcha zu ihm: »Auf Schwager, laß uns ihn bekriegen, ſo

lange ich noch hier bin, vielleicht können wir ihn zu Grunde richten.« Doch der Drache entgegnete: »Ich darf es nicht wagen um keinen Preis vor der dazu bestimmten Zeit.«

Als Stojscha sah, daß sein Schwager es nicht wagte einen Angriff zu machen, brach er allein auf den Drachenkaiser zu suchen. Nachdem er mit vieler Mühe den Weg erfragt hatte, gelangte er vor dessen Schloß und sah da zu höchst auf demselben einen Hasen stehen. Da fragte er die Schloßbewohner, was denn der Hase da oben mache? Worauf ihm die Schloßbewohner antworteten: »Fände sich Jemand, der den Hasen herunter holte, dann würde dieser selbst sich schlachten, selbst sich die Haut abziehen, selbst sich in Stücke schneiden, selbst sich zubereiten und selbst sich kochen, aber das dürfe Keiner wagen bei seinem Leben nicht.« Kaum hat Stojscha dies vernommen, so fliegt er mit seinem Pferde hinauf und holt den Hasen herunter, und sieh! augenblicklich schlachtet sich der Hase selber, zieht sich selbst die Haut ab, zerhackt sich selbst in Stücke, bereitet sich selber zu und setzt sich selbst ans Feuer. Hierauf ging Stojscha hinaus auf die Warte des Schlosses und legte sich in den Schatten, aber die Schloßbewohner, als sie sahen was er gethan hatte, riethen ihm zu fliehen: »Fliehe Held so weit dich deine Augen führen, und so lange der Drache nicht heim kommt, es würde dir übel gehen, wenn er dich hier anträfe.« Aber Stojscha antwortete ihnen: »Was scheer ich mich um euren Drachen, der mag kommen und sich am Hasen satt essen.« Bald darauf, sieh! da nahte der Drache, und wie er heim kam, bemerkte er gleich daß der

Haſe weg war, und rief den Hofleuten: »Wer hat das gethan?« Und ſie ſagten: »Es iſt ein Held gekommen, der hat den Haſen herunter geholt, und nun liegt er dort oben auf der Warte.« Da befahl ihnen der Drache: »Gehet hin, und ſaget ihm er möge ſich gleich aus dem Schloſſe packen, denn wenn ich über ihn komme, werde ihm nicht ein Knochen neben dem andern bleiben.« Die Hofleute gingen auf die Warte und richteten dem Stojſcha aus, was der Drache geſprochen hatte, doch Stojſcha fuhr ſie an: »Geht und ſagt dem Drachen, wenn es ihm um den Haſen leid thue, möge er heraus kommen zum Zweikampfe.« Und wie ſie es dem Drachen ſagten, da ziſchte er grimmig, daß helles Feuer aus ihm ſtrömte, und flog auf die Warte, aber Stojſcha erwartete ihn und ſie fingen an zu ringen, aber weder kann Stojſcha den Drachen überwältigen, noch der Drache den Helden Stojſcha, da frägt zuletzt Stojſcha den Drachen: »Wie heißt Du?« Und der Drache antwortet: »Mein Name iſt Mladen*).« Da ſpricht Stojſcha: »Auch ich bin meiner Eltern jüngſtes Kind,« und hierauf laſſen ſie ſich los und verbrüdern ſich, und ſchwören Einer dem Andern auf Treue und Glauben brüderlich mit einander zu leben. — Nach einiger Zeit ſagte Stojſcha zu dem Drachen: »Was warteſt du auf jene Drachen, die ſich in die Höhle flüchten? Komm, laß uns ſie angreifen noch vor der beſtimmten Zeit.« Der Drachenkaiſer willigte in dieſen Vorſchlag, und ſo brachen ſie Beide auf

*) Mladen heißt: „der Junge," und iſt ein bei den Serben ſehr gebräuchlicher Taufname.

die Drachen zu bekriegen. Als die drei Drachenbrüder vernahmen, daß ſich Stojſcha mit dem Drachenkaiſer befreundet und verbrüdert habe, und daß jetzt Beide vereint im Anzug ſeien, da erſchraken ſie und ſammelten ein gewaltiges Heer, mit welchem ſie ihnen entgegenzogen; aber jene griffen das geſammte Heer an, ſchlugen und zerſprengten es, und nur die drei Drachen entflohen in jene Höhle. Da trugen Beide ſchnell Stroh herbei, ſtopften es in die Mündung, zündeten es dann an, und ſo kamen die drei Drachen um. Hierauf holte Stojſcha ſeine drei Schweſtern, nahm alle Schätze der drei Drachen, deren Schlöſſer aber und all ihr übriges Beſitzthum er dem Drachen, ſeinem Bundesbruder, ließ. Dann brach er auf und nachdem er mit den Schweſtern heim gekehrt war, übergab ihm die Mutter das Kaiſerthum, welches er bis an ſein Ende behielt.

6.

Der Teufel und ſein Lehrjunge.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen einzigen Sohn. Dieſer Sohn ſprach eines Tages zum Vater: „Vater, was werden wir anfangen? ſo können wir fortan nicht mehr leben, ich will in die Welt gehen, und irgend ein Handwerk

lernen. Du siehst selbst wie es heut zu Tage ist; wer nur das unbedeutendste Handwerk versteht, lebt immer besser als ein Ackersmann.

Der Vater suchte lange Zeit ihn davon abzubringen, und stellte ihm vor, daß auch das Handwerk seine Sorgen und Mühen habe, daß er nicht ihn, seinen Vater, allein lassen möge. Doch als der Sohn auf keine Weise mehr zu bewegen war von seinem Vorhaben abzustehen, gab der Vater endlich seine Einwilligung, daß er in die Welt ginge und ein Handwerk lernte. Da machte er sich auf und ging in die Welt sich ein Handwerk zu suchen.

Und wie er fröhlich seine Wege wanderte, da kam er an ein Wasser, und längs dem Ufer gehend, begegnete er einem Manne in grünen Kleidern, der ihn fragte wohin er gehe? worauf er antwortete: „Ich ziehe in die Welt mir einen Meister zu suchen, um ein Handwerk zu erlernen.“ Da erwiederte ihm der Mann in grünen Kleidern: „Ich bin ein Meister, komm zu mir und ich will dich ein Handwerk lehren, wenn dein Herz so sehr darnach verlangt.“ Der Knabe konnte es kaum erwarten und ging mit ihm. Wie sie so längs dem Wasser fortgingen, da sprang plötzlich der Meister in das Wasser, fing zu schwimmen an und sagte zum Knaben: „Spring mir nach ins Wasser und lerne schwimmen.“ Der Knabe sträubte sich und sprach, er getraue sich nicht aus Furcht zu ertrinken, doch der Meister erwiederte ihm: „Fürchte dich nicht und spring mir nur nach.“ Da sprang der Knabe und schwamm neben dem

Meiſter fort. Als ſie aber in die Mitte des Waſſers kamen, packte der Meiſter den Knaben beim Halſe und tauchte mit ihm in die Tiefe, denn er war der Teufel, und führte nun den Knaben in ſeine Höhle, übergab ihn dort einem alten Weibe, und kehrte dann wieder zurück auf die Oberwelt.

Sobald er fort war, und die Alte mit dem Knaben allein blieb, fing ſie mit ihm zu ſprechen an: »Mein Söhnlein, du glaubſt daß dieſer Mann ſolch ein Meiſter ſei, wie Einer auf der andern Welt. Aber da täuſcheſt du dich, denn er iſt der Teufel. Auch mich hat er ſo betrogen, und aus jener Welt hieher geſchleppt, ich bin auch eine getaufte Seele. Nun höre mich, was ich dir ſagen will. Ich werde dich ausführlich ſein Handwerk lehren, ſollte er kommen und dich fragen, ob du ſchon etwas erlernt habeſt, ſo ſage ihm nur jedes Mal, du wiſſeſt noch gar nichts, wenn dir daran gelegen iſt dich von ihm zu befreien und auf die Oberwelt zurückzukehren.

Nach einiger Zeit kam auch wirklich der Teufel und fragte den Knaben: »Was haſt du ſchon erlernt?« Worauf dieſer antwortete: »noch gar nichts.« Und ſo vergingen drei Jahre, und ſo oft der Meiſter den Knaben fragen mochte, was er gelernt habe, antwortete dieſer immer: »Nichts.« Zuletzt fragte ihn der Teufel noch einmal: »Haſt du etwas erlernt?« Und der Knabe antwortete wieder: »Gar nichts, ich habe vielmehr auch das noch vergeſſen, was ich früher konnte.« Da ward der Teufel zornig und ſprach: »Wenn du bis jetzt nichts gelernt haſt, wirſt du nie etwas lernen,

darum packe dich fort, wohin dich deine Augen führen und deine Füße tragen!«

Der Knabe, welcher bereits des Teufels Handwerk tüchtig erlernt hatte, sprang gleich ins Wasser, schwamm an die Oberfläche und dann ans Ufer und ging zu seinem Vater heim. Wie ihn der Vater erblickte, eilte er ihm von weitem entgegen und fragte ihn: »Wo warst du, mein Sohn, um Gottes Willen?« Worauf dieser ihm antwortete: »Ich habe ein Handwerk erlernt.«

Nach einiger Zeit wurde in einem nahe gelegenen Dorfe Jahrmarkt abgehalten, da sprach der Sohn zum Vater: »Vater, laßt uns auf den Markt gehen.« Und der Vater entgegnete: »Aber womit sollen wir hingehen Söhnlein, da wir gar nichts besitzen?« »Das sei deine geringste Sorge,« antwortete der Sohn, und so gingen sie denn auf den Markt. Unterweges aber sprach der Sohn zum Vater: »Wenn wir uns dem Jahrmarkte nähern, will ich mich in ein schönes Pferd verwandeln, wie keines am ganzen Markte sein soll und alle Welt wird sich darüber wundern. Und da wird mein Meister kommen das Pferd zu kaufen, und welchen Preis du auch dafür aussprechen wirst, den wird er dafür bezahlen. Doch hüte dich ihm den Halfter zu geben, sondern so wie du das Geld empfängst, nimm mir den Halfter vom Kopfe und schlage damit auf die Erde.« Als sie sich dem Markte näherten, verwandelte sich der Knabe plötzlich in ein Pferd, wie noch nie ein so schönes zu sehen war. Und der Alte führte es auf den Markt, und alle Leute umringten ihn, und waren

voll Verwunderung, aber keiner getraute ſich auch nur zu fragen, was das Pferd koſte. Da kam mit einem Male der Meiſter daher gegangen, er hatte ſich in einen Türken verwandelt, trug einen Turban um den Kopf gewunden, und bis zur Erde wallende Kleider. Und als er näher trat, ſprach er: »Ich wünſche dieſes Pferd zu kaufen, ſage Alter, was verlangſt du dafür?« So groß auch die Summe war, welche der Alte dafür verlangte, der Türke zählte ſie ihm, ohne ein Wort zu verlieren, in baarem Gelde auf. Kaum hatte aber der Alte das Geld in Empfang genommen, ſo nahm er dem Pferde den Halfter ab, und ſchlug damit auf die Erde. In dem Augenblicke verſchwanden Käufer und Pferd. Als aber der Alte mit dem Gelde nach Hauſe kam, ſiehe, da war der Sohn auch ſchon daheim.

Einige Zeit nachher ſollte ein anderer Jahrmarkt abgehalten werden, da ſprach der Sohn abermals zum Vater: »Komm Vater, laß uns auf den Jahrmarkt gehen.« Diesmal wollte der Vater ſchon nichts dagegen einwenden, ſondern ging gleich mit. Als ſie ſich dem Jahrmarkte ziemlich genähert hatten, ſprach der Sohn: »Nun will ich mich in eine Bude verwandeln, in eine Bude voll mit Waaren, wie deren ſchönere und koſtbarere auf dem ganzen Jahrmarkte nicht werden zu ſehen ſein. Auch wird ſie Niemand kaufen können, aber da wird mein Lehrer wieder kommen, und dir dafür geben, was du nur immer verlangſt. Doch gieb ihm bei Leibe nicht die Schlüſſel in die Hände, ſondern ſo wie du das Geld empfängſt, ſchlage mit den

Schlüſſeln auf die Erde.« So geſchah auch Alles. Als er ſich in eine ſchöne Kaufbude verwandelt hatte, eilte jedermann herbei ſie zu beſehen; da kam plötzlich wieder der Meiſter dahergegangen, der ſich wie früher in einen Türken verwandelt hatte, und den Alten fragte: »Wie viel verlangſt du?« So viel der Alte begehrte, ſo viel zahlte der Türke ihm ohne Säumen, doch als der Alte das Geld empfangen hatte, ſchlug er mit den Schlüſſeln auf die Erde, und in dem Augenblicke verſchwanden Bude und Käufer; die Bude verwandelte ſich in eine Taube und der Türke in einen Sperber, der die Taube verfolgte; und wie ſie ſo hin und her jagten, da tritt die Tochter des Kaiſers zum Schloſſe heraus und ſieht ihnen zu. In dem Augenblicke fliegt ihr die Taube auf die Hand, und verwandelt ſich in einen Ring an ihrem Finger. Da ſenkt ſich der Sperber zur Erde, nimmt die Geſtalt eines Mannes an, geht hin zum Kaiſer und bringt in ihn, ihn in Dienſt zu nehmen; er wolle ihm drei Jahre lang dienen, und nichts auf der Welt dafür verlangen, weder Speiſe noch Trank, noch Kleidung, nur möge ihm der Kaiſer jenen Ring geben von ſeiner Tochter Hand. Der Kaiſer nahm ihn auf, und verſprach ihm ſein Begehren zu erfüllen. Und ſo diente er, das Mädchen aber trug den Ring, und er war ihr ſehr lieb, denn bei Tage war er ein Ring, des Nachts aber ein ſchöner Jüngling, der zu ihr ſprach: »Wenn die Zeit kommt, daß ſie mich von dir nehmen wollen, gib mich Niemanden in die Hände, ſondern ſchlage mit mir auf die Erde.« Wie die drei Jahre um waren, kam der

Kaiser zu seiner Tochter, und hob an sie zu bitten ihm den Ring zu geben. Sie aber sich zornig stellend, warf ihn zur Erde, da zersprang der Ring und aus ihm ward Hirse, von welchem ein Körnlein unter des Kaisers Schuh rollte. Da verwandelte sich der Diener plötzlich in einen Sperling, der über Hals und Kopf den Hirsen aufzupicken sich beeilte, und schon war er beinahe mit allen Körnern fertig geworden, und wollte auch jenes letzte Körnlein unter des Kaisers Schuh verschlingen, als aus diesem plötzlich ein Kater ward, der den Sperling beim Hals packte und ihm den Garaus machte.

7.

Gerecht Erworbenes kann nicht verloren gehen.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte sich bei einem Reichen verdungen, und diente ihm ohne Vertrag. So diente er ihm Jahr und Tag, und als das Jahr zu Ende war, ging er hin zu seinem Herrn, und verlangte, er möge ihm nun auszahlen was er glaube, daß er verdient habe. Da zog der Herr einen Pfennig hervor und sprach: »Da hast du deinen Lohn.« Der Diener nahm die Münze und ging damit zu einem Bache, dessen Wasser sehr reißend war. Und wie er an den Bach kam, sprach er still bei sich selbst:

»Barmherziger Gott, wie kommt es wohl, daß ich mir durch ein volles Jahr nur einen Pfennig verdient habe? du o Gott weißt es gewiß, ob ich nur so viel verdiente. Darum will ich mich nun überzeugen, und diese kleine Münze ins Wasser werfen; wenn sie nicht untergeht, dann habe ich sie verdient, geht sie aber unter, dann habe ich sie nicht verdient.« Hierauf bekreuzte er sich und sprach: »Barmherziger Gott! habe ich mir diese Münze verdient, so möge sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, wo nicht, dann möge sie untersinken auf den Grund.« Dies sprechend warf er das Geldstückchen in den Bach, aber sieh, es sank gleich auf den Grund.

Da bückte er sich, zog es aus dem Wasser und gab es seinem Herrn mit den Worten zurück: »Herr, da bring ich dir deine Münze wieder, ich habe sie noch nicht verdient, und will dir daher noch ein Jahr dienen.« Und so fing er denn wieder von Neuem zu dienen an, und als auch dieses Jahr zu Ende gegangen war, kam er wieder zu seinem Herrn, und verlangte, er möge ihm auszahlen, was er glaube, daß er sich verdient habe. Und der Herr zog wieder einen Pfennig hervor und sprach: »Da, dies ist dein Lohn.« Der Knecht nahm die Münze, dankte seinem Herrn, und ging geraden Wegs wieder an jenen Bach, bekreuzte sich und warf das Geld mit den Worten wieder hinein: »Barmherziger Gott! wenn ich sie mit Recht verdient habe, so möge sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, wo nicht so möge sie untersinken auf den Grund.« Doch wie er die Münze ins

Waſſer warf, ſank ſie auch diesmal gleich auf den Grund. Da bückte er ſich, holte ſie heraus, und ſie abermals zu ſeinem Herrn hintragend, gab er ſie dieſem mit den Worten zurück: »Herr! da haſt du deinen Pfennig wieder, ich habe ihn noch nicht verdient, und will dir daher noch ein Jahr dienen.« Und wieder fing er von Neuem zu dienen an, und als auch das dritte Jahr um war, da ging er nochmals zu ſeinem Herrn, und verlangte er möge ihm auszahlen, wie viel er glaube daß er ſich erworben habe. Der Herr gab ihm auch diesmal nur einen Pfennig, und er nahm ihn, dankte ihm und ging auch diesmal an den Bach zu ſehen, ob er ihn wohl jetzt verdient habe. Wie er hinkam, bekreuzte er ſich und warf den Pfennig mit den Worten ins Waſſer: »Barmherziger Gott! wenn ich mir dieſen Pfennig verdient habe, ſo laß ihn oben auf ſchwimmen, wo nicht, möge er auf den Grund ſinken.« Wie aber der Pfennig diesmal in's Waſſer fällt, ſieh, da ſchwimmt er auf der Oberfläche. Da holte er ihn voll Freude aus dem Waſſer, ſteckte ihn in die Taſche, ging dann fort in den Wald hinein, und baute ſich ein kleines Hüttchen, in welchem er vergnügt lebte. Nach einiger Zeit, als er hörte, daß ſein Herr ſich rüſtete zu Schiffe weit übers Meer in ein anderes Land zu reiſen, ging er hin und bat ihn, für ſeinen Pfennig jenſeits des Meeres ihm etwas kaufen. Der Herr verſprach es ihm, nahm den Pfennig und machte ſich auf die Reiſe. Und wie er ſo reiſte, da traf er am Meeresufer Kinder, die eine Katze herausgetragen hatten, welche ſie todtſchlagen und

dann ins Waſſer werfen wollten. Wie dies der Herr ſah, eilte er auf ſie zu und fragte: »Was thut ihr Kinder?« ſie antworteten ihm: »Da die Katze nur Schaden thut, ſo wollen wir ſie umbringen.« Da holt der Herr den Pfennig ſeines ehemaligen Dieners hervor, und bietet ihn den Kindern für die Katze an. Die Kinder waren darüber froh, nahmen den Pfennig und gaben dem Kaufmann die Katze. Er aber trug die Katze auf ſein Schiff, und ſetzte ſeine Reiſe fort, und wie er ſo reiſte, da erhob ſich einmal ein heftiger Sturm, der das Schiff Gott weiß nach welcher Richtung hin verſchlug, daß es drei Monate lang nicht auf den rechten Weg kommen konnte. Als ſich der Sturm legte, und der Herr des Schiffes gar nicht wußte wo ſie wären, ſchiffte er noch ein wenig weiter und landete vor einer Feſtung. Kaum erfuhr man in der Feſtung, daß ein Schiff aus unbekanntem Lande gekommen ſei, ſo ſtrömten viele Leute herbei es zu beſehen, und Einer aus ihnen, der ſehr reich und angeſehen war, lud den Herrn des Schiffes zum Abendeſſen ein. Wie dieſer aber hinkam, da gab es etwas zu ſehen! Mäuſe und Ratten liefen nach allen Seiten herum und die Diener ſtanden da mit Stöcken bewaffnet und mußten ſie abwehren, daß ſie nicht den Tiſch hinan liefen. Da ſprach der Kaufmann zum Hausherrn: »Aber um Gottes Willen, Bruder, was ſoll das?« Worauf der Hausherr antwortete: »So iſt es, Bruder, immer bei uns, vor dieſen Thieren können wir weder Mittag noch Abend in Ruhe eſſen. Und wenn wir ſchla-

sun, da hat Jeder von uns eine Kiste, in die er sich einschließt, damit die Mäuse ihm nicht die Ohren abnagen.«

Da erinnerte sich der Herr des Schiffes seiner um den Pfennig gekauften Katze und sprach zum Hausherrn: »Ich habe auf meinem Schiffe ein Thier, welches mit Alle dem in zwei bis drei Tagen fertig würde.« »Bruder,« sprach der Hausherr, wenn du wirklich solch ein Thier hast, so gieb es her, und ich will dir dafür dein Schiff mit Gold und Silber füllen, wenn es sich nur bestätigt, was du mir sagst.« Nach dem Abendessen ging der Kaufmann auf sein Schiff, holte die Katze und sagte seinem Wirthe, nun mögen sich Alle, ohne in die Kisten zu steigen, schlafen legen, aber die Leute getrauten sich nicht dies zu thun, so daß nur er allein in seiner Kiste schlief. Nun ließ er seine Katze los, und wie diese so viel Mäuse und Ratten erblickte, da fing sie an zu fangen, zu würgen, und alle auf einen Haufen zusammen zu schleppen, die Mäuse und Ratten aber, als sie merkten wer da sei, flüchteten sich wohin sie konnten. Als es Tag ward und die Hausleute aufstanden, da war in der Mitte des Zimmers ein großer Haufe todter Mäuse und Ratten zu sehen, und nur noch selten lief eine oder die andre übers Zimmer, und sie guckten scheu aus den Löchern hervor; nach drei Tagen aber da war auch nicht eine Einzige mehr zu sehen. Da füllte der Hausherr unserem Reisenden für die Katze sein Schiff mit Gold und Silber, und dieser kehrte mit seinem Schiffe heim. Als er zu Hause anlangte, da kam auch sein

alter Diener herbei ihn zu fragen, was er ihm für seinen Pfennig mitgebracht habe. Da trug der Herr einen Marmorstein heraus, der schön viereckig geschnitten war, und sprach »Sieh, das hab' ich dir für deinen Pfennig gekauft.« Der Diener freute sich sehr, nahm den Stein, trug ihn in seine Hütte und machte sich davon einen Tisch. Am nächsten Tag ging er Holz holen, als er aber nach Hause kam, sieh, da hatte sich der Stein in Gold verwandelt und strahlte wie die Sonne, daß seine ganze Hütte davon erleuchtet war. Da erschrak der ehrliche Diener, lief zu seinem Herrn und sagte: »Herr, was hast du mir gegeben? Das kann nicht mein sein, komm und sieh es an.« Der Herr ging hin, als er aber sah, welch Wunder Gott gewirkt hatte, sprach er: »Es geht nun schon nicht anders mein Söhnlein! Wem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen, komm mit mir und empfang dein Eigenthum.« Und hierauf gab er ihm alles was er auf dem Schiffe heimgebracht hatte, und seine Tochter obendrein zur Frau.

8.

Der Drache und der Kaisersohn.

Es war einmal ein Kaiser, der drei Söhne hatte. Eines Tages nun ging der älteste auf die Jagd, und wie er vor

die Burg hinaus kam, sprang ein Hase aus dem Gebüsche, dem er nachjagte über kreuz und quer, bis der Hase sich in eine Bachmühle flüchtete; doch der Prinz war immer hinter ihm her, wie er aber in die Mühle hineinkam, da war es kein Hase mehr, den er verfolgte, sondern ein Drache, der auf den Prinzen nur wartete und ihn alsobald verschlang.

Als einige Tage darüber verstrichen waren, und der Prinz nicht heim kam, verwunderte man sich, und konnte gar nicht begreifen, was ihm wohl begegnet sein mochte, daß er nicht heim kehrte. Da ging der zweite Sohn hinaus auf die Jagd, und wie er zur Burg heraus ritt, sprang wieder der Hase aus dem Gebüsch, und er jagte ihm wieder nach kreuz und quer bis sich der Hase in jene Mühle flüchtete, doch der Prinz war auch hinter ihm drein, beim Eintritt in die Mühle war es kein Hase mehr, sondern ein Drache, der seiner wartete und ihn verschlang. Als darüber abermals einige Tage vergangen waren, und von beiden Prinzen keiner nach Hause kam, war der ganze Hof darüber in großer Sorge. Da machte sich auch der dritte Sohn auf und ging zur Jagd, um zu sehen ob er nicht die Brüder finden könnte. So wie er aber zur Burg hinaus ritt, sprang auch gleich der Hase aus dem Busch, und der Prinz jagte ihn hin und her kreuz und quer, bis der Hase abermals in die Bachmühle flüchtete. Der Prinz aber mochte ihn nicht weiter jagen, sondern setzte seinen Weg fort, um anderes Wild zu suchen, indem er bei sich selbst sprach: »Wenn ich zurückkehre, will ich dich schon finden.« Hierauf streifte er lange Zeit durch

die Gebirge, weil ihm aber kein Wild aufſtieß, kehrte er zurück nach der Bachmühle in welcher er ein altes Weib fand, zu dem er grüßend ſprach: »Gott helfe dir Mütterlein!« Und die Alte erwiederte ihm: »Möge Gott dir helfen!« Dann fragte der Prinz: »Wo ſteckt, Mütterlein, mein Haſe?« Und ſie antwortete: »Mein Sohn, das war kein Haſe, ſondern ein Drache, der ſchon ſehr viele Menſchen umgebracht und vertilgt hat.« Wie dies der Kaiſerſohn hörte, begann er doch zu ſorgen und rief aus: »Hier ſind gewiß auch meine zwei Brüder umgekommen!« »Ja wohl,« erwiederte die Alte, »und ich weiß dir keinen beſſern Rath, mein Söhnlein, als heim zu gehen, ehe du ihr Schickſal theilſt.« »Weißt du was, Mütterlein,« ſprach der Prinz, »ich denke du möchteſt auch von dieſem Platze fort kommen?« »Ach, warum nicht, mein Söhnlein? Auch mich hält er gefangen, doch nun gibt es keinen Ausweg mehr.« Da fuhr der Prinz fort: »Höre wohl, was ich dir ſagen will. Wenn der Drache kommt, ſo frage ihn wo er denn immer hin gehe, und wo er ſeine Kraft habe, und die Stelle die er dir als den Sitz ſeiner Kraft bezeichnen wird, die ſollſt du küſſen gleichſam aus Liebe dafür, bis du das Rechte ausforſcheſt, und wenn ich wieder komme, wirſt du mir es ſagen.«

Hierauf ging der Kaiſerſohn zurück in ſeine Burg, die Alte aber blieb in der Mühle, und als der Drache heim kam, da fragte ſie ihn: »Aber um Gottes Willen wo warſt du? wohin

gehſt du denn ſtets ſo weit? daß du mir das doch gar nicht ſagen willſt.« Und der Drache antwortete ihr: »Ja, Mütterlein, ich gehe ſehr weit.« Da fing die Alte an ihm zu ſchmeicheln und bemühte ſich ihn auszuforſchen, wohin er denn ſo weit gehe und wo er ſeine Kraft habe. »Wüßte ich wo deine Kraft liegt,« ſprach ſie, »ich wüßte nicht aus Liebe was beginnen und möchte die Stelle küſſen.« Darüber mußte der Drache lachen, und er ſprach zu ihr: »Dort in jenem Feuerherde liegt meine Kraft.« Da eilte die Alte darauf zu und herzte und küßte den Herd, worüber der Drache in ein Gelächter ausbrach: »Närriſches Weib! dort habe ich nicht meine Kraft, ſondern in jenem Baume vor dem Hauſe liegt ſie.« Da lief die Alte nach dem Baume, küßte und umarmte ihn. Und der Drache fing an laut zu lachen: »Geh närriſches Weib, auch darin iſt meine Kraft nicht.« »Aber wo denn?« fragte ihn die Alte, und er heb an zu erzählen: »Meine Kraft liegt weit, weit von hier, daß du nie dahin gelangen kannſt, fern in einem andern Reiche, da iſt bei einer kaiſerlichen Burg ein See, in dem See iſt ein Drache, in dem Drachen ein Eber, in dem Eber ein Haſe, in dem Haſen eine Taube, in der Taube ein Sperling, und in jenem Sperlinge liegt meine Kraft.« Nachdem die Alte dies vernommen hatte, ſprach ſie: »Der iſt mir zu weit ab, als daß ich ihn liebkoſen könnte.«

Den nächſten Morgen als der Drache die Mühle verlaſſen hatte, kam der Prinz wieder, und nun erzählte ihm

die Alte umſtändlich Alles was ſie von dem Drachen gehört hatte. Hierauf ging er nach Hauſe, zog Hirtenkleider an, nahm auch einen Hirtenſtab in die Hand, und ging als Hirte verkleidet fort in die Welt. Und wie er ſo herumzog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, da kam er zuletzt auch in jenes ferne Reich und zu jener kaiſerlichen Burg, vor welcher in einem See der Drache hauſte. Als er in die Burg getreten war, fing er an ſich zu erkundigen, ob man wohl einen Hirten brauchen könnte, und die Burgleute ſagten ihm, daß der Kaiſer eben eines ſolchen bedürfe. Da ging er denn geraden Wegs zum Kaiſer, ließ ſich anmelden und alſogleich that der Kaiſer die Frage: »Willſt du mir meine Schafe hüten?« Und er antwortete: »Gerne, ſtrahlende Krone!« Da nahm ihn der Kaiſer in ſeinen Dienſt, und begann ihn folgender Maßen zu belehren: »Es iſt hier in unſerer Nähe ein See, und den See entlang ziehen ſich die ſchönſten Weiden hin, und wenn du die Schafe hinaus führſt*), werden ſie augenblicklich hingehen, und ſich am See herum zerſtreuen; da aber von all den Hirten, die vor dir hinaus gegangen ſind, nicht einer zurückgekommen iſt, ſo rathe ich dir mein Sohn, die Schafe nicht gehen zu laſſen, wohin ſie wollen, ſondern ſie zu leiten wohin es dir gut dünkt.« Der Prinz dankte dem Kaiſer, und machte ſich alsbald bereit die Schafe hinaus zu leiten, indem er zwei Windſpiele, die einen Haſen im ebnen

*) In Serbien treibt der eigentliche Hirte die Schafe nicht vor ſich her, ſondern geht ihnen voran und lockt ſie, daß ſie ihm folgen.

Felde einzuholen im Stande waren, dann einen Falken, der jeden Vogel in der Luft zu fangen vermochte, und einen Dudelsack mit sich nahm. Und wie er die Schafe hinaus trieb, ließ er sie auch gleich zum See gehen, und die Schafe begannen sich gleich am See herum zu zerstreuen, der Prinz aber setzte seinen Falken auf einen Klotz, und stellte die Wurfspiele und den Dudelsack hinter denselben, dann schürzte er Beinkleider und Aermel auf, watete in den See hinein und rief: »O Drache! O Drache! Komm heraus zu mir, daß wir uns im Zweikampfe messen, so du kein Weib bist.« Und der Drache rief zurück: »Gleich will ich kommen, Kaisersohn, gleich.« Und wenige Augenblicke später, sieh, da ist auch schon der Drache. Hu, wie er groß ist, wie furchtbar, und wie gräulich! und als er heraus kam, da fassen sie sich um die Mitte und ringen miteinander den langen Sommertag bis zum Mittag. Als aber am Mittag die Sonne glühte, da sprach der Drache: »Lasse mich, Kaisersohn, mein heißes Haupt in den See tauchen, dann will ich dich zu den Höhen des Himmels schleudern.« Worauf der Prinz antwortete: »Oho Drache, nicht zu früh gejubelt, wäre nur des Kaisers Töchterlein da, und küßte mich auf die Stirne, ich wollte Dich noch höher schleudern!« Da ließ der Drache ab von ihm, und ging zurück in den See. Als es Abend ward, wusch sich der Prinz sein, ordnete sein Gewand, und nahm dann den Falken auf die Achsel, die Wurfspiele vor sich und den Dudelsack unter den Arm, führte die Heerde heim und ging munter spielend durch die Stadt. Und wie er durch die

Straßen zog, da staunten ihn die Leute wie ein Wunder an, weil vor ihm noch kein Hirte von jenem See zurück gekommen war.

Den nächsten Tag rüstete er sich abermals und ging mit den Schafen geraden Weges hinaus nach dem See. Der Kaiser aber schickte diesmal zwei Reiter nach, die sollten ihm heimlich folgen, und ihn belauschen was er beginnen würde, und die Reiter bestiegen einen hohen Berg, von wo aus sie Alles gut sehen konnten. Und als der Hirte kam, da stellte er die Windspiele und seinen Dudelsack hinter jenen Klotz, den Falken aber setzte er oben drauf, dann streifte er sich Beinkleider und Aermel auf, watete in den See hinein und rief: »O Drache! O Drache! komm heraus, daß wir uns im Zweikampf messen, so du kein Weib bist.« Und der Drache rief zurück: »Gleich will ich kommen, Kaisersohn, gleich.« Und im nächsten Augenblicke, sieh, da ist auch schon der Drache da. Hu! wie er groß ist, wie furchtbar und wie graunhaft! Und wieder faßten sie sich um die Mitte und rangen mit einander den ganzen Sommertag bis zum Mittag. Als aber am Mittag die Sonne glühte, da sprach der Drache: »Laß mich, Kaisersohn, mein heißes Haupt in den See tauchen, dann will ich dich bis zu den Höhen des Himmels schleudern.« Worauf der Prinz ihm wieder entgegnete: »Oho Drache, nicht zu früh geprahlt; wäre nur des Kaisers Töchterlein da, und küßte mich auf die Stirne, ich wollte dich noch höher schleudern!« Da ließ der Drache augenblicklich ab von ihm und ging zurück in den See.

Als es Abend ward, brach der Kaiſerſohn wieder mit den Schafen auf, und führte ſie wie das erſte Mal ſeinen Dudelſack blaſend, heim. Und wie er in die Burg kam, war die ganze Stadt in Bewegung und außer ſich vor Verwunderung, daß der Hirte jeden Abend heim komme, was vor ihm noch Keinem geglückt hatte.

Jene zwei Reiter aber, die den Prinzen beobachtet hatten, waren voraus ins Schloß geeilt und erzählten dort dem Kaiſer der Reihe nach Alles was ſie geſehen und gehört hatten, und als der Kaiſer den Hirten wirklich heimkommen ſah, da rief er ſein Töchterlein zu ſich, ſagte ihr den ganzen Verlauf der Dinge und ſchloß mit den Worten: »Morgen ſollſt du mit dem Hirten an den See hinaus gehen, und ihn dort auf die Stirne küſſen.« Wie aber das Mädchen dies vernahm, brach ſie in Thränen aus und fing an flehentlich den Vater zu bitten: »Haſt du doch auf Erden Niemanden als mich einziges Kind, und doch iſt dir nicht bange, daß ich umkomme.« Aber der Vater ſuchte ihr Muth einzuſprechen und ſie zu beſchwichtigen: »Fürchte dich nicht mein Töchterlein, denn ſieh, ſchon ſo viele Hirten haben wir gehabt, und wie Einer an den See hinaus ging, iſt er auch nicht mehr zurückgekommen, und dieſer hat ſchon zwei Tage mit dem Drachen gekämpft, und es iſt ihm nichts geſchehen, ich hoffe zu Gott, daß er den Drachen ganz bezwingen wird, deshalb ſollſt du Morgen mit ihm hinaus gehen, daß er uns von dieſer Plage befreie, welcher ſchon ſo viele Menſchen zum Opfer gefallen ſind.

Als am Morgen der weiße Tag anbrach, und die Sonne ſich zeigte, da ſtand der Hirte auf und auch das Mädchen, und ſie bereiteten ſich hinaus zu gehen an den See. Der Hirt war fröhlich, fröhlicher als je, aber des Kaiſers Tochter voll Betrübniß und weinte. Doch der Hirte beruhigte ſie indem er ſprach: »Fräulein Schweſter, ich bitte dich, weine nicht, ſondern thue nur was ich dir ſagen werde, und wenn es die rechte Zeit iſt, ſo eile zu mir, küſſe mich auf die Stirne und fürchte Nichts.«

Als ſie aufbrachen und die Schafe hinaus führten, da war der Hirte in einem fort fröhlich und guter Dinge, und blies auf ſeinem Dudelſacke daß es eine Luſt war, das Mädchen aber ging neben ihm her, und weinte ohne Aufhören, da ließ er von Zeit zu Zeit die Pfeife los, wendete ſich zu ihr indem er ſprach: »Weine nicht, mein Gold, und fürchte Nichts.« Als ſie an den See kamen, zerſtreuten ſich die Schafe rings um denſelben, der Prinz aber ſetzte ſeinen Falken auf den Klotz, die Windſpiele und ſeinen Dudelſack ſtellte er wieder hinter denſelben, dann ſtreifte er ſich Beinkleider und Aermel auf, watete ins Waſſer und rief: »O Drache! O Drache! komm heraus daß wir uns noch einmal im Zweikampf meſſen, wenn du kein Weib biſt.« Und der Drache rief zurück: »Gleich will ich kommen, Kaiſerſohn, gleich!« Und einen Augenblick ſpäter, ſieh, da iſt auch ſchon der Drache. Hu, wie er groß iſt, wie furchtbar und wie grauhaft! und wie er ans Ufer kommt, da faßten ſie ſich um die Mitte, und rangen wieder miteinander den langen Sommertag bis Mittag.

Als aber am Mittag die Sonne recht glühte, da ſprach der Drache: »Laß mich, Kaiſerſohn, mein heißes Haupt in dem See netzen, und dann will ich dich bis zu den Höhen des Himmels ſchleudern.« Worauf ihm der Prinz antwortete: »Oho Drache, nicht zu früh geprahlt; wäre nur des Kaiſers Tochter hier, und küßte mich auf die Stirne, ich wollte dich noch höher ſchleudern.« Kaum hatte er dies geſagt, da eilte des Kaiſers Töchterlein herbei und küßte ihn auf die Stirne. Da ſchwang er den Drachen und ſchleuderte ihn gegen die Wolken, und als er zur Erde fiel, borſt er in viele Stücke, aus welchen ein wilder Eber hervorſprang und eiligſt davon lief, aber der Kaiſerſohn rief ſeine Hunde von der Heerde: »Faßt, faßt, laßt nicht los!« Und die Hunde jagten ihm nach und erreichten ihn und zerriſſen ihn in Stücke. Aus dem Eber ſprang alsbald ein Haſe und eilte über das Feld, aber der Prinz ſchickte ihm die Windſpiele nach, und rief ihnen: »Faßt! und laſſet nicht!« und die beiden Windſpiele verfolgten ihn, holten ihn ein und riſſen ihn in Stücke, ſieh, da flog augenblicklich aus dem Haſen eine Taube auf. Da ließ der Kaiſerſohn den Falken aufſteigen, der fing die Taube und brachte ſie ihm in die Hände, und er nahm die Taube, ſchlitzte ihr den Leib auf, und fand darin den Sperling, den hielt er feſt und ſprach: »Nun ſollſt du mir ſagen, wo meine Brüder ſind.« »Ach von Herzen gern,« erwiederte ihm der Sperling, »thue mir nur nichts Leides; gleich hinter dem Schloſſe deines Vaters liegt eine Bachmühle, und in derſelben befinden ſich drei ſchlanke Gerten, dieſe Gerten ſchneid ab

und ſchlag damit auf ihre Wurzel, in dem Augenblicke wird ſich die eiſerne Thüre eines großen Kellers öffnen, in welchem es ſo viele Menſchen gibt, alte und junge, arme und reiche, kleine und große, Weiber und Kinder, daß du damit ein ganzes Reich bevölkern könnteſt, und dort ſind auch deine Brüder!« Nachdem der Sperling dies ausgeſagt hatte, faßte ihn der Kaiſerſohn drehte ihm den Hals um.

Und nachdem er ſo mit dem Drachen fertig geworden war, fing ſchon tiefe Dämmerung ſich zu verbreiten an, da wuſch er ſich ſein, nahm den Falken auf die Achſel und die Windſpiele mit ſich, und den Dudelſack unter den Arm, und leitete fröhlich pfeifend die Schafe nach der Stadt, und ging in das kaiſerliche Schloß, und das Mädchen folgte ihm noch voll Schrecken nach. Und als er in die Burg kam, da liefen wieder alle Einwohner voll Verwunderung zuſammen.

Der Kaiſer aber war diesmal perſönlich hinausgegangen, auf jenen Berg geſtiegen, von wo aus die zwei Reiter den Hirten beobachtet hatten, und hatte nun ſelbſt des Hirten Heldenmuth und Alles was vorgegangen war, mit angeſehen. Er ließ ihn daher alſogleich vor ſich kommen, gab ihm ſeine Tochter zur Frau, ließ ſie ihm in der Kirche antrauen und veranſtaltete Feſtlichkeiten eine ganze Woche lang. Nun erſt ſagte der Kaiſerſohn wer er ſei und von woher, da freute ſich der Kaiſer und die ganze Stadt deſto mehr, und als es ihn drängte heimzukehren, da gab ihm der Kaiſer die Tochter und viele Begleiter mit und ſtattete ihn ſelbſt zur Reiſe aus.

Zu jener Bachmühle gelangend ließ der Prinz alle seine Begleiter draußen, und ging allein hinein, fand dort die drei Gerten, schnitt sie ab und schlug damit auf ihre Wurzel. In dem Augenblicke öffnete sich eine eiserne Thür, und er erblickte in dem Keller eine zahllose Menge von Menschen. Da befahl er daß Alle, immer Einer nach dem Andern, herauskommen und hingehen möchten wo es ihnen beliebe, er aber blieb an der Thür stehen. Und wie so Einer nach dem Andern an ihm vorüber ging, da kamen plötzlich auch seine zwei Brüder; und sie umarmten und küßten sich und waren des Wiedersehens herzlich froh. Nachdem die Leute herausgegangen waren, dankten sie ihm alle daß er sie erlöst und befreit habe, und Jeder ging nach seinem Hause. Da ging auch er mit seinen Brüdern heim zu seinem Vater, und dort lebte und regierte er bis an sein Ende.

9.

Der Schlangenbräutigam.

Es war einmal ein armes Weib, das hatte nie ein Kind geboren und da bat es Gott einst er möge es segnen, und sollte es auch eine Schlange gebären. Und Gott erhörte das Gebet, und als die Zeit herum war, gebar es eine Schlange. Kaum hatte sich aber diese dem Schooße der Mutter entwunden, so schlüpfte sie ins Gras und war verschwunden. Das arme Weib trauerte nun fortwährend um die Schlange und weinte, daß, nachdem Gott ihren Wunsch erfüllt hatte, das Wesen welches sie unter ihrem Herzen getragen, verschwunden sei, ohne daß man wisse, wo es sich aufhalte und wie es ihm gehe. Und so vergingen zwanzig Jahre, da kam die Schlange mit einem Male und redete ihre Mutter an: »Ich bin jenes Schlängelein, das du geboren hast, und welches von dir weg sich ins Gras geflüchtet hat, und bin nun gekommen, Mutter, daß du mir des Kaisers Tochter freist, und mich verheiratheſt.« Die Mutter freute sich herzlich als sie ihren leiblichen Sohn erblickte, doch bald ward sie betrübt, denn wie durfte sie es wagen für eine Schlange, und bei ihrer großen Armuth, um die Tochter des Kaisers zu freien. Doch da sprach die Schlange wieder zu ihr: »Geh immerhin, Mutter, und überlege nicht weiter, du weißt ja, daß eines jeden Mädchens Thüre offen steht, und sollte sie dir der Kaiser

auch nicht geben, so wird er dir darum den Kopf nicht nehmen. Allein was dir der Kaiser auch immer sagen wird, sieh dich nicht um, bis du in unserem Hause bist.« Hiermit ließ sich die Mutter bereden und ging zum Kaiser. Als sie aber ins Schloß kam, da wollten die Diener sie erst nicht vor den Kaiser lassen, sie bat jedoch in Einem fort, bis sie es ihr endlich erlaubten. Und als sie vor den Kaiser trat, da sprach sie zu ihm: »Durchlauchtigster Kaiser! Hier ist dein Schwert, und hier auch mein Kopf. Ich war lange Zeit kinderlos, da bat ich Gott er möge mich segnen, und sollte ich auch eine Schlange gebären, und ich ward von ihm gesegnet, und gebar eine Schlange; sobald diese aber das Licht der Welt erblickte, verließ sie mich und verschwand im Grase. Nun, nach zwanzig Jahren kommt die Schlange zu mir und schickt mich her bei dir für sie um deine Tochter zu werben.« Der Kaiser mußte darüber lachen und sprach: »Wenn mir dein Sohn von seinem bis zu meinem Hofe eine Brücke aus Perlen und Edelsteinen erbaut, will ich ihm meine Tochter geben.«

Da kehrte die Mutter heim ohne sich umzublicken, wie sie aber aus dem kaiserlichen Schlosse tritt, erhebt sich hinter ihr eine Brücke aus Perlen und Edelsteinen zusammengefügt bis vor ihr Haus. Und als die Mutter der Schlange erzählte, was der Kaiser ihr gesagt, da sprach die Schlange abermals: »Geh nun hin und sieh ob mir der Kaiser das Mädchen geben will, doch was er dir auch antworten sollte, sieh dich nicht um, wenn du nach Hause gehst. Da machte

ſich die Mutter wieder auf, und als ſie vor den Kaiſer trat, da fragte ſie ihn ob er ihr wohl jetzt das Mädchen für ihren Sohn geben wolle? worauf ihr der Kaiſer erwiederte: »Wenn dein Sohn mir ſchönere Höfe aufzuführen vermag als die Meinigen ſind, will ich ihm das Mädchen geben.« Da kehrte die Mutter wieder heim, und geht ihrer Wege ohne ſich umzublicken; wie ſie zu ihrem Hauſe kommt, da ſtehen neue Höfe, prächtiger als die des Kaiſers. Und nachdem die Mutter der Schlange wieder erzählt, was der Kaiſer geſagt habe, da ſprach die Schlange abermals: »Geh nun, Mutter, noch einmal hin und ſieh ob mir der Kaiſer nun das Mädchen geben will, und er möge ſagen was er wolle, ſieh dich nur nicht um wenn du von ihm weggehſt, bis du in unſerem Hauſe biſt.« Als die Mutter vor den Kaiſer kam, da ſagte ſie ihm daß die Höfe ihres Sohnes beſſer ſeien als die des Kaiſers, ob er ihm wohl nun das Mädchen geben wolle? und der Kaiſer antwortete ihr: »Wenn dein Sohn ſein Schloß beſſer einzurichten vermag als das Meinige, und Alles prächtiger drinnen iſt als bei mir, ſo will ich ihm das Mädchen geben.« Da kehrte die Mutter heim ohne ſich umzuſehen, und wie ſie heimkam, da iſt in ihrem Hauſe Alles dreimal beſſer als in dem Schloſſe des Kaiſers. Da gab es goldne Hirſche, Hirſchkühe, Vögel, Gluckhennen, Küchlein, Haſen, kurz alles Mögliche von purem Golde. Und als die Mutter der Schlange erzählte, was der Kaiſer geſagt hatte, ſprach die Schlange: »Nun, Mutter, geh noch diesmal zum Kaiſer, und frage ihn ob er mir jetzt das Mädchen

geben wolle?« Und als die Mutter zum Kaiser kam und ihm sagte, daß in dem Schlosse ihres Sohnes Alles dreimal besser sei als in dem kaiserlichen, da sprach der Kaiser zu seiner Tochter: »Nun mußt du dich mit dem Schlängelein vermählen, denn Alles hat er besser als wir.

Alsbald sammelte die Schlange Hochzeitsgäste, holte des Kaisers Tochter heim und vermählte sich mit ihr. Nach einiger Zeit bekam die Frau der Schlange Hoffnung zu einem Kinde. Da fragten sie die Mutter, die Schwestern und all die Ihrigen: »Wie ist es möglich daß du mit einer Schlange lebend, Hoffnung zu einem Kinde habest?« Sie aber wollte nichts verrathen und sprach nur: »Gott hat es mir verliehen, daß ich gesegnet ward.« Zuletzt fragte die Schwiegermutter insgeheim: »Sage mir meine Schnur wie das kommt, und wie du mit der Schlange lebst?« Da entdeckte sie sich der Schwiegermutter, und sprach: »Meine Mutter, dein Sohn ist ja keine Schlange, sondern ein Jüngling wie es keinen schönern gibt. Jeden Abend streift er sein Schlangenhemd ab, und jeden Morgen schlüpft er wieder hinein.

Wie die Mutter der Schlange dies hörte, da freute sie sich unendlich, und sehnte sich ihren Sohn zu schauen, wenn er das Schlangenhemd abgestreift hätte, und fragte die Schnur, wie sie es anstellen solle? da sagte ihr die Schnur: »Wenn wir uns schlafen legen, will ich den Schlüssel aus der Thür ziehen, und da kannst du denn durchs Schlüsselloch sehen, wie er sich auszieht.« Und als die Mutter ihren Sohn in Gestalt eines schönen Jünglings erblickte, da fing sie an darüber

nachzudenken, was ſie wohl thun könnte, daß er immer ſo bliebe, und eines Tages ſprach ſie zu ihrer Schnur: „Komm Schnur, laſſe uns die Haut meines Sohnes verbrennen, ich will den Ofen heitzen, und ſie dann ins Feuer werfen, damit ſie gleich verbrenne.“ Die Schnur aber antwortete: „Ich fürchte, Mutter, daß ihm etwas zu Leid geſchehe.“ Aber die Mutter ſprach: „Ihm wird nichts geſchehen, nur mußt du ihn, ſobald ihn die Hitze erfaßt, langſam mit kaltem Waſſer begießen, bis die Schlangenhaut verbrannt iſt.“ Und wie ſie ſich verabredet hatten, ſo führten ſie es auch aus. Die Mutter heitzte den Ofen, und als der Jüngling am Abend ſeine Haut abgeſtreift und ſich ſchlafen gelegt hatte, da nahmen die Beiden die Haut heimlich weg, und warfen ſie in den Ofen. So wie aber die Haut zu brennen anfing, überkam auch dem Jüngling die Hitze, doch die Frau begoß ihn fortwährend mit Waſſer und ſo blieb er am Leben. Als die Hitze nachließ, da erwachte er plötzlich aus dem Schlafe, und weil er den Geruch der verbrannten Haut ſpürte, ſprang er auf und rief: „Was habt ihr gethan? Möge Gott euch ſtrafen! Wohin ſoll ich nun, ſo wie ich jetzt bin, gehen?“ Die Mutter und ſein Weib aber beruhigten ihn, indem ſie ſprachen: „Es iſt ja viel beſſer, daß du ſo biſt, und unter den Menſchen bleiben kannſt,“ und ſo gelang es ihnen auch, ihn zu beruhigen. Als dies nachher ſein Schwiegervater vernahm, da übergab er ihm noch bei Lebzeiten das Reich, und ſo wurde er Kaiſer und regierte glücklich bis an ſein Ende.

10.

Wieder vom Schlangenbräutigam.

Es war einmal eine Kaiserin, die hatte keine Kinder und immer bat sie Gott, er möge sie doch segnen. Eines Abends, als sie eben betete, da seufzte sie tief auf und sprach: „So gieb mir doch, o Gott, ein Kind, und wäre es auch eine grimmige Schlange.“ Kurze Zeit darauf fühlte sie, daß Gott ihr Gebet erhört habe, und als die Zeit herum war, gebar sie eine Schlange, welche sie pflegte, säugte und ernährte wie jede Mutter ihr Kind.

Zwei und zwanzig Jahre gab die Schlange keinen Laut von sich, als aber das zwei und zwanzigste Jahr zu Ende war, da redete sie mit einem Male und sprach zu Vater und Mutter: „Nun will ich, daß ihr mich verheirathet.“ Worauf sie ihm antworteten: „Aber wer wird einer Schlange ein Mädchen geben, und welches Mädchen wird sich mit einer Schlange vermählen wollen?“ „Deshalb,“ antwortete die Schlange, „sollt ihr auch gar nicht darauf sehen, daß es von kaiserlichem Geblüte oder sonst von hoher Herkunft sei, sondern um Eines freien, das gerne kommt in unserm Lande zu leben.“ Da sagten ihm Vater und Mutter, er möge sich selbst Eines wählen. Und da fand er wirklich eine Waise, und schickte den Vater hin, daß er für ihn um sie werbe. Der Vater ging und warb um das Mädchen, und dieses in seiner Armuth und

Verlassenheit war darüber erfreut und willigte gerne ein. Hierauf gab er ihr den Ring, führte sie mit sich, vermählte sich und die junge Frau lebte nun wirklich mit der Schlange und denke dir, bekam auch Hoffnung zu einem Kinde.

Da sprach eines Tages die Schwiegermutter zu ihr: „Aber Tochter, um Gottes Willen, wie ist es möglich daß du mit einer Schlange lebend gesegnet gehst?“ Lange wollte die junge Frau nicht mit der Wahrheit heraus, aber als die Schwiegermutter einige Tage hinter einander mit Fragen in sie drang, entdeckte sie ihr zuletzt, daß ihr Mann keine Schlange sei, sondern ein Jüngling wie es keinen schönern auf der Welt mehr gebe, „den Tag über,“ sprach sie, ist er eine Schlange, doch so wie es Abend wird, streift er sein Schlangenhemd ab, und ist ein Jüngling von den schönsten dieser Welt. Könnte er nur bei Tage so sein, wie er des Nachts ist! doch wie die Morgenröthe blinkt, schlüpft er in sein Hemd und ist wieder eine Schlange.“ Als die Schwiegermutter dies vernahm, war sie hoch erfreut und sprach zu ihrer Schnur: „Wenn es sich so verhält, dann wollen wir schon machen daß er für immer verbleibt was er jetzt nur in der Nacht ist. Und hierauf verabredeten sie sich, was sie thun wollten. Als es Abend ward, da streifte der Jüngling wie sonst sein Schlangenhemd ab, that es unter das Kopfkissen und legte sich schlafen. Wie er nun im ersten Schlafe lag, zog die Frau ihm sachte die Schlangenhaut unter dem Kopfe weg, und reichte sie der Mutter zum Fenster hinaus, welche sie alsogleich ins Feuer warf. So wie aber die Haut

zu brennen anfing, ſprang der Jüngling auf und rief aus: »Was haſt du gethan? Möge Gott dich ſtrafen! Jetzt ſiehſt du mich noch, von nun an aber nicht eher, als bis Du, mich ſuchend, eiſerne Schuhe zerriſſen und einen eiſernen Wanderſtab zerbrochen haſt, und nicht eher ſollſt du von dem Kinde entbunden werden, das du unter deinem Herzen trägſt, als bis ich dich mit meinem rechten Arm umſchlinge.« Und mit dieſen Worten verſchwand er. Nachdem die junge Frau drei volle Jahre mit dem Kinde unter ihrem Herzen ging, ohne gebären zu können, faßte ſie zuletzt den Entſchluß, ihren Mann zu ſuchen. Und ſie ließ ſich Schuhe machen von Eiſen und einen eiſernen Stab, und ging fort in die Welt. Und wie ſie ihn allenthalben ſuchend durch die Welt zieht, da kommt ſie auch zur Mutter der Sonne, die heizt eben den Backofen, und ſcharrt mit bloßen Händen die Gluth aus. Wie die Junge dies ſieht, da reißt ſie ſchnell den Saum ihres Kleides ab, und wickelt damit der Sonnenmutter die Hände ein, und da fragt ſie dieſe: »Wie kommſt du hierher, himmliſches Seelchen?« Und ſie antwortet: »Ach das Unglück hat mich hergetrieben,« und hierauf erzählte ſie ihr, was ſie ſchon gelitten, wie ſie der Mann verflucht habe, und wie ſie nun durch die Welt gehe ihn zu ſuchen, »und,« ſprach ſie, »deshalb bin ich auch gekommen, deine Tochter zu fragen, ob ſie mir nicht von ihm Kunde geben könnte, ob ſie ihn nicht vielleicht irgendwo geſehen hat, da ja ihr Weg ſie durch die ganze Welt führt.« Die Sonnenmutter empfand Mitleid und ſagte: »verſtecke dich hinter der Thüre; denn ſieh, ſchon kommt die Sonne

ermüdet heim, vielleicht haben ſie auch die Wolken geärgert, und da könnte ſie dir leicht in ihrem Zorne ein Leid thun, deshalb verhalte dich da ganz ſtille bis ſie ſich ausgeruht hat.« Kaum hatte ſie ſich hinter der Thüre verſteckt, ſieh, da kam auch ſchon die Sonne, und der Mutter einen guten Abend wünſchend, ſprach ſie: »Mutter, ich rieche hier ein Menſchenkind.« »Bei mir iſt Niemand, Tochter,« ſprach da die Mutter, »kann ja nicht einmal ein Vogel herauf fliegen, wie ſollte ein Menſchenkind zu uns gelangen?« »Und doch iſt Eines da, Mutter,« erwiederte die Sonne, »heiß es hervorkommen, ich will ihm Nichts thun.«

Da kroch denn die Arme hervor, erzählte der Sonne ihr ganzes Unglück und ſprach am Ende: »Glühende Sonne! die du die ganze Erde erleuchteſt, haſt du nicht irgendwo einen Menſchen, der ſo und ſo ausſieht, geſehen?« Die Sonne antwortete: »bei Tage hab ich ihn nirgends geſehen, du aber gehe zum Monde und frage, ob nicht er ihn vielleicht bei Nacht geſehen hat.« Beim Weggehen ſchenkte ihr die Sonnenmutter einen goldnen Spinnrocken mit einer Raufe goldnen Flachſes und einer goldnen Spindel. Als ſie zum Monde kam, fand ſie auch deſſen Mutter allein zu Hauſe, küßte auch ihr die Hand und ſprach: »Gott helfe dir, Mutter des Mondes!« worauf dieſe ihr erwiederte: »Möge Gott dir helfen, himmliſches Seelchen, wie kommſt du hieher?« Da erzählte die Arme ihr alles das Unglück welches ſie getroffen, ſagte ihr wie ſie bei der Sonne geweſen, zeigte ihr, was die Sonnenmutter ihr geſchenkt, und

daß die Sonne sie hergeschickt habe, den Mond zu fragen ob nicht er vielleicht irgendwo ihren Mann gesehen. Da sagte ihr die Mutter des Mondes: »verstecke dich ein wenig hinter der Thüre, denn gleich wird der Mond zornig und müde heimkommen,« und kaum hatte sie sich versteckt, war auch schon der Mond da, und wie er kommt, ruft er der Mutter guten Morgen zu und spricht: »Ich rieche hier ein Menschenkind.« »Bei mir ist Niemand,« entgegnete ihm die Mutter, kann ja nicht einmal ein Vogel heraufliegen, wie sollte erst ein Menschenkind zu uns gelangen.« »Und doch, Mutter, doch ist eines hier, heiß es aber nur hervorkommen, ich will ihm kein Leid thun.« Da kam die Arme hervor und erzählte ihm Alles umständlich, und fragte ihn zuletzt: »Glänzender Mond, der du die ganze Nacht über der Erde leuchtest, hast du nicht vielleicht einen Mann gesehen, der so und so aussieht?« Der Mond antwortete ihr: »Himmlisches Seelchen! ich habe ihn bei Nacht nirgends gesehen, geh aber zum Winde und frag den, er, der Holz und Steine umwälzt und überall eindringt, er wird ihn wohl gesehen haben.« Beim Weggehen schenkte ihr die Mutter des Mondes eine goldene Henne mit jungen Küchlein. Und sie ging auch noch zur Mutter des Windes, und erzählte auch dieser, was sie erlitten habe und wie sie gekommen sei, ihren Sohn, den Wind zu fragen, ob nicht er irgendwo einen Mann begegnet habe, von solch und solchem Aussehen? Da sagte ihr auch die Mutter des Windes: »Verbirg dich da hinter der Thüre, denn im Augenblick wird mein Sohn kommen, der könnte

dich in Stücke reißen!« Und kaum hat ſich die Arme hinter der Thüre verſteckt, ſieh, da iſt auch ſchon der Wind, der bläſt und bricht und zerſtört und kehrt Alles von oben nach unten, was er nur findet, und er ſelbſt iſt ganz zerfetzt und zerriſſen, und wie er kommt, ruft er der Mutter ein Gott helfe dir entgegen und ſpricht: »Mutter, hier riecht es nach einem Menſchenkinde.« »Gott mit dir, mein Sohn!« antwortete ihm die Mutter, »wie ſollte ein Menſchenkind zu uns gelangen, da nicht einmal ein Vogel heraufliegen kann.« Aber der Wind antwortete ihr: »Doch Mutter, doch iſt eines hier, aber heiß es ungeſchent hervorkommen, ich will ihm kein Leid thun.« Und ſo kam ſie denn hervor und erzählte auch dem Winde ihr Mißgeſchick. Da ſprach der Wind: »Ich habe deinen Mann geſehen, aber er iſt gar fern in einem andern Reiche, dort hat er ſich verheirathet und regiert nun. Meine Mutter wird dir aber einen goldnen Webeſtuhl ſammt goldnem Garn und einem goldnen Schiffchen ſchenken, und wenn du in jene Stadt kommſt, ſtelle du vor dem kaiſerlichen Schloſſe den Webeſtuhl auf und webe, und die Henne mit den Küchlein laß um dich herumlaufen und füttre ſie, und auch den goldnen Spinnrocken ſtelle neben dich.« Und ſie nahm ſich vor alles zu befolgen.

Als ſie aber jene Stadt betrat, ſieh, da fingen die Schuhe zu zerreißen an und der Wanderſtab brach entzwei, da ſtellte ſie vor dem kaiſerlichen Schloſſe ihren Webeſtuhl auf und ließ die Henne mit ihren Küchlein herumlaufen, ſtellte auch den Rocken neben ſich und fing an zu weben. Wie die

Kaiſerin vom Schloſſe aus ſie erblickte, da ſprach ſie zu ſich ſelbſt: »O mein Gott, bin ich doch eine Kaiſerin, und habe weder einen goldnen Webeſtuhl noch einen ſolchen Rocken, noch eine goldne Henne mit ſolchen Küchlein,« und ſchnell ſchickte ſie ihrem Diener die Frau zu fragen, ob ihr die Sachen feil wären? dieſe aber ſprach: »Verkaufen will ich ſie nicht, wenn mich aber die Kaiſerin eine Nacht in dem Gemache des Kaiſers ſchlafen läßt, will ich ihr meinen Spinnrocken geben.« Da gab die Kaiſerin ihrem Gemahle einen Schlaftrunk und erlaubte der Frau bei ihm zu ſchlafen. Sobald aber der Kaiſer ſein Haupt auf das Kiſſen legt, verläßt ihn gleich die Beſinnung, daß er ſchläft als wäre er todt, als aber die Frau mit ihm allein iſt, redete ſie ihn an: »Durchlauchtigſter Kaiſer! leuchtende Sonne! Schling deinen rechten Arm um mich, damit ich von deinem Kinde entbunden werde.« Doch der Kaiſer ſah und hörte nichts, und den andern Tag gab ſie der Kaiſerin den goldnen Rocken mit der Raufe goldnen Flachſes und die goldne Spindel. Da verlangte die Kaiſerin auch die Henne mit den Küchlein, und die Frau verſprach es ihr zu geben, wenn ſie ihr noch einmal erlauben wollte in dem Gemache des Kaiſers die Nacht zuzubringen. Die Kaiſerin willigte auch diesmal ein, und reichte dem Kaiſer abermals einen Schlaftrunk, daß er bewußtlos dalag, und nichts von allem hörte als ſie zu rufen anfing: »Durchlauchtigſter Kaiſer! glänzende Sonne! ſchling deinen rechten Arm um mich, daß ich von deinem Kinde entbunden werde.« Als der Morgen anbrach, erzählte der Wache haltende

Kammerdiener dem Kaiſer wie ſchon zwei Nächte eine fremde Frau bei ihm geſchlafen, und wie ſie immerzu gerufen habe, er möge ſie mit ſeinem rechten Arm umſchlingen, damit ſie doch von ſeinem Kinde entbunden werden könne. Als die Kaiſerin die Henne mit den Küchlein empfing, begehrte ſie auch noch den goldnen Webeſtuhl mit dem goldnen Garn und Schiffchen, und das Weib verſprach ihr auch das, wenn ſie ſie noch eine Nacht bei ihrem Gemahl übernachten laſſen wolle. Die Kaiſerin erlaubte es ihr, denn ſie dachte ihren Gemahl wieder zu berauſchen, der Kaiſer aber, weil er von ſeinem Diener erfahren hatte, was geſchehen war, ſteckte ſich am Abend einen Schwamm unter das Kinn, und goß darauf den Trank, welchen ihm die Kaiſerin reichte, und blieb ſo bei Bewußtſein. Als er ſich zu Bette legte und that, als ſchliefe er, da fing das Weib wieder zu rufen an: «Durchlauchtigſter Kaiſer! leuchtende Sonne! ſchling deinen rechten Arm um mich, damit ich von deinem Kinde entbunden werde. Wie dies der Kaiſer vernahm, umſchlang er ſie ſchnell mit ſeinem rechten Arme, und in dem Augenblicke überkamen ſie die Wehen und ſie gebar einen Knaben, goldlockig und mit goldnen Händchen.

Da verließ er jenes Land und die Kaiſerin, und kehrte mit ſeinem erſten Weibe und Kinde zurück in ſein Reich.

11.

Wem Gott hilft, dem kann Niemand ſchaden.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hatten drei Söhne. Der Jüngſte war der ſchönſte und auch der gutmüthigſte, weßhalb ihn die andern beiden Brüder für einen Narren hielten. Alle Drei wuchſen heran und waren ſchon heirathsfähig; doch der Vater verheirathete nicht Einen, denn er war arm.

Da ſprach einmal der Aelteſte: „Vater, ich wünſche daß du mich verheiratheſt.“ Und wie dies der Mittlere hörte, da ſprach auch er: „Ich wünſche das Gleiche, Vater, auch ich bin heirathsfähig,“ und als dies der Jüngſte hörte, da ſprach auch er: „Und ich habe denſelben Wunſch, Vater, denn auch ich bin heirathsfähig.“ Nun war der Vater in Verlegenheit, und fing an ſich mit ſeinem Weibe zu beſprechen, was da zu thun ſei. Zuletzt verabredeten ſie ſich folgender Maßen: Der Vater rief die Söhne zu ſich und ſprach zu ihnen: „Geht in die nächſt beſte Stadt und verdingt Euch dort für ein Tuch, und wer mir das ſchönſte Tuch heim bringt, den will ich verheirathen.“ Da gingen ſie denn alle Drei miteinander fort; die beiden Aelteren aber fingen unter Wegs den Jüngeren zu ſchimpfen und zu verſpotten an, und jagten ihn zuletzt gar von ſich, worauf dieſer einen anderen Weg einſchlug, indem er Gott bat, er möge ihm gutes Glück

verleihen. Und wie er ſo ging, da kam er an einen Fluß, jenſeits des Fluſſes lag eine große Stadt und in dieſer lebte eine ſchöne Prinzeſſin. Sie war die einzige Tochter, welche der Kaiſer dieſer Stadt, der ſehr böſe und ſchlimm, und erſt vor Kurzem geſtorben war, hinterlaſſen hatte. Dieſe Prinzeſſin ward von Vielen gefreit, aber nicht Einer von den Freiern, die in ihr Schloß kamen und dort übernachteten, erwachte mehr zum Leben, indem der Kaiſer ſich in einen Vampyr verwandelt hatte, und in der Nacht kam und Jeden erwürgte.

Als nun der jüngſte Bruder an jenes Waſſer kam, und längs demſelben ſich erging, überlegend wie er wohl auf die andere Seite gelangen könnte, da erblickte ihn die Prinzeſſin aus ihrem Fenſter, und befahl ihren Dienern hinüber zu fahren, und ihn ihr vorzuführen. Vor der Prinzeſſin erſcheinend, wurde er ein wenig verwirrt und ſchämte ſich, die Prinzeſſin aber fand ſolches Wohlgefallen an ihm, daß ſie den Blick von ihm nicht abwenden konnte, und ihn fragte wo er her ſei, und wohin er wolle, und da ſagte er ihr wer er ſei, und erzählte ihr umſtändlich daß er noch zwei Brüder habe, und wie ſie alle Drei zu heirathen wünſchten, daß aber der Vater arm ſei und daher geſagt habe: Jeder möge ein Tuch heimbringen, und der das Schönſte bringe, den wolle er verheirathen.

Nachdem die Prinzeſſin dies Alles vernommen hatte, ſprach ſie: „Du ſollſt dieſen Abend hier bleiben und bei mir übernachten, Morgen wollen wir dann für ein Tuch ſorgen. Als es Abend ward, da gab ſie ihm zuerſt ſein zu eſſen und zu trinken, dann führte ſie ihn in ein Zimmer das

ganz grün war und ſagte ihm: »Erſchrecke nicht, wenn man in der Nacht kommen und um dich herumpoltern wird, man wird dir Angſt machen wollen, aber ſei wacker und fürchte dich nicht.« Er aber konnte in ſeiner Einfalt vor Erſtaunen kein Auge zuthun, ſondern verwunderte ſich in einemfort, wo er hingerathen wäre. Da fing plötzlich um Mitternacht ein Gepolter im Zimmer an, und er hörte ſchreien: »Dieſer iſt gekommen das Reich zu übernehmen, dem können wir Nichts anhaben.« Er aber betete ohne Aufhören und ſo verging die Nacht, und er blieb am Leben und geſund; ſobald das Morgenroth erglänzte, ſtand er auf und ſetzte ſich hin. Im Schloſſe aber glaubten Alle, ſie würden ihn todt aus dem Zimmer ſchleifen, wie all die andern Freier.

Als nun die Prinzeſſin einen ihrer Hofleute hinſchickte nachzuſehen, ob er noch am Leben ſei, und wenn er am Leben, ihn gleich vor ſie zu führen; wie groß war da die Verwunderung des Höflings, ihn geſund und unverſehrt im Zimmer ſitzen zu finden. Da ſprach er zu ihm: »Komm, unſre Kaiſerin ruft dich.« Und wie er zu ihr hinkam, war ſie ſelbſt erſtaunt ihn noch am Leben zu finden, und ſie reichte ihm ein Frühſtück; nachdem er es verzehrt hatte, gab ſie ihm in Papier gewickelt ein ſeidenes, mit Gold durchwirktes Tuch, indem ſie ſagte: »Dies bringe deinem Vater, und ſollte er dir noch etwas ſagen, komm wieder her zu mir.« Er dankte ihr für das Tuch und das Nachtlager, und ging heim, und wie er nach Hauſe kam, waren die zwei anderen Brüder auch ſchon gekommen. Da zog ein Jeder ſein Tuch

hervor, die ihrigen waren ganz gewöhnlich, als aber er das Seine hervor holte, waren Alle voll Verwunderung, und die zwei Brüder fielen über ihn her: »Wie kommſt du zu dem? das mußt du irgendwo geſtohlen haben.« Und um ſie zu beſänftigen, ſprach der Vater: »Wißt ihr was? geht nochmal in die Welt, und wer mir eine Kette bringt, die neun Mal um unſer Haus reicht, den will ich verheirathen.« So beruhigten ſich die Brüder, und die beiden älteren gingen wohin es ihnen am beſten dünkte, während der jüngſte geradeswegs zur Prinzeſſin ging. Und als er vor ſie trat, da fragte ſie ihn: »Was hat dir nun der Vater geſagt?« er antwortete: »Er hat geſagt, ich möge eine Kette bringen, die neun Mal um unſer Haus reiche.« Da gab ſie ihm wieder ſein zu eſſen und zu trinken, worauf ſie ihn in ein gelbes Zimmer führte und zu ihm ſprach: »Fürchte dich nicht, wenn man in der Nacht wieder kommen wird, dich zu ſchrecken, Morgen wollen wir dann für eine Kette ſorgen.« Und wieder kamen auch dieſe Nacht die böſen Geiſter und verbreiteten Schrecken um ihn her, doch er blieb unverſehrt und am Leben. Als der Tag anbrach, nahte abermals ein Höfling und führte ihn zur Prinzeſſin. Und dieſe gab ihm wieder ein Frühſtück, und nachdem er gegeſſen hatte, reichte ſie ihm ein kleines Schächtelchen und ſprach: »Dies bringe deinem Vater, öffne es aber bei Leibe nicht, bis du nach Hauſe kommſt, und ſollte der Vater dir noch etwas ſagen, ſo komm nur wieder zu mir.« Da dankte er ihr ſchön, und ging nach Hauſe, wo er auch ſchon ſeine Brüder traf. Die hatten zwar Ketten

gebracht, aber so kurze, daß man sie auch nicht einmal ums Haus ziehen konnte; da gab der Jüngste dem Vater das Schächtelchen, und wie dieser es öffnet, zog er daraus eine goldne Kette hervor, daß sich Alle verwunderten, die älteren Brüder aber fielen über ihn her, als wollten sie ihn umbringen: »Du wirst noch unser Haus zu Grunde richten, denn gewiß hast du dies irgendwo gestohlen.« Der Vater, der sich wieder bemühte sie zu besänftigen und zur Ruhe zu bringen, sagte ihnen zuletzt: »Geht und holt euch Jeder ein Mädchen, so will ich euch alle Drei verheirathen.« Da gingen denn die älteren Brüder wieder hin wo es ihnen am besten dünkte, der jüngste aber begab sich gerades Weges zur Prinzessin, und erzählte ihr Alles was der Vater gesagt hatte. Die Prinzessin sprach: »Nun mußt du noch in einem Zimmer schlafen, dann wollen wir auch für ein Mädchen sorgen.« Hierauf gab sie ihm wieder zu essen und zu trinken, und führte ihn in ein rothes Zimmer, dort zu übernachten.

In dieser Nacht stand er aber viel größeren Schrecken aus, als in den beiden vorhergehenden. Das war ein unaufhörliches Geschrei, ein fürchterliches Gepolter, ein Kettengeklirr, und entsetzliche Stimmen riefen darunter: »Der will mein Reich übernehmen!« auch zerrten sie ihn bei den Kleidern, aber ihn selbst zu berühren wagten sie nicht, denn er betete in einem fort, und Gott erhielt ihn gesund auch diese Nacht.

Den nächsten Tag, als man ihn gesund und lebend vor die Prinzessin brachte, ließ sie Barbiere kommen, die ihn

barbieren und waſchen mußten, worauf ſie herrliche Gewänder herbeibrachte, und als er die angezogen hatte, ſetzte ſie ſich mit ihm in einen ſchönen Wagen, fuhr nach der Kirche und ließ ſich mit ihm trauen. Hierauf veranſtalteten ſie in ihrem Schloſſe Feſtlichkeiten drei Tage lang, und als dieſe vorüber waren, begaben ſie ſich zu ſeinem Vater und kamen Nachts in dem Dorfe an. Wie ſie aber vor dem Hauſe hielten, hörten ſie jauchzen und ſahen, daß da große Feſtlichkeit war; denn eben verheiratheten ſich ſeine beiden Brüder. Da rief er, der Jüngſte, ins Haus hinein: »He, Hausvater! Wie das der Vater hörte, eilte er vor das Haus und wunderte ſich ob der unverhofften Gäſte. Und da fragte ihn ſein Sohn: »Können wir nicht hier übernachten?« und der Vater antwortete: »Herzlich gern, aber wir feiern heute Hochzeit, und da wir nicht viele Zimmer haben, würden Euch die gemeinen Leute ſtören und durch ihr Geſchrei betäuben.« Doch der Sohn erwiederte: »Das ſei deine geringſte Sorge, ich freue mich des Feſtes und habe nie einer Hochzeit beigewohnt, und auch meiner Frau wird es nicht unangenehm ſein.« Und ſo gingen ſie denn in das eine Zimmer, während in dem andern Hochzeit gehalten wurde. Und als ſie eintraten und ſichs da bequem machten, kam ſeine Mutter, verneigte ſich vor ihm, als einem ſo vornehmen Herrn, und er ſprach zu ihr: »Heil dir, da du zwei Hochzeiten an einem Tage in deinem Hauſe haſt.« Worauf ſie ihm antwortete: »Ach meine Herrſchaften, auf der einen Seite habe ich Luſtbarkeit und auf der anderen Schmerz, denn ich hatte noch einen dritten Sohn,

der in die Welt gegangen aber verſchollen iſt, ſo daß nur Gott weiß, wie es ihm geht und wo er ſich befindet.« Nach einer Weile ging er hinaus und zog über die prächtigen Kleider ſein früheres altes, ärmliches Gewand, drückte den Hut tief ins Geſicht, ging in jenes Zimmer wo es luſtig herging, und ſtellte ſich unter die Thüre. So wie ihn die Brüder erblickten, riefen ſie den Vater und die Mutter: »Wo ſeid ihr, ſchaut hier eueren viel geprieſenen Sohn, der in der Welt herum ſtreift und ſtiehlt!« Und als der Vater ſeiner anſichtig wird, ſprach er: »Unglücklicher, wo haſt du bis jetzt geſteckt? wo haſt du dein Mädchen?« Und die Mutter fing an zu klagen: »Weh mir Aermſten! warum betrübſt du mich ſo ſehr?« Er aber, als er alles hörte und ſah, rief aus: »Ach, ſcheltet nur nicht ſo, wills Gott es ſoll Alles gut gehen, und mit dieſen Worten warf er ſeine dürftigen Kleider von ſich, und ſtand da in ſeinen prächtigen; und die Brüder erſchraken, wie ſie dies ſahen, und baten ihn um Vergebung, und Vater und Mutter umarmten und küßten ihn. Hierauf begann das Feſt von Neuem und dauerte einige Tage, dann führte der jüngſte Sohn Vater und Mutter mit ſich, ſeinen Brüdern aber gab er viele Güter, daß ſie bis an ihr Ende anſtändig leben konnten.

12.

Der goldwollige Widder.

Es war einmal ein Jäger, und als dieser eines Tages in das Gebirge auf die Jagd ging, da kam plötzlich ein Widder auf ihn zu, dessen Wolle ganz von Gold war. So wie ihn der Jäger erblickte, legte er die Büchse an um ihn zu erschießen, doch der Widder rannte auf ihn los, und durchbohrte ihn mit seinen Hörnern, daß er todt am Platze blieb, und als ihn nachher seine Gefährten fanden und nicht wußten wer ihn ermordet hatte, trugen sie ihn heim und begruben ihn.

Das Weib des Jägers aber nahm dessen Büchse und hängte sie auf einen Nagel an der Wand. Als des Jägers Sohn zum kräftigen Jüngling herangewachsen war, verlangte er von der Mutter die Büchse, um damit auf die Jagd zu gehen, aber die Mutter versagte sie ihm: „Um keinen Preis, mein Sohn, werde ich dir diese Büchse geben, denn dein Vater ist mit ihr umgekommen, und wolltest du nun auch dein Leben aufs Spiel setzen?“ Eines Tages aber nahm er die Büchse heimlich und ging damit zur Jagd.

Wie er in den Wald kam, da vertrat ihm plötzlich jener goldne Widder den Weg und sprach: „Deinen Vater habe ich umgebracht, und nun werde ich auch dich umbringen.“ Der Jüngling erschrak und sprach: „Gott steh mir bei!“ legte die Büchse an und tödtete den Widder.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nun freute er sich einen Widder mit goldner Wolle erlegt zu haben, wie es keinen zweiten im ganzen Lande gab, zog ihm die Haut ab und trug sie heim.

Nach und nach drang die Kunde dieser That bis zu des Kaisers Ohren, der befahl ihm dies Fell vor Augen zu bringen, damit er alle wilden Thiere seines Reiches kenne. Als der Jüngling das Fell brachte und dem Kaiser zeigte, da sprach dieser: »Sage mir, was ich für dieses Fell dir geben soll!« Der Jäger aber antwortete: »Das verkaufe ich um keinen Preis!« Nun hatte der Kaiser einen Minister, der war des Jünglings Vetter, konnte diesen aber nicht gut leiden, sondern war ihm feind. Der sprach daher zum Kaiser: »Wenn der Bursche dir das Fell nicht geben will, so muß man trachten, ihm den Hals zu brechen. Befiehl ihm daher, irgend etwas zu vollbringen, was außer der Möglichkeit liegt.« Und in dieser Weise stiftete er den Kaiser an, daß dieser den Jüngling zu sich rief und ihm sagte, er möge einen Weingarten pflanzen, aus welchem man in sieben Tagen jungen Wein haben könne.

Als der Jüngling dies vernahm, fing er an zu weinen und zu bitten, daß man doch nicht Unmögliches von ihm verlangen möge, aber der Kaiser blieb dabei und sprach: »Wenn du dies nach sieben Tagen nicht vollbracht hast, ist es um deinen Kopf geschehen.« Da ging der Jüngling weinend heim und erzählte seiner Mutter was ihm begegnet war, die Mutter aber, als sie es hörte, sagte zu ihm: »Habe ich dir nicht gesagt, mein Sohn, jene Büchse werde dir das Leben

koſten, ſo gut wie deinem Vater.« Kleinmüthig und bei ſich überlegend, was er nun anfangen und wohin er ſich wenden ſolle, um ſeinem Unglücke zu entrinnen, ging der Jüngling zum Dorfe hinaus und eine gute Strecke weit fort. Da ſtand mit einem Male ein Mädchen an ſeiner Seite vor ihm, die fragte ihn: »Bruder, warum weinſt du?« Er aber antwortete ihr ganz böſe: »Geh in Gottes Namen, du kannſt mir ja nicht helfen,« und ſetzte ſeinen Weg fort, aber das Mädchen folgte ihm, und bat ihn dringend ſich ihr anzuvertrauen, »vielleicht,« ſprach ſie, »kann ich dir doch helfen.« Da ſprach er endlich: »Nun gut, ich will dirs ſagen, obſchon ich weiß, daß mir nur Gott allein und Niemand ſonſt auf Erden helfen kann,« und hierauf erzählte er ihr Alles, was ſich zugetragen und was der Kaiſer ihm befohlen hatte. Und nachdem das Mädchen ihn angehört hatte, ſprach es zu ihm: »Sei getroſt Bruder und fürchte dich nicht, ſondern geh hin zum Kaiſer und frage ihn, an welchem Orte der Weingarten ſein müſſe, und verlange, daß man ihn dir abſtecke, dann nimm ein Ränzel, leg in daſſelbe ein Zweiglein Baſilikum, gehe hin an den bezeichneten Ort, und lege dich dort ſchlafen, und nach ſieben Tagen ſollſt du reife Trauben haben.« Da kehrte er zurück und ging nach Hauſe, und erzählte ſeiner Mutter noch ganz betrübt, wie er draußen ein Mädchen angetroffen, und was es ihm geſagt hatte. Da ſprach die Mutter zu ihm: »Geh hin mein Sohn und verſuche es, da du ja ohnedies verloren biſt.« Da ging er hin zum Kaiſer und verlangte einen Platz für den Weingarten, und auch daß man

ihm die Furchen ziehe. Der Kaiser bewilligte ihm Alles, wie er es verlangte. Hierauf nahm er ein Ränzel auf die Schulter, that ein Zweiglein Basilikum hinein, ging an jenen Platz und legte sich traurig schlafen. Als er aber am Morgen erwachte, da waren schon die Reben gesetzt; den zweiten Morgen grünten sie und nach sieben Tagen waren die Trauben reif, und dies war zu einer Zeit, als es gar nirgends welche gab. Da pflückte er davon, preßte sie aus, und brachte dem Kaiser süßen Wein, und in einem Tuche frische Trauben. Und wie es der Kaiser sah, war er erstaunt und Alles im Schlosse voll Verwunderung. Da sprach der Vetter des Jünglings wieder zum Kaiser: »Nun wollen wir ihm etwas Anderes aufgeben, das er gewiß nicht vollführen kann. Und so stiftete er den Kaiser an, daß dieser den Jüngling abermals zu sich rief und zu ihm sprach: »Aus Elfenbein sollst du mir nunmehr ein Schloß erbauen.« Wie dies der Jüngling vernahm, da ging er weinend heim zu seiner Mutter, und erzählte ihr was ihm der Kaiser von neuem befohlen hatte. »Das, Mutter,« sagte er dann, »ist rein unmöglich, das kann ich nicht vollführen.« Die Mutter aber rief: »Geh, Söhnchen, wieder hinaus vor das Dorf, vielleicht läßt dich Gott wieder jenes Mägdlein antreffen.« Und er ging hinaus vor das Dorf, als er aber an die Stelle kam, wo er das erste Mal jenes Mägdlein getroffen, da stand es plötzlich wieder vor ihm und sprach: »Bruder, du bist abermal traurig und weinst?« Da klagte er nun was ihm auferlegt worden sei. Das Mägdlein aber, nachdem es ihn angehört hatte, sprach: »Das soll dir

ein Leichtes ſein, gehe nur hin und verlange vom Kaiſer ein Schiff, und in daſſelbe dreihundert Eimer Wein, und eben ſo viel Brantwein, und überdies zwölf Zimmerleute, dann geh zu Schiffe und wenn du dort und dort zwiſchen zwei Gebirge kommſt, ſo leite das Waſſer ab, welches du daſelbſt finden wirſt, und gieße ſtatt deſſen den Wein und Brantwein in das Flußbett, alsdann werden die Elephanten kommen Waſſer zu trinken und werden davon berauſcht werden, und Einer nach dem Andern umfallen, dann ſollen ihnen die Zimmerleute ſchnell die Zähne abſägen, und dieſe mußt du dann nach jener Stelle ſchaffen, auf welcher der Kaiſer das Schloß erbaut haben will, dort lege dich wieder nieder und ſchlaf ruhig, in ſieben Tagen ſoll das Schloß fertig ſein. Da ging er wieder nach Hauſe und erzählte der Mutter, wie er abermals das Mägdlein getroffen, und was es ihm geſagt hätte. Da ſprach die Mutter wieder: „Geh, Söhnlein, und thue ſo, vielleicht daß dir Gott auch diesmal hilft!“ Da ging er hin zum Kaiſer und verlangte Alles was er brauchte, womit er dann fortzog und Alles genau ſo vollführte, wie es ihm das Mägdlein geſagt hatte. Die Elephanten kamen wirklich, berauſchten ſich daß ſie der Reihe nach hinfielen, worauf ihnen die Zimmerleute die Zähne abſägten und ſie an jene Stelle ſchafften, wo das Schloß erbaut werden ſollte. Der Jüngling aber nahm Abends ein Zweiglein Baſilikum in ſein Ränzel, ging hin und legte ſich ſchlafen, und nach ſieben Tagen war das Schloß fertig.

Als der Kaiſer das fertige Schloß ſah, konnte er ſich

nicht genug wundern, und sprach zu seinem Minister, dem Vetter des Jünglings: „Was soll man nun mit ihm anfangen? Das ist kein Mensch, sondern Gott weiß wer.“ Und der Minister entgegnete ihm: „Eines sollst du ihm noch befehlen, und wenn er auch das vollbringt, so ist er wahrlich mehr als ein Mensch,“ und so stiftete er den Kaiser abermals an, daß dieser den Jüngling zu sich rief und ihm sagte: „Nun sollst du mir noch die kaiserliche Prinzessin herbringen aus dem andern Reiche, aus dieser und dieser Stadt. Bringst du sie nicht, so geht dirs um den Kopf.“ Als der Jüngling dies vernahm, ging er wieder fort zu seiner Mutter und erzählte ihr, was der Kaiser ihm befohlen hatte, da rieth ihm die Mutter: „Geh, mein Söhnlein, und suche wieder jenes Mägdlein, vielleicht gibt Gott, daß sie dich auch noch dieses Mal erlöst.“ Und er ging hinaus vor das Dorf, fand das Mädchen, und erzählte ihr, was ihm auferlegt worden wäre. Das Mägdlein hörte ihn ruhig an und sprach: „Geh erst hin und verlange vom Kaiser ein großes Schiff, und in dem Schiff richte zwölf Kaufbuden ein, in jeder Bude seine Waaren andrer Art, immer schöner und schöner, dann verlange, daß man zwölf der schönsten Jünglinge wähle, diese auf das prächtigste kleide und als Ladendiener in den Buden aufstelle. Mit diesem so ausgestatteten Schiffe sollst du dann fortziehen, und da wirst du unter Wegs zuerst einem Mann begegnen, der einen lebendigen Adler trägt, den sollst du fragen, ob er ihn verkaufen wolle, er wird sich bereit zeigen, und du mußt ihm geben was er dafür verlangt. Dann wirst

du Einem begegnen, der in einem Kahn einen Karpfen hat, deſſen Schuppen ganz golden ſind, und auch dieſen Karpfen kaufe um jeden Preis. Zuletzt wirſt du noch Einem begegnen, der eine lebendige Taube trägt, und auch für dieſe Taube ſollſt du geben was nur immer gefordert wird. Aus dem Schweife des Adlers ſollſt du dann eine Feder, von dem Karpfen eine Schuppe, und aus dem linken Flügel der Taube auch eine Feder nehmen, und hierauf allen Dreien die Freiheit geben. Wenn du darauf in jenes andere Kaiſerthum und vor die bezeichnete Burg gelangſt, dann ſollſt du deine Kaufbuden aufſchlagen, und es ſo anordnen, daß vor jeder derſelben ein Jüngling ſtehe. Da werden alle Einwohner der Burg herbeikommen, die ſchönen Waaren beſchauen und ſich darob verwundern, und die Mädchen, welche Waſſer holen, werden in der Stadt erzählen: »die Leute ſagen, daß, ſo lange die Stadt ſteht, weder ein ſo ſchönes Schiff, noch ſolche Waaren geſehen worden ſind.« Dies wird ſogar die kaiſerliche Prinzeſſin erfahren, und ihren Vater angehen, ihr zu erlauben, daß auch ſie es beſichtige. Und wenn ſie mit ihren Geſpielinnen auf das Schiff kommt, ſollſt du ſie von Bude zu Bude führen, und alle Waaren immer ſchöner und ſchöner vor ihr ausbreiten, und ſie ſo lange aufzuhalten ſuchen bis es dunkel zu werden anfängt, und wird es einmal dunkel, dann lüfte die Segel; in dem Augenblicke wird ein dichter Nebel fallen, daß man nichts wird ſehen können. Das Mädchen aber wird auf ihrer Achſel ein Vöglein ſitzen haben, das ſie immer bei ſich hat, und wenn ſie gewahren wird daß das

Schiff ſich in Bewegung ſetzt, wird ſie das Vöglein von ihrer Achſel aufſliegen laſſen, daß es im Schloſſe daheim berichte, was geſchehen ſei. Du aber ſollſt nun die Feder des Adlers verbrennen und da wird alsbald der Adler kommen, den heiß das Vöglein fangen, und er wird es thun. Hierauf wird nun das Mädchen ein Steinchen ins Waſſer werfen, und alsbald das Schiff ſtille ſtehn, da ſollſt du die Schuppe des Karpfen hervor holen und ſie verbrennen, und in dem Augenblicke wird auch der Karpfe heran geſchwommen kommen, den heiß das Steinchen ſuchen und verſchlingen, und der Karpfe wird es ſogleich finden und verſchlingen, und das Schiff wird weiter ſegeln. Nachdem ihr lange ungeſtört werdet gefahren ſein, werdet ihr zuletzt zwiſchen zwei Berge kommen, dort wird das Schiff ſich plötzlich verſteinern, da werdet ihr großen Schrecken ausſtehen, und das Mädchen wird in dich dringen, ihr von dem Waſſer des Lebens zu holen. Da nun ſollſt du das Federchen von der Taube verbrennen, und im Augenblicke wird das Täubchen kommen, und da gib ihr ein Fläſchchen, und es wird dir darin von dem Waſſer des Lebens bringen, alsdann wird das Schiff ſich wenden, und glücklich wirſt du mit der Prinzeſſin heim kommen.“

Nachdem der Jüngling Alles was das Mägdlein ihm ſagte, wohl gemerkt hatte, ging er heim und erzählte es erſt ſeiner Mutter, hierauf ging er hin zum Kaiſer und verlangte was ihm nothwendig war; der Kaiſer konnte ihm nichts verſagen und bewilligte Alles, und ſo zog er mit ſeinem Schiffe fort, und unter Wegs trafen alle Dinge genau ſo ein,

wie es ihm vorausgesagt war, und als er vor jene Burg in dem anderen Reiche kam, führte er Alles aus, was ihm das Mägdlein geheißen hatte, entführte die Tochter des Kaisers und kam glücklich mit ihr zurück. Von ferne schon erblickte der Kaiser und sein Minister vom Fenster des Schlosses aus das heimkehrende Schiff, und da sprach der Minister zum Kaiser: »Nun bleibt nichts übrig als ihn zu ermorden, so wie er aus dem Schiffe tritt.«

Als das Schiff Anker geworfen hatte, stiegen Alle der Reihe nach ans Ufer, zuerst das Mädchen mit ihren Gespielinnen, dann die Jünglinge und zuletzt auch er. Der Kaiser aber hatte schon einen Henker bestellt, der ihm, so wie er aus dem Schiffe trat, den Kopf abschlug. Der Kaiser dachte nun die Prinzessin für sich zu nehmen, und eilte, als sie kaum das Schiff verlassen hatte, auf sie zu, und wollte sie liebkosen. Das Mädchen aber wandte sich ab von ihm, und rief aus: »Wo ist der Jüngling, der sich um mich so sehr bemüht hat?« Und wie es sieht, daß ihm der Kopf abgeschlagen sei, da nimmt es schnell von dem Wasser des Lebens, besprengt ihn damit und fügt ihm den Kopf an; da wird er wieder lebendig, als wäre ihm nichts geschehen.

Wie der Kaiser und sein Rath bemerkten, daß er wieder lebendig geworden war, sprach der Rath zum Kaiser: »Der wird nun, da er vom Tode zum Leben zurückgekehrt ist, noch mehr wissen, als er früher gewußt hat.« Und der Kaiser, begierig zu erfahren, ob man in der That mehr wisse, wenn man von Todten aufersteht, befiehlt auch ihm selbst den Kopf

abzuſchlagen, und das Mädchen ſolle ihn dann mit dem Waſſer beleben. Als aber des Kaiſers Kopf abgehauen war, da kümmerte ſich das Mädchen nicht mehr um ihn, ſondern ſchrieb gleich ihrem Vater einen Brief, in dem ſie ihm Alles ſagte, was ſich zugetragen hatte, und daß ſie ſich mit jenem Jünglinge vermählen wolle. Und ihr Vater ſchrieb zurück, das Volk möge den Jüngling als ſeinen Kaiſer anerkennen, wo nicht, ſo werde er die Grenzen mit Krieg überziehen. Das Volk aber billigte, daß er das Mädchen heirathe und die Regierung übernehme. Und ſo vermählte ſich denn der Jüngling mit der kaiſerlichen Prinzeſſin und wurde Kaiſer, und die übrigen Jünglinge, die mit ihm gegangen waren, heiratheten die Mädchen, welche im Gefolge der Prinzeſſin waren, und wurden alle große Herren.

13.

Das Schickſal.

Einſt lebten zwei Brüder zuſammen in einem Hauſe; der Eine der arbeitete Alles, während der Andere müßig ging, und faſt immer nur aß und trank. Und ſie hatten reichen Segen in Allem, und Ueberfluß an Rindern, Pferden, Schafen, Schweinen, Bienen und an allem Uebrigen.

Da dachte der Bruder der Alles arbeitete, einſt bei ſich: »Warum ſoll ich denn für dieſen Müßiggänger arbeiten? Es wird beſſer ſein, wir trennen uns, ich werde für mich allein arbeiten, und er ſoll dann thun, was ihm eben gut dünkt.« Und ſo ſprach er auch einmal zu ſeinem Bruder: »Bruder, es iſt unrecht, daß ich Alles verrichten muß, während du mir in gar Nichts behülflich ſein willſt, ſondern nur auf Eſſen und Trinken bedacht biſt; ich habe daher beſchloſſen, daß wir uns trennen.« Doch der Bruder verſuchte ihn hievon abzubringen, indem er ſprach: »Thue doch das nicht Bruder, geht es uns ja doch Beiden wohl. Du haſt Alles in deinen Händen, ſowohl was dein, als was mein iſt, und du ſiehſt ich bin mit Allem, was du verrichteſt und unternimmſt, ganz zufrieden.« Allein der erſte Bruder verharrte auf ſeinem Entſchluß, ſo daß zuletzt auch der andre darin willigte, und zu ihm ſprach: »Wenn dem ſo iſt, will ich dir deshalb nicht gram ſein, theile du ſelbſt Alles nach deinem Gutdünken.« Da theilte Jener Alles der Reihe nach, und jeder nahm ſein Theil für ſich. Der Faule nahm ſich alsbald für ſeine Rinderheerden einen Rinderhirten, für die Pferde einen Pferdehirten, für die Schafe einen Schafhirten, für die Ziegen einen Ziegenhirten, für die Schweine einen Schweinhirten, für die Bienen einen Bienenwärter, und ſprach zu allen dieſen: »All mein Gut überlaſſe ich Euch und Gott zur Huth,« und hierauf lebte er zu Hauſe wieder ſorglos wie vorher. Der andere Bruder hingegen plagte ſich mit ſeinem Theil wie ehedem, hütete ſelbſt ſeine Heerden und hatte Acht auf

Alles, demungeachtet ſah er kein Gedeihen, ſondern in Allem nur Schaden, und von Tag zu Tag erging es ihm ſchlechter, bis er zuletzt ſo verarmt war, daß er nicht einmal mehr ein paar Opanken*) hatte, ſondern baarfuß ging. Da ſprach er bei ſich ſelbſt: »Ich will nun zu meinem Bruder gehen, um doch zu ſehen, wie es ihm gehet.« Sein Weg führte ihn an einer Wieſe vorüber, auf der eben eine Schafheerde weidete, und als er nahe kam, bemerkte er, daß die Schafe keinen Hirten hatten, ſondern daß ein überaus ſchönes Mädchen bei ihnen ſaß, das einen goldnen Faden ſpann.

Nachdem er dem Mädchen ein »Gott helfe dir,« zugerufen hatte, fragte er ſie weſſen die Schafe ſeien? worauf ſie ihm antwortete: »Wem ich angehöre, deſſen ſind auch die Schafe,« da fragte er weiter: »Und wer biſt du?« worauf antwortete ſie ihm: »Ich bin deines Bruders Glück.« Da überkam ihn bittrer Aerger, und er fragte: »Und wo iſt denn mein Glück?« Das Mädchen ſagte: »o, das iſt fern von dir.« »Und kann ich es wohl finden?« fragte er weiter, und ſie antwortete: »Du kannſt es wohl, ſuch es nur.« Und nachdem er dies vernommen und geſehen hatte, daß ſeines Bruders Schafe ſo ſchön waren, daß man ſich keine ſchöneren denken konnte, da wollte er ſchon nicht mehr weiter gehen die übrigen Heerden zu beſichtigen, ſondern ging gerades Wegs zum Bruder ſelbſt. Als aber der Bruder ſeiner anſichtig ward, bedauerte er ihn, und ſprach in Thränen ausbrechend: »Wo

*) Riemenſchuhe.

warſt du denn die ganze lange Zeit?« Und ihn bloß und baarfuß ſehend, ſchenkte er ihm ein paar Opanken und auch etwas Geld. Nachdem er ihn durch einige Tage bewirthet hatte, brach der Arme wieder auf um heim zu gehen. Als er aber nach Hauſe gekommen war, nahm er ein Ränzel auf die Schulter, in daſſelbe etwas Brod, dann einen Stab in die Hand, und ging ſo in die Welt ſein Glück zu ſuchen. Und wie er ſo eine Weile wanderte, gelangte er in einen großen Wald, und durch denſelben gehend, fand er eine alte häßliche Trulle, die unter einem Strauche ſchlief. Da holte er mit ſeinem Stocke aus, und verſetzte ihr, um ſie zu wecken, einen Schlag über den Rücken. Doch ſie erhob ſich nur mit Mühe, konnte kaum die triefenden Augen aufthun, und ſprach zu ihm: »Danke Gott, daß ich hier eingeſchlafen war, denn wäre ich wach geweſen, hätteſt du dieſe Opanken nicht bekommen.« Da fragte er ſie: »Und wer biſt du denn, daß ich deinetwegen die Opanken nicht bekommen hätte?« Die Trulle ſprach: »Ich bin dein Glück.« Wie er dies vernimmt, wirft er ſich in die Bruſt, indem er ausruft: »Du alſo wäreſt mein Glück? O, möge Gott dich tödten! Wer nur hat dich mir gegeben?« Und das Mädchen fällt ihm ins Wort: »Das Schickſal hat mich dir gegeben.« Da fragte er: »Und wo iſt dieſes Schickſal?« Und er erhielt zur Antwort: »Geh und ſuche es.« Und damit war das Mädchen verſchwunden.

Da machte ſich der Mann auf und ging weiter, das Schickſal zu ſuchen. Und wie er ſo ging, da erreichte er ein Dorf, und da ſtand ein anſehnliches Haus, in welchem

ein großes Feuer flackerte, da dachte er bei sich selbst: »Hier muß eine Hochzeit oder sonst ein Festtag gefeiert werden,« und trat ein, und wie er hinein kam, sah er einen großen Kessel über dem Feuer hängen, in dem das Abendessen kochte, und an dem Feuer saß der Hausvater. Diesem rief der ins Haus Eintretende einen guten Abend zu, welchen der Hausvater mit den Worten erwiederte: »Gebe Gott dir alles Gute!« und ihn einladete sich neben ihn zu setzen, worauf er fragte, wer er sei und wohin er wolle? Da hub Jener ihm Alles zu erzählen an, wie auch er ein Hausbesitzer gewesen, aber verarmt sei, und nun ausgehe das Schicksal selbst zu fragen, warum denn er gerade arm bleibe? Hierauf fragte er den Hausvater, für wen er denn so vieles Essen bereite, da sprach dieser: »Ach, mein Bruder, ich bin ein Hausherr, und habe Ueberfluß an Allem, aber demungeachtet bin ich nicht im Stande meine Hausgenossen zu sättigen, es ist gerade als ob Drachen in ihrem Schlunde steckten, gib nur Acht, wenn wir zu Abend essen, dann wirst du sehen, was sie thun.

Und als sie sich setzten um das Abendmahl zu verzehren, da riß Einer dem Andern die Bissen vom Munde, und in wenigen Augenblicken war der große Kessel geleert. Nach dem Abendessen kam die junge Frau, an welcher eben die Reihe war, den Haushalt zu besorgen, las die Knochen alle auf einen Haufen zusammen, und warf sie hinter den Ofen. Und als der Fremde sich darüber wunderte, daß die junge Frau die Knochen hinter den Ofen werfe, da kamen plötzlich

zwei steinalte elende Menschen hervor, dürre wie die Gespenster, und fingen an die Knochen auszusaugen. Da fragte der Fremde den Hausvater: »Wer sind denn die dort hinter dem Ofen?« und dieser antwortete ihm: »Jene, Bruder, sind mein Vater und meine Mutter, und die wollen nicht sterben, als wären sie an diese Welt geschmiedet.« — Den nächsten Morgen, als sie sich trennten, sagte ihm noch der Hausherr: »Bruder, erinnere dich auch meiner, wenn du irgentwo das Schicksal antrifft, und frage es, was es denn für ein Verhängniß sei, daß ich meine Hausgenossen auf keine Weise sättigen könne, und warum mir denn Vater und Mutter gar nicht sterben.« Er versprach ihm fragen zu wollen, nahm Abschied von ihm und zog weiter das Schicksal zu suchen. Und nachdem er lange Zeit immer weiter und weiter gegangen war, kam er eines Abends in ein anderes Dorf, und sprach daselbst in einem Hause um Nachtlager ein. Er ward bereitwillig aufgenommen und befragt wohin er gehe, und da erzählte er Alles umständlich. Da sagten ihm die Hausleute: »Um Gottes Willen, Bruder! wenn du dein Ziel erreichst, so frage auch, warum denn unsere Kinder nicht gedeihen, sondern immer mehr und mehr abnehmen.« Er versprach auch ihnen, das Schicksal darüber zu befragen und zog den nächsten Morgen weiter. Und immer weiter gehend, kam er an einen Fluß und fing an zu rufen: »O Wasser, o Wasser, trage mich hinüber!« Und das Wasser fragte ihn: »Wo willst du hin?« Und er sagte es ihm. Da trug ihn das Wasser hinüber und sprach: »Ich bitte dich,

Bruder, das Schicksal zu fragen, warum denn in mir Nichts lebt.« Und er versprach auch den Wasser zu fragen, und zog immer weiter. Nach langem, langem Wandern kam er zuletzt in einen Wald, und in diesem traf er einen Einsiedler, den er fragte, ob er ihm nicht über das Schicksal Auskunft geben könne. Und der Einsiedler sagte ihm: »Geh von hier aus über das Gebirge, so wirst du gerade vor sein Schloß kommen, wenn du aber zum Schicksal hinein kommst, darfst du nichts sprechen, sondern nur immer das thun, was es selbst thut, bis es dich befragt.« Hierauf dankte der Mann dem Einsiedler und trat den Weg über das Gebirge an. Und als er in das Schloß des Schicksals kam, da hatte er etwas zu sehen! Alles war da von kaiserlicher Pracht, und zahlreiche Diener und Dienerinnen tummelten sich herum. Das Schicksal aber saß ganz allein an einem gedeckten Tische und aß zu Abend. Als dies der Mann sieht, setzt er sich auch hin an den Tisch und ißt mit. Nach dem Abendessen legt sich das Schicksal schlafen, und er gleichfalls. Gegen Mitternacht fing es in dem Schlosse fürchterlich an zu dröhnen, und in dem Getröhne ward eine Stimme vernehmbar, die rief: »O Schicksal, o Schicksal, so und so viel Seelen sind heute geboren worden, gib ihnen etwas nach deinem Gutdünken!« Da stand das Schicksal auf, öffnete eine Truhe mit Gold, und streute daraus funkelnde Dukaten auf den Boden des Zimmers herum, indem es dazu sprach: »So wie es mir heute geht, gehe es ihnen ihr Leben lang.«

Mit Tagesanbruch aber war das prächtige Schloß ver-

ſchwunden, und an deſſen Stelle ſtand ein mittelmäßiges Haus, doch auch in demſelben iſt Alles Hülle und Fülle. Als es Abend ward, ſetzte ſich das Schickſal wieder zum Nachteſſen und er mit ihm, keiner ſprach ein Wort. Und nach dem Eſſen legten ſich Beide ſchlafen. Gegen Mitternacht fing es nun wieder ſchrecklich zu dröhnen an, mitten durch das Gedröhne ward eine Stimme hörbar die ſprach: „O Schickſal, o Schickſal, ſo und ſo viel Seelen haben heute das Licht der Welt erblickt, gieb ihnen etwas nach deinem Gutdünken!“ Da erhebt ſich das Schickſal, öffnet eine Geldtruhe, aber da gab es keine Dukaten, ſondern bloß Silbergeld, und nur hier und da ein Goldſtück. Und das Schickſal ſtreut davon auf den Boden, indem es dazu ſpricht: „Wie es mir heute geht, gehe es ihnen ihr Leben lang.“ Und mit Tagesanbruch war auch jenes Haus verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand ein noch kleineres, ſo erging es jede Nacht, und jeden Morgen verkleinerte ſich das Haus, bis zuletzt nur eine ganz elende Hütte blieb, und das Schickſal einen Spaten nahm und zu graben anfing, da nahm der Mann gleichfalls einen Spaten, und ſie gruben Beide den ganzen Tag. Als es Abend ward, nahm das Schickſal ein Stück Brod, brach davon die Hälfte ab, und reichte es dem Manne. Das war ihr Abendbrod, und nachdem ſie es verzehrt hatten, legten ſie ſich ſchlafen. Gegen Mitternacht fing es wieder fürchterlich zu dröhnen an, und in dem Gedröhne ward eine Stimme vernehmbar, welche ſprach: „O Schickſal, o Schickſal, ſo und ſo viele Seelen ſind dieſe Nacht geboren worden, gieb ihnen etwas nach dei-

nem Gutdünken!« Da ſteht das Schickſal auf, öffnet eine Truhe und fängt an daraus kleine Scherben zu ſtreuen, wie Kinder damit ſpielen, und darunter einige kleine Münzen, die man als Taglohn verdienen kann, indem es dabei ſprach: »So wie es heute mir geht, gehe es ihnen ihr Leben lang.« Als aber der Tag anbrach, da hatte ſich die Hütte wieder in einen großen Pallaſt verwandelt, wie er am erſten Tage (als der Mann zum Schickſal kam) geweſen war. Nun erſt fragte das Schickſal den Mann: »Weshalb biſt du gekommen?« Und da erzählte er ihm umſtändlich ſeine Noth, und daß er gekommen ſei, das Schickſal ſelbſt zu fragen, warum es ihm ſo böſes Glück gegeben habe? Da ſprach zu ihm das Schickſal: »Du haſt geſehen, wie ich die erſte Nacht Dukaten ſtreute, und was weiter geſchehen iſt. So wie es mir in der Nacht geht, in welcher eben ein Menſch geboren wird, ſo wird es dieſem ſein ganzes Leben lang ergehen. Du biſt in einer Nacht der Armuth geboren, darum wirſt du auch arm bleiben, ſo lange du lebſt. Dein Bruder hingegen hat in einer glücklichen Nacht das Licht der Welt erblickt, und er wird glücklich bleiben bis an ſein Ende. Da du dir aber ſo viel Mühe genommen und mich aufgeſucht haſt, ſo will ich dir ſagen, wie du dir helfen kannſt. Dein Bruder hat eine Tochter, Miliza mit Namen, welche eben ſo glücklich iſt wie ihr Vater. Die ſollſt du, wenn du nach Hauſe kommſt, zu dir nehmen, und von Allem was du dir erwirbſt, ſagen, daß es ihr gehöre.« Da dankte er dem Schickſal und ſprach zu ihm: »In dieſem und dieſem Dorfe lebt ein reicher Bauer,

der Ueberfluß an Allem hat, und nur darin unglücklich iſt, daß ſich ſeine Hausgenoſſen nie ſättigen können; zu jedem Male verzehren ſie einen Braukeſſel voll Speiſe, und auch das iſt ihnen noch zu wenig, Vater und Mutter dieſes Bauers aber, als wären ſie an dieſe Erde geſchmiedet, ſind von Alter ſchwarz geworden und vertrocknet wie Geſpenſter, und können nicht ſterben. Und da hat er mich gebeten, als ich bei ihm über Nacht war, ich möge dich Schickſal fragen, was denn von alle dem die Urſache ſei?« Da antwortete ihm das Schickſal: »Dies geſchieht Alles nur deshalb, weil er Vater und Mutter nicht ehrt, und ihnen hinter den Ofen zu eſſen vorwirft. Würde er ſie bei Tiſche oben an ſitzen laſſen, und das erſte Glas Wein und das erſte Glas Branntwein ihnen reichen, ſie würden alsbald ihre Seelen aushauchen, und die Hausgenoſſen nicht halb ſo viel eſſen.« Da fragte er das Schickſal weiter: »In dieſem und dieſem Dorfe, als ich in einem Hauſe übernachtete, klagte mir der Hausvater, daß ihm die Rinder gar nicht gedeihen wollten, ſondern mehr und mehr abnähmen, und bat mich, ich möge dich fragen, was da wohl die Schuld ſei?« Und das Schickſal ſprach: »Dies kommt nur daher, weil er am Tage ſeines Hauspatrons das elendeſte Rind ſchlachtet; wollte er im Gegentheile das allerbeſte ſchlachten, würden ihm alle Rinder gedeihen.«

Zuletzt fragte er noch wegen des Waſſers: »Und wie kommt es, daß in jenem Waſſer nichts lebt?« Das Schickſal antwortete: »Weil in ihm noch kein Menſch ertrunken iſt, hüte dich aber es ihm früher zu ſagen, als bis es dich

hinüber getragen hat, denn es würde dich ſonſt gleich ertränken.« Da dankte er dem Schickſal nochmals und ging heim. Als er zu jenem Waſſer kam, da fragte ihn das Waſſer gleich: »Was ſagt das Schickſal?« Er aber antwortete: »Erſt trage mich hinüber, dann will ich es dir ſagen.« Kaum hat ihn aber das Waſſer ans Ufer getragen, ſo fängt er zu laufen an, und als er ſchon weit entfernt war, wendet er ſich um und ruft: »O Waſſer, o Waſſer! weil du noch nie einen Menſchen ertränkt haſt, darum haſt du nichts Lebendes in dir.« Wie dies das Waſſer hört, ergießt es ſich über das Feld und rauſcht ihm nach, und er entrinnt nur mit Mühe. Als er in jenes Dorf kam zu jenem Manne, deſſen Rinder nicht gedeihen, erwartete ihn dieſer ſchon voll Ungeduld. »Was bringſt du mir Bruder, haſt du das Schickſal wohl befragt?« Worauf er antwortete: »Ja ich habe es, und das Schickſal ſagte: Weil du zur Feier deines Hauspatrons immer das ſchlechteſte Rind ſchlachteſt; würdeſt du aber dein Beſtes ſchlachten, ſollten dir alle Rinder gut gedeihen.« Wie der Bauer dies vernahm, ſprach er: »Bruder, bleib bei uns, wir haben bis zu unſerem Hauspatrone nur noch drei Tage, und wenn es wahr iſt, was du mir da ſagſt, will ich dir zum Danke etwas ſchenken.« Da blieb er dort bis zum Feſte des Hauspatrones. Und als der Feſttag anbrach, ſchlachtete der Hausvater den ſchönſten Stier, und von dem Augenblicke an gedieh ſein Vieh. Da ſchenkte ihm der Hausvater fünf Rinder, und er bedankte ſich und zog weiter. Als er in das Dorf kam, in welchem der Hausvater die nimmer-

ſatten Hausgenoſſen hatte, da konnte ihn auch dieſer kaum erwarten und frug: »Wie geht dirs Bruder um Gottes Willen und was ſagt das Schickſal?« Und er antwortete ihm: »Das Schickſal ſagt: Du ehrſt Vater und Mutter nicht, und wirfſt ihnen das Eſſen hinter den Ofen, würdeſt du ſie an den Tiſch und oben an ſetzen, und ihnen das erſte Glas Branntwein und das erſte Glas Wein reichen, deine Hausgenoſſen würden nicht halb ſo viel eſſen, und Vater und Mutter zu ihrer Ruhe eingehen.« Als dies der Hausvater vernahm, ſagte er zu ſeinem Weibe, es möge gleich den Schwiegervater und die Schwiegermutter kämmen und waſchen, und ſie ſchön anziehen, und als es Abend ward, ließ ſie der Hausvater bei Tiſche oben an ſitzen, und das erſte Glas Branntwein und das erſte Glas Wein reichte er ihnen. Von dem Augenblicke an konnten die Hausgenoſſen nicht halb mehr ſo viel eſſen als wie bisher, und den nächſten Morgen waren Vater und Mutter verſchieden. Da gab der Hausvater dem Manne zwei Stiere, und dieſer bedankte ſich und ging heim. Als er aber in ſeinen Geburtsort kam, da begegneten ihm die Bekannten und fragten ihn: »Wem gehören denn dieſe ſchönen Rinder?« er antwortete einem Jeden: »Bruder, Milizen gehören ſie, meines Bruders Tochter!« Und wie er nach Hauſe kam, ging er gleich hin zu ſeinem Bruder und bat ihn: »Gib mir Bruder, Miliza, ſie ſei mein; du ſiehſt, ich habe ohnedies Niemanden.« Und der Bruder antwortete: »Ich bins zufrieden Bruder, nimm dir Miliza.« Und er nahm ſeines Bruders Töchterlein und führte ſie mit ſich

nach Hauſe, und von nun an erwarb er viel, aber von Allem was er beſaß, ſagte er, daß es Milizen gehöre.

Eines Tages ging er hinaus auf den Acker um das Getreide zu beſehen, das ſtand ſchön wie es nicht ſchöner ſein konnte. Da kam ein Wanderer des Weges, der fragte ihn: »Wem gehört das Getreide?« und er ſich vergeſſend, ſpricht: »Mir.« In dem Augenblicke aber, als er dies ſagt, entzündet ſich das Getreide, und fängt lichterloh zu brennen an. Da läuft er ſchnell dem Wanderer nach und ruft: »Halt, Bruder, das Getreide gehört nicht mir, ſondern Milizen, meines Bruders Tochter.« Da hörte das Getreide wieder zu brennen auf, und er blieb fortan durch Miliza glücklich.

14.

Wer wenig verlangt, dem wird am Meiſten gegeben.

Es waren einmal drei Brüder, die beſaßen auf der weiten weißen Erde nichts als einen Birnbaum, den ſie der Reihe nach hüteten; während Einer beim Baume blieb, gingen die beiden Andern auf Tagwerk.

Einſt ſchickte Gott der Herr einen Engel, nachzuſehen, wie dieſe Brüder lebten, und ihnen, wenn es ihnen ſchlecht gehe, beſſre Nahrung zu geben.

Als der Engel Gottes zur Erde niederstieg, verwandelte er sich in einen Bettler, und als er zu dem kam, welcher eben den Birnbaum hütete, bat er ihn ihm eine Birne zu geben. Dieser pflückte eine von den Birnen, die sein waren, und gab sie dem Engel mit den Worten: »Da hast du von meinen Birnen, von jenen, die den Brüdern gehören, kann ich dir keine geben. Der Engel dankte ihm und ging fort. Als den nächsten Tag der zweite Bruder zu Hause blieb den Birnbaum zu hüten, da kam der Engel wieder, und verlangte auch von ihm eine Birne. Und auch er brach eine von den Birnen die ihm gehörten ab, und gab sie ihm, indem er sagte: »Da hast du von meinen Birnen, von jenen die den Brüdern gehören, kann ich dir keine geben. Der Engel dankte ihm und ging fort. Als die Reihe die Birnen zu hüten den dritten Bruder traf, kam der Engel noch einmal, und bat auch ihn um eine Birne. Und auch er pflückte eine von den Birnen die sein waren ab, gab sie ihm indem er sagte: »Da hast du von meinen Birnen, von denen, die den Brüdern gehören, kann ich dir keine geben.

Am vierten Tage verwandelte sich der Engel in einen Mönch, kam früh am Morgen und traf alle drei Brüder noch zu Hause an, zu welchen er sofort sprach: »Kommt mit mir, ich will euch bessere Nahrung geben.« Und sie gingen mit ihm ohne Bedenken. Als sie an einen breiten Bach kamen, dessen Wasser rauschend vorüber floß, da machten sie Rast, und der Engel fragte den ältesten Bruder: »Was wünschest du zu haben?« Und er antwortete: »Daß die-

ſes Waſſer zu lauter Wein werde und mir gehöre.« Der Engel machte nur darüber mit ſeinem Stabe das Zeichen des Kreuzes, und alsbald floß ſtatt des Waſſers Wein. Da wurden Fäſſer gezimmert, der Wein wurde gefüllt; da ſah man Leute arbeiten, ein ganzes Dorf war auf einmal entſtanden. Da ließ nun der Engel den älteſten der Brüder, indem er zu ihm ſprach: »Nun haſt du was du dir gewünſcht, hier lebe nun.« Hierauf nahm er die beiden Andern und ging mit ihnen weiter. Und ſie kamen auf ein Feld, das mit Tauben ganz bedeckt war, da frug der Engel den zweitgebornen Bruder: »Was würdeſt du dir jetzt wünſchen?« »Daß dieſe Tauben ſich in Schafe verwandeln und mein ſeien. Der Engel Gottes bekreuzte das Feld mit ſeinem Stabe, und alsbald wurden die Tauben zu Schafen und dabei waren Sennereien und Weiber, die die Heerden melkten, andere die die Milch maßen, wieder andere, die den Rahm abnahmen, noch andere die Käſe machten, oder die das Fett ausließen; auch Fleiſchbänke fehlten nicht, in welchen gehackt, gewogen, Geld eingenommen wurde, überall ſah man Leute beſchäftigt, ein Dorf ſtand da. Da ſprach der Engel zu ihm: »Da haſt du nun, was du dir gewünſcht haſt.« Hierauf nahm er den jüngſten Bruder, und während er mit ihm über das Feld geht, fragte er ihn: »Und was wünſcheſt du dir?« »Ich,« antwortete dieſer, »verlange mir nichts Anderes, als daß Gott mir ein Weib von echt chriſtlichem Sinne gebe.« Da ſprach der Engel: »O, ein ſolches iſt ſchwer zu bekommen, denn in der ganzen Welt giebt es deren nur drei, zwei davon

ſind bereits verheirathet, das dritte iſt noch Mädchen, doch um es werden ſchon zwei Freier.« Nachdem ſie weit, weit gegangen waren, kamen ſie in eine Stadt, in der ein Kaiſer regierte, und dieſer hatte eine Tochter, welche echt chriſtlichen Sinnes war. In der Stadt angelangt, gingen ſie ungeſäumt zum Kaiſer und warben um die Prinzeſſin. Wie ſie aber anhielten, waren auch ſchon zwei Kaiſer da um ſie zu werben und hatten ihre Aepfel*) auf den Tiſch gelegt. Da legten auch ſie ihren Apfel neben die andern.

Als der Kaiſer ihrer anſichtig wurde, ſprach er zu Allen die um ihn verſammelt waren: »Was werden wir nun anfangen, jene Beiden ſind Kaiſer und dieſe im Vergleich zu ihnen Bettler?« Da ſprach der Engel: »Wißt ihr was, wir wollen es ſo machen: Die Prinzeſſin nehme drei Reben und pflanze ſie in ihrem Garten, eine jede derſelben einem Freier zudenkend, und auf weſſen Rebe bis Morgen Trauben gewachſen ſein werden, mit dem ſoll ſie ſich vermählen. Alle waren mit dieſem Vorſchlage zufrieden, die Prinzeſſin pflanzte drei Reben in ihrem Garten und dachte jede einem andern Freier zu. Und als der Morgen kam, da waren auf der Rebe des Armen die Trauben. Nun wußte ſich der

*) Noch heutigen Tages iſt es hie und da bei den Serben Sitte, daß der Brautwerber bei Eröffnung ſeines Antrages einen Apfel, in den man einige Münzen geſteckt hat, auf den Tiſch legt. Wird derſelbe, nachdem man ſich gegenſeitig beſprochen hat, von dem Mädchen, um das man freit, oder von deſſen Aeltern angenommen, ſo iſt die Angelegenheit damit abgeſchloſſen und das Mädchen von dem Augenblicke an Braut.

Kaiſer keinen Ausweg und gab ihm ſeine Tochter, führte ſie gleich nach der Kirche und vermählte ſie ihm.

Nach der Trauung führte der Engel die Neuvermählten in einen Wald, worauf er ſie verließ, und ſie lebten dort im Walde ein ganzes Jahr. Als das Jahr um war, da ſprach Gott abermals zu dem Engel: »Geh und ſieh nach wie jene Waiſen leben, und ſollte es ihnen ſchlecht gehen, gib ihnen beſſere Nahrung.« Und als der Engel zur Erde niederſtieg, verwandelte er ſich wieder in einen Bettler, und ging zuerſt hin zu jenem, dem der Bach mit Wein floß, und bat ihn um ein Glas Wein, der aber jagte ihn mit den Worten von ſich: »Wenn ich jedem ein Glas Wein gäbe, würde er mir bald ausgehen.« Wie der Engel das vernahm, da machte er mit ſeinem Stabe das Zeichen des Kreuzes, und in dem Bache floß wieder Waſſer wie ehedem, worauf er zu dieſem ſprach: »Bruder, das taugte nicht für dich, geh wieder heim und hüte deinen Birnbaum.« Hierauf ging der Engel weiter, und kam zum Andern, dem die Schafe das Feld bedeckten, und bat ihn ihm ein Schnittlein Käſe zu geben, aber auch der jagte ihn von ſich indem er ſprach: »Wenn ich jedem ein Stück Käſe mittheilen wollte, würde er mir bald ausgehen.« Und als dies der Engel hörte, da machte er mit ſeinem Stabe das Zeichen des Kreuzes, und die Schafe wurden wieder zu Tauben, welche auf und davon flogen, worauf er zu dieſem Bruder ſprach: »Das taugte für dich nicht, geh wieder heim und hüte deinen Birnbaum.« Nun ging der Engel zuletzt noch zu dem Jüngſten, um zu

ſehen, wie denn dieſer lebe, und als er hinkam, da fand er ihn im Walde mit ſeinem Weibe dürftig in einer Hütte lebend. Er bat ſie, ihn über Nacht zu beherbergen, und ſie nahmen ihn von ganzem Herzen gern auf, und baten nur ſie zu entſchuldigen, wenn ſie ihn nicht ſo bewirthen, als ſie es wünſchten, »denn« ſprachen ſie »wir ſind arme Leute.« Der Engel aber entgegnete ihnen: »Ich mache mir nichts daraus, und bin zufrieden mit dem was da iſt.« Was ſollten die nun anfangen? Sie hatten kein Getreide um ordentliches Brod zu backen, ſondern pflegten die Rinde irgend eines Baumes zu ſtoßen, und aus dieſem Mehle ſich ihr Brod zu kneten. Solch ein Brod bereitete das Weib nun auch für ihren Gaſt, that es unter einen irdenen Deckel, damit es ſich ausbacke, und beſprach ſich indeſſen mit ihrem Gaſte. Nach einer Weile ſahen ſie nach, ob das Brod ſchon ausgebacken ſei, aber ſieh, da war unter dem Deckel ein ordentliches Brod, und hoch aufgeſchoſſen, wie man es ſich nicht ſchöner denken kann, hatte es ſogar den Deckel ganz in die Höhe gehoben. Als ſie das ſahen, ſtreckten ſie die Hände zum Himmel und beteten: »Dank dir o Gott, nun können wir unſern Gaſt bewirthen.« Hierauf ſetzten ſie das Brod dem Gaſte vor, und auch in einem Kürbiß Waſſer; ſobald ſie aber davon tranken, ward es zu Wein. Hierauf machte der Engel mit ſeinem Stabe das Zeichen des Kreuzes über die Hütte, und an deren Stelle erhob ſich ein kaiſerliches Schloß, in deſſen Innerem Ueberfluß an Allem war. Dann ſegnete er ſie und verließ ſie daſelbſt, und ſie lebten glücklich bis an ihr Ende.

15.

Die barmherzige Schnur und die unbarmherzige Schwiegermutter.

Es war einmal eine Schnur und eine Schwiegermutter. Die Schwiegermutter war ſchlau und unbarmherzig gegen die Waiſen, die Schnur hingegen milde wie ein milder Tag im Jahre. Kam irgend ein Waislein vor das Haus, ſo jagte die Schwiegermutter es mit der Eimerſtange weg, die Schnur hingegen theilte den letzten Biſſen mit ihm, und wenn ſie Schafmilch nach Hauſe trug und irgendwo am Wege ein Löchlein ſah, da ſprach ſie gleich: »Da muß auch ein Thierchen darin ſein,« und goß ein wenig Milch hinein. Weil ſie aber ſo barmherzigen Sinnes war, wurde ſie von der Schwiegermutter gehaßt und mußte oft Hunger leiden, indem dieſe ihr das Brod verſperrte, ſo daß die Arme oft zwei bis drei Tage nichts zu eſſen bekam.

Mit einem Male erkrankte die Schwiegermutter gefährlich, und wie ſie ſo darniederlag, bat ſie Gott, er möge ihr, wenn ſie ſterben ſollte, erlauben, auf dieſe Welt zurück zu kommen, damit ſie die Schnur verhindern könne den Faullenzern (wie ſie die Bettler nannte) Almoſen zu reichen.

Nachdem ſie geſtorben und begraben worden war, aßen und tranken die Leute beim Todtenmahle, und als ſie ſich entfernt hatten, wuſch die Schnur das Geſchirr ab, trug

nachher das Spülicht hinaus und goß es in den Schweintrog, worauf ſie die Schweine heraus ließ. Die Schweine rannten zum Trog, grunzten, aber gingen um ihn herum und wollten das Spülicht nicht trinken. Darob verwundert und nicht wiſſend was ihnen fehle, ging ſie näher, und ſah nun daß vom Tranke auch kein Tropfen mehr da, doch um den Trog herum die Erde trocken war, das Spülicht alſo nicht ausgeronnen ſein konnte. Den nächſten Tag am Abend geſchah es eben ſo, und ſo ſieben Abende nach einander. Am achten Abend aber bat ſie ihren Mann er möge den Schweinen den Trank vorſchütten. Und wie ihn der Mann in den Trog goß, und die Schweine heraus ließ, und ſah wie ſie mager geworden waren, da fing er die Frau auszuſchelten an, warum ſie die Thiere nicht beſſer füttere, ſondern ſie ſo abzehren laſſe. Nun erzählte ſie ihm wie dies zugehe, da eilte er ſchnell zum Trog, zu ſehen, ob noch etwas darinnen ſei, wie er aber hinkam, fand er ihn leer. Da bekreuzte er ſich und war ganz verwundert, wie denn das ſein könne. In dem Augenblicke fing ſeine Mutter vom Troge hervor zu ſprechen an: »Mein Sohn! Ich bin in der andern Welt in großer Pein. Jeder Seufzer, den eine Waiſe ausſtieß, die ich von meiner Schwelle jagte, hat ſich dort in einen Dorn verwandelt, und auf dieſen Dornen muß ich liegen, und jede Thräne die eine Waiſe meinetwegen geweint hat, quoll in einen Keſſel in welchem ich nun ſieden muß. Und weil ich Gott gebeten habe, mich von jener Welt zu ſchicken, daß ich mein Haus und die Schnur überwache, damit dieſe den Armen

kein Almosen theile, so ist über mich verhängt worden, daß ich auf diese Welt zurück wandern und mit den Schweinen essen müsse. Deiner Frau jedoch sind drei goldne Tische bereitet und auf diesen lauter Rosen und Basilikum. Frage sie doch, ob sie mir einen dieser Tische geben wollte, damit ich zur Ruhe gehen kann.« Da ging der Mann zu seiner Frau ins Haus, und erzählte ihr Alles umständlich, und wie die Frau dies hörte, lief sie hinaus und zum Troge hin, die Schwiegermutter zu sehen, als sie aber sah wie diese abgehärmt war, brach sie in Weinen aus. Da fing die Schwiegermutter sie zu beschwören an, ihr einen jener Tische zu geben, denn es sei über sie verhängt daß erst, wenn die Schnur ihr einen der Tische abtreten wolle, ihr die Hälfte ihrer Sünden vergeben würden, und sie nicht mehr auf diese Welt kommen dürfe mit den Schweinen zu essen. Da sprach die Schnur: »Ich will dir alle drei Tische schenken, und was ich bis jetzt gethan habe, das sei für dich gethan, von jetzt an aber gebe Gott, daß ich etwas für mich selbst erwerbe. Da verschwand die Schwiegermutter und ist nie mehr wieder gekommen.

16.

Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit.

Ein König hatte zwei Söhne, der Eine war hinterlistig und ungerecht, der Andere hingegen gut und gerecht. Nachdem ihnen der Vater gestorben war, sprach der Ungerechte zum Gerechten: „Geh fort von mir, wir können nicht mehr zusammen leben, hier hast du dreihundert Goldstücke und ein Pferd, das ist dein Theil vom väterlichen Erbe, mehr hast du nicht zu hoffen.“ Dieser nahm die dreihundert Goldstücke und das Pferd, und machte sich auf den Weg indem er sprach: „Nun Gott sei Dank, so viel fällt mir vom ganzen Königreiche zu.“ Nach einiger Zeit begegnen sich die Brüder auf einem Wege beide zu Pferde. Der Gerechte ruft dem Ungerechten gleich entgegen: „Gott helfe dir, mein Bruder!“ Dieser aber antwortete: „Gebe Gott nur Weh dir! Warum erwähnst du immer Gottes? Die Ungerechtigkeit gilt nun mehr, als die Gerechtigkeit.“ Da entgegnete ihm der Gute: „Komm, laß uns wetten, daß die Ungerechtigkeit nicht besser sei als die Gerechtigkeit.“ Und sie wetteten um hundert Goldstücke, und kamen überein, daß der Erste, dem sie begegnen würden, darüber entscheiden sollte. Und wie sie weiter gingen, begegnete ihnen der Teufel, der saß zu Pferde und hatte sich in einen Mönch verwandelt, den fragten sie was wohl besser sei: die Gerechtigkeit oder die Ungerechtigkeit. Der

Teufel ſprach: „Die Ungerechtigkeit,“ und der Gute verlor hundert Goldſtücke. Hierauf wetteten ſie um das zweite Hundert, und auch um das dritte, und nach Entſcheidung des Teufels, der ihnen unter verſchiedenen Geſtalten begegnet war, verlor der Gute alle dreihundert Goldſtücke, und nach dieſen auch ſein Pferd. Da ſprach er: „Gott ſei geprieſen! habe ich auch keine Goldſtücke mehr, ſo habe ich doch noch meine Augen, und um dieſe will ich noch einmal wetten.“ Und ſo wettete er um ſeine Augen, daß die Gerechtigkeit mehr tauge denn die Ungerechtigkeit. Da zog der Bruder, weiter keinen Richter ſuchend, ein Meſſer hervor, ſtach ihm damit beide Augen aus und ſprach: „Nun du ohne Augen biſt, möge dir die Gerechtigkeit helfen.“ Der Erbarmungswürdige pries aber dennoch Gott und ſprach: „Für die Gerechtigkeit Gottes habe ich meine Augen hingegeben, nun bitte ich dich nur mein Bruder, mir in einem Gefäße ein wenig Waſſer zu geben, damit ich meine Lippen netzen und meine Wunden waſchen kann, und mich hinaus zu führen und unter der Tanne ob der Quelle zu laſſen.“ Der Bruder erhörte ihn, gab ihm in einem Gefäße Waſſer, führte ihn hinaus und ließ ihn unter der Tanne ob der Quelle. Und wie der Unglückliche dort ſtand, hörte er mit einem Male in der Nacht zu einer gewiſſen Stunde, wie die Wilen*) an die Quelle kamen und

*) Die Wile iſt in der Vorſtellung des ſerbiſchen Volkes ungefähr das, was bei den Deutſchen die Waldfrau. Sie bewohnt die höchſten Gebirge und Felſen, liebt Nähe von Gewäſſern und wird als ewig jung, ſchön von Antlitz in weißes luftiges Gewand gekleidet mit lan-

ſich da badend unter einander ſprachen: „Wißt ihr Gefährtinnen, daß des Königs Töchterlein am Ausſatze darnieder liegt? Der König hat wohl alle Aerzte zuſammen berufen, doch keiner vermag ſie zu heilen. Wenn nun Jemand es wüßte und gleich nach uns dies Waſſer nähme, und die Königstochter darin baden ließe, in vier und zwanzig Stunden würde ſie geſunden, ſo wie Jeder der da ſtumm, blind oder lahm iſt, durch dieſes Waſſer geheilt werden.“ Indem krähte der Hahn, und die Wilen entſchwanden. Nun ſchleppte ſich der Unglückliche, auf allen vieren kriechend, von der Tanne hin zum Waſſer, wuſch ſich damit die Augen, und erhielt im Augenblicke ſein Geſicht. Hierauf füllte er das Gefäß mit dieſem Waſſer, eilte zu dem Könige, deſſen Tochter am Ausſatze krank lag, und ſprach zu ihm: „Ich bin gekommen deine Tochter zu heilen, wenn ſie mich vorläßt, ſoll ſie in vier und zwanzig Stunden geſund ſein.“ Und ſobald der König dies vernahm, ließ er ihn gleich in das Gemach des Mädchens, und da ordnete er an, daß ſie in dieſem Waſſer ge-

gem um Bruſt und Schultern flatterndem Haar geſchildert. Ohne Veranlaſſung thut ſie Niemandem ein Leid, aber einmal gereizt oder beleidigt, rächt ſie ſich ſchwer und auf verſchiedene Weiſe, indem ſie ihren Feind entweder an Händen oder Füßen verwundet, und da ſolche Wunden kein Sterblicher zu heilen vermag, fürs ganze Leben ſiech macht, oder indem ſie ſein Herz durchbohrend, ihm unmittelbaren Tod bringt. — Ein Volkslied läßt ſie ſelbſt über ihre Entſtehung folgendes erzählen: „Mich hat das Gebirge geboren und in grünes Laub gewickelt, der Morgenthau hat mich geſäugt, Waldeslüfte haben mich geſchaukelt, waren meine Wärterinnen.

badet werde. Und als ein Tag und eine Nacht verstrichen waren, war das Mädchen gesund, und von allem Aussatze rein. Der König darüber hoch erfreut, gab ihm das halbe Königreich und die Tochter zur Frau, und so ward er des Königs Schwiegersohn, und nach dem Könige der Erste im Lande.

Dies ward gar bald im ganzen Königreiche bekannt und kam auch seinem Bruder zu Ohren, der da gesagt hatte daß die Ungerechtigkeit mehr gelte denn die Gerechtigkeit. Der dachte nun, mein Bruder muß sein Glück unter der Tanne gefunden haben, und ging hin es auch für sich zu suchen. Er nahm zuerst in einem Geschirre Wasser, dann ging er hin unter die Tanne, zog dort ein Messer hervor und stach sich die Augen aus. Als es Nacht und zur bestimmten Stunde war, kamen die Wilen wieder sich zu baden, und redeten davon, wie die Königstochter geheilt worden sei, »es muß uns,« sprachen sie, »Jemand zugehört haben als wir sagten, daß sie durch dieses Wasser gesunden könne. Vielleicht daß uns auch jetzt Jemand behorcht, kommt laßt uns sehen.« Und wie sie umher spähend unter die Tanne kamen, entdeckten sie ihn, der gekommen war sein Glück zu suchen, und früher immer gesagt hatte daß die Ungerechtigkeit besser sei als die Gerechtigkeit, da packten sie ihn und zerrissen ihn in vier Stücke. Und so hat dem Verfluchten die Ungerechtigkeit geholfen.

17.

Des Vaters letzter Wille.

Es war einmal ein Greis, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Als die Stunde seines Todes nahe war, rief er seine drei Söhne vor sich, und befahl ihnen die Schwester dem Ersten zu geben, der um sie freien würde, wer er auch immer sei. Einige Zeit nach des Vaters Tode kam ein Alter auf einem zweirädrigen Wagen und warb um das Mädchen. Die beiden älteren Brüder wollten es ihm nicht gleich zusagen, weil er alt und arm war, der jüngste aber bestand darauf, daß es ihm gegeben werde, indem er die Brüder an des Vaters letzten Willen auf seinem Todtenbette erinnerte. Da gaben sie denn dem Alten das Mädchen und dieser führte es fort in sein Haus. Nachdem eine Zeit verstrichen war, machte sich der älteste Bruder auf, die Schwester zu besuchen, und wie er hinkam, fand er sie in einem großen Hause, das nicht prächtiger sein könnte. Sie war sehr erfreut ihren Bruder wiederzusehen, und als er sie fragte wie sie lebe, antwortete sie ihm: »Gut, es könnte mir nicht besser gehen.«

Als der Bruder gekommen war, hatte er den Alten nicht zu Hause gefunden, aber kurze Zeit darauf kam auch dieser heim, es war ihm lieb den Schwager bei sich zu sehen, und er sprach zu ihm: »Nun du gekommen bist, will ich dich bewirthen und unterhalten, nur sollst du mir zuerst mit meinem

Pferde Gras holen, jedoch dieſes nur an einer Stelle mähen, wo das Pferd mit den Füßen ſcharren, nicht aber dort wo es dir gefallen wird.« Und er antwortete ihm: »Gut, Schwager, das will ich thun,« beſtieg hierauf das Pferd und ritt fort. Und wie er ſo ritt, kam er auf eine ſilberne Brücke, und wie er die Brücke erblickte, und daß ſie ganz von Silber ſei, da überfiel ihn ſo große Habſucht, daß er vom Pferde ſtieg und einen ſilbernen Ballen losriß, bei ſich ſprechend: »Damit kann ich mir helfen.« Hierauf mähte er das Gras ab, wo es ihm genehm war, ohne zu warten bis das Pferd mit den Füßen ſcharrte, ſaß dann wieder auf und kehrte zurück. Nach Hauſe kommend führte er das Pferd in den Stall, legte ihm das Gras vor und ging dann hinein ins Haus. Wie er eintrat, fragte ihn gleich der Alte, ob er das Pferd verſorgt habe, und ob es das Gras freſſe? er antwortete: »daß er Alles gethan habe und das Pferd ſchon freſſe.« Worauf der Alte ſprach: »Gut, da muß ich ſelbſt nachſehen.« Er ging hinaus in den Stall und ſah dort das Gras unberührt vor dem Pferde liegen. Der Alte erkannte auch gleich, daß das Gras nicht gewählt worden ſei, wie er geſagt hatte, deshalb geleitete er nun den Schwager unbewirthet hinaus, und bedeutete ihm, er möge nur wieder hingehen von wo er hergekommen ſei. Wie dieſer nach Hauſe kam, ſagte er ſeinen Brüdern kein Wort wie es ihm bei dem Schwager ergangen war, ſondern ſprach zum zweitgebornen Bruder: »Der Schwager läßt dich grüßen und dir ſagen, du mögeſt auch zu ihm auf Beſuch kommen.« Nach einiger Zeit

ging der mittlere Bruder die Schweſter zu beſuchen, aber auch ihm ging es wie dem erſten, auch ihn ſchickte der Schwager auf gleiche Weiſe nach dem Gras aus, und als er auf die ſilberne Brücke kam, überfiel ihn eine Gier etwas davon zu nehmen wie den Erſten, und auch er riß einen ſilbernen Balken los, und wählte das Gras nicht wo ihm der Schwager geſagt hatte, ſondern ganz nach ſeinem Gutdünken. Und als er umkehrte und in das Haus des Schwagers kam, ertappte der Schwager auch ihn auf der Lüge und ſchickte ihn heim unbewirthet wie den Erſten. Zu Hauſe angekommen, hütete er ſich Jemanden zu ſagen wie es ihm beim Schwager ergangen war, ſondern ſprach zum jüngſten Bruder: «Der Schwager läßt dich grüßen und dir ſagen, du mögeſt zu ihm auf Beſuch kommen. — Als einige Zeit vorüber war, ging denn auch der jüngſte Bruder hin, und wie die Schweſter ihn erblickte, freute ſie ſich ſehr und ſprach zu ihm: «Ach, Bruder, mache es nicht ſo, wie es unſere Brüder gemacht haben.» Der wußte aber nicht was die Brüder gemacht hatten, und die Schweſter wollte ihm auch darüber nichts Näheres ſagen. Als nun der Schwager nach Hauſe kam, freute er ſich ſeiner Ankunft, und ſagte ihm: «Ich will dich bewirthen und wohlhalten, nur gehe mir zuerſt mit meinem Pferde um Gras, aber mähe es nur da, wo das Pferd mit dem Fuße ſcharren wird, und nicht dort, wo es dir beliebt.» Und er beſtieg das Pferd und ging fort nach dem Gras. Als er auf jene Brücke kam, wunderte er ſich über ihre Pracht, aber im Herzen thats ihm leid, ſie durch die beiden fehlenden Balken

verunſtaltet zu ſehen, und wie er in die Mitte kam, und ſie von der einen und von der andern Seite betrachtet, da ſieht er unter der Brücke, wie in einem ungeheuren Keſſel Waſſer ſiedet, darin Menſchenköpfe kochen, nach welchen von oben Adler hacken. Und als er über die Brücke hinüber gegangen war, kam er in ein Dorf und durch daſſelbe gehend, hörte er von allen Seiten Geſang und Fröhlichkeit, da verwunderte er ſich, daß das ganze Dorf ſinge und froh ſei, und fragte Einen, dem er begegnete: »Wie kommt es, Bruder, daß es bei euch ſo luſtig zugeht?« Und der antwortete ihm: »Warum ſollen wir nicht luſtig ſein, da bei uns jedes Jahr fruchtbar iſt, und wir Ueberfluß an Allem haben.« Und wie er zum Dorfe hinaus kam, traf er am Wege zwei Hündinnen die ſich balgten, er bemühte ſich ſie von einander zu bringen, aber es gelang ihm nicht, und ſo ſtand er davon ab und ging weiter. Und wie er ſo fortwanderte, gelangte er in ein anderes Dorf und durch daſſelbe gehend, ſah er daſelbſt alle Leute traurig und in Thränen, da ſprach er zu Einem, dem er begegnete: »Ich bin ſo eben durch ein Dorf gegangen, in welchem Alles in Freude und Heiterkeit war, warum iſt bei euch hier Alles ſo traurig?« Der Landmann antwortete ihm: »Wie ſollte nicht Alles in Trauer ſein, wenn uns jedes Jahr der Hagel trifft und wir nichts haben?« Als er zu dieſem Dorfe hinaus kam, traf er auf zwei Eber die miteinander rauften. Er verſuchte es ſie von einander zu bringen, aber umſonſt, es wollte ihm nicht gelingen, da ließ er ſie und ging weiter. Zuletzt trug

ihn das Pferd auf eine wunderbar ſchöne Wieſe und als ſie mitten auf derſelben waren, fing es mit dem Fuße zu ſcharren an, da ſprang er ab, mähte behende etwas von dem Graſe und kehrte damit zurück. Als er zu Hauſe ankam, führte er das Pferd in den Stall und ſtreute ihm das Gras vor, von dem das Pferd gleich zu freſſen anfing. Wie der Schwager ſah, daß er ihm ſein Pferd gehörig verſorgt hatte, war er ganz vergnügt und ſprach: »Du biſt mein rechter Schwager, nun wollen wir zechen und ſchmauſen und guter Dinge ſein.«

Hierauf ſetzten ſie ſich an den Tiſch und fingen das Abendbrod zu verzehren an. Während dem Eſſen ſagte der Alte: »Nun erzähle mir was du geſehen haſt.« »O, mein Schwager,« antwortete ihm der Jüngling, »das was ich geſehen habe, läßt ſich kaum beſchreiben; zuerſt ſah ich eine überaus ſchöne ſilberne Brücke, aber ſie iſt entſtellt durch den Abgang zweier Balken, und der die geſtohlen hat, den möge der lebendige Gott ſtrafen.« Darauf ſagte ihm der Alte: »Die haben deine Brüder geſtohlen, und wie ſie gehandelt haben, ſo iſt es ihnen auch ergangen; aber ſage mir, was haſt du noch geſehen?« Und der Schwager fuhr fort: »Mitten unter der Brücke habe ich einen ungeheuern Keſſel mit ſiedendem Waſſer geſehen, und in dem Keſſel Todtenköpfe, noch welchen von oben Adler hacken.« Und der Schwager erklärte ihm: »Das iſt die ewige Pein in jener Welt. Was ſahſt du ferner?« Und der Schwager fuhr fort: »Hierauf habe ich ein Dorf geſehen, in welchem Alles fröhlich und guter

Dinge war.« Und der Alte sagte ihm: »Jene sind Gott wohl gefällige Menschen, Jeder wird bei ihnen gut aufgenommen und bewirthet, und kein Armer unbeschenkt von ihrer Thür gewiesen. Was hast du noch gesehen?« Und er fuhr zu erzählen fort: »Am Wege sah ich zwei Hündinnen, die sich ohne Aufhören balgten.« Worauf der Alte sprach: »es sind deine zwei Schwägerinnen. Was sahst du noch?« »ferner sah ich,« setzte der Schwager fort, »ein anderes Dorf, und in diesem war Alles traurig.« Da sagte der Alte: »sie haben weder Gerechtigkeit noch Eintracht, noch wissen sie von Gott. Was hast du außerdem gesehen?« Der Schwager antwortete: »auch zwei Eber habe ich gesehen, die beständig miteinander rauften.« »Es sind,« sagte darauf der Alte, »deine zwei Brüder, die sich miteinander nicht vertragen. Sag, was hast du noch gesehen?« Und der fuhr zu erzählen fort: »Ich habe zuletzt eine wunderbar schöne Wiese gesehen, dort hätte ich dir drei Tage stehen können, um mich an dieser Pracht satt zu schauen.« Da sagte der Alte: »So ist das Paradies in der andern Welt, aber bis dahin zu gelangen, ist schwer.«

Hierauf schwatzten sie und vergnügten sich noch viele Tage. Und als zuletzt der Schwager aufbrach um heim zu gehen, da stattete ihn der Alte mit prächtigen Geschenken aus, und sagte ihm, er habe in ihm gleich einen redlichen Menschen erkannt, indem er darauf gedrungen habe, des Vaters letzten Willen zu erfüllen, und er werde fortan glücklich sein, seine Brüder hingegen elend.

18.

Warum iſt des Menſchen Fußſohle nicht eben?

Als die Teufel von Gott abgefallen waren und ſich auf die Erde flüchteten, hatten ſie auch die Sonne mit ſich genommen, und der Kaiſer der Teufel hatte ſie auf eine Lanze geſteckt und trug ſie auf der Achſel. Als nun aber die Erde ſich bei Gott beklagte, daß ſie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, da ſchickte Gott den heiligen Erzengel Michael, der da trachten ſollte, dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wegzunehmen. Und wie der heilige Erzengel zur Erde niederſtieg, befreundete er ſich mit dem Kaiſer der Teufel, der aber merkte gleich wo das hinziele und war auf ſeiner Hut.

Einſt als Beide miteinander auf der Erde ſpazieren gingen, kamen ſie an das Meer, da machten ſie Anſtalt ſich in demſelben zu baden, und der Teufel ſtieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem ſie ſich ein wenig gebadet hatten, ſprach der heilige Erzengel: »Nun laß uns tauchen und ſehen wer tiefer hinunter komme.« Und der Teufel antwortete: »Nun wohlan!« Da tauchte der heilige Erzengel unter und brachte in den Zähnen Meerſand herauf. Nun ſollte der Teufel tauchen, der fürchtete aber, der heilige Erzengel möchte ihm indeſſen die Sonne entwenden. Da kam ihm ein Gedanke: er ſpuckte auf die Erde, und aus ſeinem

Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand herauf geholt hätte. Sobald aber der Teufel untertauchte, machte der heilige Erzengel mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis, hierauf erfaßte er schnell die Sonne und flüchtete damit zu Gott, da krächzte die Elster aus allen Kräften. Wie der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Als er aber in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren, und sah daß er nicht heraus konnte. Da kehrte er eilends nochmals zurück auf den Meeresgrund, holte sich einen Stein, brach damit das Eis durch und setzte dem heiligen Erzengel nach. Jener floh, und dieser hinter ihm drein. Schon hatte der heilige Erzengel mit einem Fuße den Himmel betreten, da erreichte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riß ihm mit seinen Klauen aus der Sohle desselben ein großes Stück Fleisch. Und wie der heilige Erzengel so verwundet mit der Sonne vor Gott den Herrn trat, weinte er und klagte: »Was soll ich nun, o Gott, so verunstaltet?« Da sprach Gott zu ihm: »Sei ruhig und fürchte dich nicht, ich werde es anordnen, daß von nun an alle Menschen gleich dir eine kleine Vertiefung in der Sohle haben. Und so wie Gott es anordnete, entstand auch bei allen Menschen auf den Sohlen beider Füße eine kleine Vertiefung, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

19.

Das hölliſche Blendwerk und die göttliche Macht.

Eines Morgens ging ein kaiſerlicher Prinz zur Jagd, und wie er über den Schnee ging, fing er aus der Naſe zu bluten an, und ſah, wie das rothe Blut auf dem weißen Schnee ſo ſchön ſich ausnahm, da dachte er bei ſich ſelbſt: »Ach wenn mir doch ein Mädchen zur Frau beſchieden wäre, ſo weiß wie Schnee und ſo roth wie Blut.« In dieſen Gedanken weiter gehend, begegnete er einem alten Weib, das fragte er, ob es wohl ein ſolches Mädchen gebe, und die Alte ſagte ihm, weiter voran in jenem Walde ſteht ein Haus ohne Thüren und nur mit einem Fenſter, durch welches man ein- und ausgehen müſſe, und in jenem Hauſe ſei ſolch ein Mädchen, »aber,« ſpricht ſie, »von Allen, die bis jetzt noch hingegangen ſind es zu freien, iſt noch keiner zurück gekommen.« »Sollte ich auch nicht mehr wiederkehren,« entgegnete der Prinz, »ich gehe dennoch dahin, bin ich auf dem rechten Wege?« Wie die Alte dies hörte, that es ihr leid um ihn, und ſie griff in ihren Buſen, zog ein Stücklein Brod hervor, und gab es dem Prinzen, indem ſie ſprach: »Nimm dieſes Brod, hüte es aber wie deinen Augapfel.« Er nahm das Brod und ging weiter. Bald darauf begegnete er wieder einer andern Alten. Sie fragte ihn wohin er gehe, und er ſagte ihr, er gehe da und da hin, um ein Mädchen zu

freien; die Alte wollte ihn nun davon abbringen, indem sie ihm dasselbe sagte wie die Erste der er begegnet war, er aber sprach: »Bei Gott, Alte, ich werde hingehen und sollte ich auch nimmer wiederkehren.« Da gab ihm die Alte eine Haselnuß, indem sie sprach: »Hebe diese Haselnuß wohl auf, sie wird dir von Nutzen sein.« Er nahm auch die Haselnuß und ging weiter. Da traf er kurz darauf ein drittes altes Weib, welches am Wege saß und ihn ebenfalls fragte, wohin er gehe. Und er sagte auch ihr, er gehe da und da hin um ein Mädchen zu freien. Wie die Alte das vernahm, fing sie unter Thränen ihn zu beschwören an, sich das Mädchen aus dem Sinn zu schlagen, und wiederholte alles, was schon die beiden Andern gesagt hatten. Doch er wollte sie nicht einmal anhören. Da schenkte ihm die Alte eine Nuß, indem sie sprach: »Nimm diese Nuß, und habe ihrer Acht bis du sie brauchen wirst.« Er wunderte sich ob dieses Geschenkes und fragte die dritte Alte, was es auf sich habe, daß ihm die Erste ein Bißlein Brod, die Zweite eine Haselnuß und sie endlich eine Nuß geschenkt habe. Und die Alte sagte ihm: »Das Brod, wenn du zu jenem Hause kommst, wirf den Thieren des Waldes vor, damit sie dich nicht auffressen, und wenn du in der größten Noth bist, befrage erst die Haselnuß, dann die Nuß um Rath.

Hierauf ging der Prinz weiter und immer fort und fort, bis ihn der Zufall in einen dichten Wald führte, und in diesem Walde erblickte er das bezeichnete Haus. Und wie er näher kam, sprangen eine Menge verschiedener Thiere an

ihn heran, er aber warf ihnen, wie es ihm die Alte gelehrt hatte, jenes Brod zu, und jedes von den Thieren, das an dem Brode roch, fiel regungslos auf den Bauch, indem es den Schweif einzog. Nun aber, da dies Haus keine Thüre hatte, und das Fenster hoch war, wußte er sich keinen Rath um hinein zu kommen, da sah er mit einem Male, wie ein Weib ihr goldnes Haar zum Fenster herab ließ; da eilte er hin, erfaßte das Haar, und das Weib zog ihn in die Höhe, und als er oben war, was erblickte er da? jenes wunderliebliche Mädchen.

Da erfreuten sie sich Eines über das Andere und das Mädchen sprach: »Danke Gott, daß du meine Mutter nicht zu Hause getroffen hast, die eben ausgegangen ist im Walde Kräuter zu pflücken, mit welchen sie die Jünglinge zu betäuben und in wilde Thiere zu verwandeln pflegt, und dies allen gethan hat, welche bis jetzt um mich gefreit haben, und die Thiere, wäre Gott dir nicht beigestanden, hätten dich sicherlich zerrissen, darum laß uns fliehen.« Und da ergriffen sie die Flucht und verließen den Wald so schnell sie konnten, als sie sich aber, immer weiter eilend, einmal umsahen, erblickten sie die Mutter wie sie ihnen nacheilte, da erschraken sie sehr, und schon hatte die Alte sie beinahe eingeholt, da erinnerte sich der Prinz der Haselnuß, und sie herausziehend fragte er: »Ach, um Gottes Willen, was sollen wir thun?« Und die Haselnuß antwortete: »Oeffne mich.« Und wie er sie öffnete, entströmten ihr reißende Wasser und versperrten der Mutter den Weg. Diese aber berührte das

Waſſer mit ihrem Stabe und augenblicklich theilte es ſich und ſie ſetzte den Flüchtigen nach. Wie dieſe ſahen, daß die Alte ſie abermals beinahe erreicht hatte, holte der Prinz die Nuß hervor und fragte ſie: »Sage uns was wir thun ſollen?« »Brich mich auf,« antwortete die Nuß, und wie er ſie aufbrach, ſchlug eine Flamme aus ihr hervor, daß ſich beinahe der ganze Wald entzündet hätte. Die Mutter aber ſpuckte in die Flamme, daß dieſe im Augenblicke erloſch, und fuhr fort ſie zu verfolgen. Da merkte der Prinz, daß das Alles nur hölliſches Blendwerk ſei, bekreuzte ſich gegen Sonnenaufgang gewendet und Gott den Allmächtigen um ſeinen Beiſtand anflehend, da zuckte ein Blitz aus den Wolken nieder und verbrannte die Mutter des Mädchens, worauf ſich die Erde öffnete und ihre Gebeine verſchlang. Und ſo kam der Prinz glücklich und unverſehrt heim, ließ das Mädchen taufen und ſich zum Weibe antrauen. — Und Gott möge dich (Zuhörer) erfreuen!

20.

Die Verbrüderungsgeſchenke.

Es erzählten ſich die Leute, einſt in alten Zeiten habe ein gewaltiger Menſch gelebt, der nie zu Gott betete, nie in

die Kirche ging, auch nicht, wie die Religion gebietet, beichtete und das heilige Abendmahl empfing, sondern sich schwarzem Unglauben hingab, so daß er der ganzen Stadt ein Aergerniß war. In seinem Uebermuthe wollte er sich auch nicht mit einem Weibe verheirathen, wie Gott der Herr es befiehlt, sondern beschloß sich mit einem Drachen zu vermählen, um nur des Bösen mehr thun zu können, und machte sich deshalb auf in eine Wüste zu gehen, in der sich ungeheuere Seen befanden, verfehlte aber den Weg, und als die Nacht ihn erreichte, war er gezwungen in einer Höhle Obdach zu suchen. Kaum daß er aber eingeschlafen war, vernahm er in der Höhle ein Klirren und Rasseln von Ketten, und ein Gedröhne wie Donner, das ihn aus dem Schlafe aufschreckte. Und es war mit einem Male in der Höhle tageshell geworden, und eine zahllose Menge von Menschen aller Art, als schwarze, rothe und gelbe, in die buntesten Gewänder gekleidet, waren da zu sehen, und an ihrer Spitze schritt ein Greis auf Krücken gestützt, dessen Haar und Bart lämmerweiß erglänzte, und der ihn fragte: „Wer bist du?“ der Mann antwortete ihm voll Entsetzen: „Ein Wanderer aus fernen Landen und euer Gefährte.“ Worauf ihm der Greis erwiederte: „Wenn du zu uns gehören und glücklich sein willst, mußt du dich mit mir verbrüdern.“ Der Mann willigte in den Vorschlag und verbrüderte sich mit dem Greise. Und nachdem sie sich verbrüdert hatten, sprach der Greis zu ihm: „Nun, Bundesbruder, wollen wir uns gegenseitig beschenken, ich schenke dir Kraft und Reichthum, und du sollst mir für diese beiden

Gaben nur deine Seele geben.« Der Mann, wiewohl er ein böſer Menſch war, bedachte ſich doch ob er ſeine Seele wegſchenken ſolle, allein die Furcht überwältigte ihn, und ſo beſchenkten ſie ſich gegenſeitig. Der Greis hauchte ihn an, in dem Augenblicke wuchſen ihm Flügel, ein Schweif und am Kopfe kleine Hörner, dann gab er ihm einen zweizackigen Stab, der roth wie Feuer war indem er zu ihm ſprach: »Nimm dieſen Stab, und ſo oft du in Geldes Nöthen biſt, brauchſt du mit demſelben nur an irgend einen Gegenſtand zu klopfen, und alsbald wird das Geld zu Hunderten von der Gattung, die du verlangen wirſt, hervorquellen.« Der Mann war hierüber ganz vergnügt, und als der Morgen anbrach, trennte er ſich von ſeinem Bundesbruder und zog ſo, wie er nun war, weiter.

Nach langem Wandern gelangte er zu einem großen Felſen, und fing an mit dem Stabe ſein Glück zu verſuchen, indem er damit an den Stein ſchlug und dazu ſprach: »Lauter gelbe Dukaten möchte ich haben.« Da quollen aus dem Stein ſo viele Dukaten hervor, daß er ganz von ihnen bedeckt ward, und bald erdrückt worden wäre, und laut aufſchrie: »Bundesbruder! Bundesbruder! Ich gehe zu Grunde.« Da kam der Bundesbruder herbeigeflogen und frug: »Hier bin ich, was fehlt dir?« »Sieh doch,« antwortete der Mann, »wie die Dukaten mich überſtrömen und erdrücken wollen.« Und der Bundesbruder antwortete ihm: »Sage nur, ſchon genug! ſo werden ſie aufhören herauszuſtrömen.« Da ſprach der Mann gleich: »ſchon genug!« und alsbald verſiegte der

Dukatenquell. „Nun,“ ſprach der Alte, „nimm ſo viel du tragen kannſt und geh von Ort zu Ort und kaufe mit dieſem Golde Seelen.“ Nachdem der Bundesbruder von ihm Abſchied genommen, ſetzte er ſeinen Weg fort und gelangte in eine Stadt, wo an einem Kreuzweg angelangt, er plötzlich fühlte, daß das Gold von ſeinen Schultern, auf welchen er es trug, verſchwunden war; er ſah ſich um und gewahrte einen Mönch, der an der Straßenecke ſaß und einen Roſenkranz in den Händen hielt. „Ha!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „den Mönch dort will ich anführen und aus ihm Dukaten fließen laſſen.“ Und er ging hin zum Mönche, klopfte an ihn mit ſeinem Stabe und ſprach: „Blanke Thaler und Dukaten!“ Doch, ſtatt daß Geld gefloſſen wäre, zerfloß der Stab in ſeinen Händen, der Mönch aber machte über den Roſenkranz das Zeichen des Kreuzes, und legte ihm denſelben aufs Haupt mit den Worten: „Möge Gott dich bekehren.“ In dem Augenblicke durchdrang den Mann ein Schauer, und er verwandelte ſich wieder in einen Menſchen, wie er ehedem war.

Da ſprach der Mönch zu ihm: „O Chriſt! bereue deine Sünden und bete zu Gott und danke ihm, der das Flehen deiner Eltern im Himmel in demſelben Augenblicke vernahm, als du deine Seele verkauft hatteſt, entſage von nun an den hölliſchen Schätzen und arbeite.“ Der Mann verneigte ſich, dankte dem Mönche, ihm die Hände küſſend, ging heim, bekehrte ſich und lebte als echter Chriſt bis in das höchſte Alter, und Gott ſei mit uns!

21.

Der Mönch und die vier Sünder.

Es war einmal ein gottesfürchtiger Mönch mit weißem Bart und Haar, der zu Gott betete in einem fort. Einſt als er bei Nacht reiſte, führte ihn ſein Weg dicht an einer Kirche vorüber, neben welcher chriſtliche Ruheſtätten lagen. An die Thüre des Kirchhofes gelangt, ſah er darauf drei Pferde, das eine roth wie Blut, das andere ſchwarz wie Kohle und das dritte gelb wie Safran, welche über die Gräber und um die Kirche herum ſprangen. Kaum erblickten ſie den Mönch, ſo verſchwanden ſie ſpurlos, als wenn die Erde ſie verſchlungen hätte, und der Mönch dies gewahrend, verbarg ſich ein wenig hinter einem Baum, da wurden dieſelben drei Pferde wieder ſichtbar, blieben auf einem Grabe ſtehen, fingen mit den Hufen zu ſcharren an, und wiherten dabei laut und furchtbar, bis mit einem Male ſich ein Mann aus dem Grabe erhob, mittleren Alters, von hoher Geſtalt, Hände und Füße ſo gekreuzt, wie man ihn, als er geſtorben war, ins Grab gelegt hatte. Die Pferde ſprangen wihernd um ihn herum, doch berührten ſie ihn nicht, und auch er ſprach kein Wort, ſondern weinte nur. Der Mönch befürchtend, daß die Pferde dem Mann ein Leid thun könnten, eilte nun plötzlich hinzu, beſchwor ſie bei Himmel und Erde, daß ein jedes auf ſeinem Platze ſtehen bliebe, und die Pferde ge-

horchten. Hierauf berührte der Mönch mit ſeinem Stabe zuerſt den Mann, dann die Pferde der Reihe nach. Durch dieſe Berührung belebte ſich der Todte, die Pferde aber verwandelten ſich in Menſchen, und nun fragte er ſie: »Saget an, wer ſeid ihr? Beichtet mir einer nach dem andern insgeheim oder vor allen Leuten, wenn ihr glaubt, daß ich euch helfen kann.« Da ſprach zuerſt der Mann: »Geiſtlicher Vater! Jene waren meine unglücklichen Söhne, die ich alle drei in einer Nacht, als ſie ſchliefen, mit eigener Hand erſchlagen habe, ich verheimlichte dieſe That und ſagte nie Jemanden etwas davon, auch dem Prieſter nicht in der Beichte, indem ich mir vornahm, erſt vor meinem Tode zu bekennen, doch der Tod riß mich unerwartet von der Erde ehe der Prieſter kam.« »Und was fehlt euch?« fragte nun der Mönch die drei Söhne. »Wir wollten unſeren Eltern nicht gehorchen, thaten Alles gegen ihren Willen, und haben unſern Fehler weder bereut noch Buße gethan.« Da holte der Mönch aus ſeiner Taſche Stola und Ritual hervor, und ſprach erſt zu den drei Söhnen: »Bittet euern Vater um Vergebung,« dann zum Vater: »Und du bereue deine Sünden;« und nachdem ſie gethan was er ihnen geſagt hatte, legte er allen Vieren die Stola auf, und las ein Ablaßgebet über ſie. Hierauf küßten ſie zuerſt dem Mönche die Hand, und nachdem ſie ſich gegenſeitig umarmt und unter Thränen geküßt hatten, ging Jeder in ſein Grab zur Ruhe, der Mönch aber auf ſeiner Weiterreiſe ermahnte das Volk Buße zu thun, und nicht ohne Beichte und Belehrung aus dieſer Welt gehen.

22.

Das Schatzgraben.

Einem Manne träumte einſt von Schätzen; ein Kind erſchien ihm nämlich, das geflügelt war, und ſo weiß wie Schnee, welches zu ihm ſprach: Beſteig den höchſten Berg den du weißt, dort wirſt du eine hohe Föhre ſehen, und unter dieſer einen dreizackigen Felſen, aus welchem ein Wäſſerlein gleich Thränen träufelt, unter dieſem Steine grabe ſo tief, als er hoch iſt, da wirſt du ein rundes Gefäß mit goldenem Deckel verſchloſſen voll blanken Geldes finden, den Deckel nimm herab und laß ihn dort, das Geld aber kannſt du forttragen, doch ſage davon niemanden ein Wort, ſonſt wird es dir ſchlecht ergehen. Als der Mann erwachte, freute er ſich, ſtand auf, kleidete ſich an und begab ſich eiligen Schrittes an den ihm bezeichneten Ort, und als er die Föhre erblickte, und unter ihr den dreieckigen Felſen mit dem träufelnden Wäſſerlein, da fing er ungeſäumt zu graben an; kaum hatte er aber mit der Haue das dritte Mal in die Erde geſchlagen, ſo hörte er von unten herauf eine Stimme wie die eines Kindes: »Wer du auch biſt, ſteh ab für heute von dieſer Arbeit!« Dies vernehmend, ſtürzte er aus Schreck zu Boden und verfiel in einen tiefen Schlaf. Alsbald erſchien ihm im Traume wieder jenes Kind und ſprach zu ihm: »Wohl biſt du aufgeſtanden, haſt dich gewaſchen und ange-

kleidet, haſt dich auf den Weg hieher gemacht, und da die Arbeit angefangen, aber bekreuzt haſt du dich nicht, und wäre ich nicht geweſen, würdeſt du übel weggekommen ſein, deshalb bete zu Gott, und wenn du aufſtehſt, ſo bekreuze dich, wie er, der Herr, es befohlen hat, denn jederzeit wird dirs frommen vor dem Beginn aller Arbeit erſt das Zeichen des Kreuzes zu machen. Als der Mann erwachte und bei klarer Beſinnung war, ſah er ſich nicht an jenem Orte, wo er aus Schrecken zuſammen geſunken war, ſondern in einem ſonnigen Garten voll der ſchönſten Blumen, da bekreuzte er ſich, nahm ſeine Haue und Schaufel, und begab ſich abermals an den ihm bezeichneten Ort, doch ehe er zu arbeiten anfing, bekreuzte er ſich im Angeſicht der Sonne, die in dem Augenblicke hervor trat drei Mal, indem er dabei ſprach: »eben geht die Sonne auf, gewaltiger Gott, verleihe mir deinen Beiſtand!« Hierauf fing er die Erde aufzugraben an, aber nicht ohne Bangen, wieder jene Stimme von unten herauf zu vernehmen. Und wie er ſo grub und die Erde ausſchaufelte, da blinkte ihm plötzlich etwas entgegen, als blendeten ihm alle Strahlen der Sonne die Augen, und was ſah er? einen Drachen der auf dem Schatze ſchlief. Und als der Mann merkte, daß er ſeinetwegen den Schatz nicht heben könne, bat er ihn drei Mal von dannen zu gehen. Darüber erwachte der Drache und ſprach: »Ich werde mich nicht von dieſer Stelle rühren, da dieſer Schatz weder mein noch dein iſt, wenn du aber alle Quellen zählſt, die dieſem Berge entſtrömen, und dann kommſt und es mir ſagſt, will ich dieſen Ort verlaſſen und

der Schatz ſoll dir allein gehören, doch ſonſt auf keine Weiſe. Wie dies der Mann vernahm, ging er von Quelle zu Quelle und fing an ſie der Reihe nach zu überzählen, aber immer ward er irre, ſo daß er mit dem Zählen nicht zu Ende kommen konnte. Ermattet ließ er ſich unter einem hohen Baume nieder, wie es in der Welt wohl keinen zweiten mehr gab, da vernahm er über ſich ein Geflüſter, und als er aufblickte, gewahrte er eine Wile und einen Wilenik*), die kamen herbei geflogen, und der Wilenik wollte mit Gewalt von der Wile etwas wiſſen. Die erſchreckte Wile aber beſchwor ihn, nicht weiter in ſie zu dringen, indem ſie ſprach: »So wahr ſieben und ſiebenzig Quellen dieſem Berge entſtrömen, ich weiß es nicht,« worauf ſie fortflog. Jetzt bemerkte der Wilenik den Mann und ſagte: »nun kannſt du hingehen und den Schatz heben.« Er ging hin, und wie er zur Stelle kam, war der Drache weg, da nahm er den Deckel herunter, der auf dem Gefäße war, leerte alles Gold aus, das ſich darin befand und nahm es mit ſich, den Deckel aber ließ er dort.

*) Mit dieſem Namen bezeichnet die ſerbiſche Sage einen Menſchen, der von einer Wile erſt mit einem Pfeile verwundet, dann aber von ihr wieder geheilt worden iſt und ſich mit ihr verſchwiſtert hat, wobei ſie ihm als Zeichen ihrer Freundſchaft ein Kraut ſchenkt, deſſen Beſitz ihn vor jeglichem Betruge ſchützen und bewirken ſoll, daß ihm ſein Weib tüchtige Helden und liebliche Töchter gebäre.

23.

Schöne Kleider vermögen ſehr viel.

Es war einmal ein Kaiſer, der hatte eine einzige Tochter, die über alle Maßen ſchön war, und er ließ die Kunde durch die Welt gehen, daß er demjenigen Jüngling, welcher errathen könne, was für ein Maal das Mädchen an ſich habe und an welcher Stelle, ſie zur Frau geben wolle, und dazu die Hälfte ſeines Reiches, der es aber nicht errathen könne, den werde er in ein ſchwarzes Lamm verwandeln, oder ihm den Kopf abſchlagen. Dieſe Kunde verbreitete ſich bald durch die ganze Welt, ſo daß tauſende von Freiern herbei ſtrömten, aber alle vergeblich, und eine Unzahl von Jünglingen in ſchwarze Lämmer verwandelt wurden, viele Andere aber um den Kopf kamen.

Der Ruf von der ſchönen Kaiſerstochter erreichte auch einen Jüngling, arm zwar, doch bedachtſam und klugen Sinnes, der bekam ein ſolches Verlangen nach dem ſchönen Mädchen und dem halben Reiche, daß er ſich aufmachte und hinging, doch nicht um das Mädchen zu freien, ſondern nur um es zu ſehen und um etwas zu fragen. Und als er an den Hof des Kaiſers kam, was ſah er da? Alles wimmelte um ihn herum von Gott weiß wie vielen Lämmern jeglicher Gattung, die um ihn her ſpringend, zu blöken anfingen, als wollten ſie ihn von ſeinem Vorhaben abbringen, damit nicht auch er

in ein schwarzes Lamm verwandelt würde, und die abgehauenen Köpfe, die da der Reihe nach an Pfählen aufgesteckt zu sehen waren, fingen alle Thränen zu vergießen an. Als er dies sah, überfiel ihn ein Grauen, daß er seine Schritte rückwärts lenken wollte, aber ein Mann in bluttriefendes Gewand gekleidet, mit Flügeln und einem Auge mitten auf der Stirn vertrat ihm den Weg und rief ihm zu: »Wo willst du hin? Zurück! denn sonst bist du verloren.« Da kehrte er um und begab sich zur Kaiserstochter, die ihn bereits erwartete und zu ihm sprach: »Bist du auch gekommen, mich als dein Weib zu freien?« »Nein, glückliche Kaiserin, sondern da ich gehört habe, du wolltest dich bald in günstiger Stunde vermählen, so bin ich gekommen, dich zu fragen, ob du nicht etwa schöner Brautkleider bedürfest?« Und was für Kleider hättest du für mich?« fragte sie ihn, er erwiederte: »Ich habe Höschen von Marmorstein, von Thau ein Hemdelein, dazu ein Tuch mit Sonnenstrahlen durchwirkt, Mond und Sterne darein gewebt, und Schuhe von gediegenem Golde, die weder gewebt noch geschmiedet sind; wünschest du nun Alles dies zu kaufen, so befiehl nur, und ich will gehen und es herbei holen, doch eines mußt du wissen: wenn du Stück für Stück diese Herrlichkeiten probiren wirst, soll außer mir Niemand bei dir sein; passen dir die Kleider, so wollen wir leicht einig werden, passen sie dir nicht, dann will ich sie Niemand Anderem zeigen, sondern aufbewahren für meine eigene Braut.« Die Prinzessin ließ sich verlocken und sagte ihm, er möge die Sachen bringen. Er ging und brachte

Alles, und nur Gott mag wiſſen, woher er das Alles hatte und wie er dazu gekommen war. Nun ſchloſſen ſich Beide in einem Gemach ein, und ſie fing an zuerſt die Höschen anzuziehen; er aber gab genau Acht ob er nicht vielleicht irgend wo an ihren Füßen des Maales anſichtig werden könnte, und wirklich erblickte er zu ſeinem Glück an ihrem rechten Knie einen goldenen Stern, ließ ſich aber nichts merken, und dachte nur bei ſich: „Heil mir, von heute an mein Leben lang.“ Hierauf probierte die Prinzeſſin das Hemd und alles übrige, aber er gab nicht weiter Acht, ob ſie noch ein Maal an ſich habe, und Alles paßte ihr als wäre es für ſie geſchaffen. Da wurden ſie bald Handel eins, und ſie zahlte ihm, was er verlangte, er aber nahm ſein Geld und ſchaffte ſich die prächtigſten Kleider an, die er nur finden konnte, und ging einige Tage hierauf zum Kaiſer um das Mädchen zu werben.

Als er vor den Kaiſer trat, hub er zu ſprechen an: „Glücklicher Kaiſer! ich bin gekommen um deine Tochter zu freien, verſage ſie mir nicht.“ „Gut,“ entgegnete ihm der Kaiſer, „aber weißt du auch auf welche Weiſe man meine Tochter freit? Gieb wohl Acht: erräthſt du nicht das Maal, das ſie an ſich hat, biſt du verloren, kannſt du es aber errathen, dann ſei meine Tochter dein, und mit ihr die Hälfte meines Reiches.“ Da verneigte er ſich vor dem Kaiſer und ſprach: „Sei geprieſen Kaiſer und Schwiegervater mein! wenn dem ſo iſt, dann gehört ſie mir, der ich weiß daß ſie einen goldnen Stern auf ihrem rechten Knie hat.“ Der Kaiſer war voll Verwunderung, daß er dieſes wiſſe, und da er

ſonſt keinen Ausweg wußte, ſo gab er ihm ſeine Tochter, und beide vermählten ſich. Als es darauf ankam, daß der Kaiſer auch das Reich mit ihm theilen ſollte, da ſprach der Schwiegerſohn: »Gerne will ich auf deines Reiches Hälfte verzichten, wenn du dieſen unglücklichen Seelen, die da in Lämmer verwandelt und geköpft ſind, ihre wahre Geſtalt wieder geben willſt.« Da erwiederte ihm der Kaiſer: »das kann ich nicht bewirken, aber meine Tochter kann es.« Da wendete er ſich bittend an ſein Weib, und ſie ſprach zu ihm: »Wohlan! laſſe mir unter dieſem Sterne, der an meinem Knie iſt, zur Ader, und von dem Blute, das hervor quellen wird, mag ein jedes Lamm mit der Zunge ein wenig lecken, und eines jeden aufgepfählten Kopfes Unterlippe ſollſt du damit beſtreichen, und alsbald werden die Lämmer ſich in ihre natürliche Geſtalt umwandeln, und die Köpfe ſich beleben, und Menſchen ſein wie ſie früher waren.« Er that dies, und als Jeder wieder ſo umgewandelt war, wie er ehedem geweſen, berief er ſie alle zum Hochzeitsfeſte, und zog mit dem Mädchen ſingend und unter klingendem Spiel heim. Nachdem er die Gäſte dort noch mit Speiſe und Trank bewirthet hatte, ging Jeder in ſeine Heimath, ſeine Neuvermählte aber blieb bei ihm, und Gott weiß, was ſich noch weiter mit ihnen zugetragen hat, deſſen man heut zu Tage nicht mehr gedenkt.

24.

Von dem Mädchen das behender als das Pferd iſt.

Es war einmal ein Mädchen, das war nicht von Vater und Mutter gezeugt, ſondern die Wilen hatten es aus Schnee gebildet, den ſie am Eliastage im hohen Sommer aus einer bodenloſen Grube herauf holten, der Wind hatte es belebt und der Thau genährt, vom Walde ward es mit ſeinen Blättern gekleidet, die Wieſe hatte es mit ihren ſchönſten Blumen geſchmückt. Es war weißer als der Schnee, roſiger als die Röslein, glänzender als die Sonne, ſo ſchön, wie noch nie ein Mädchen zur Welt gekommen iſt, noch eines auf ihr geboren werden wird.

Dieſe Jungfrau nun ließ weithin durch die Welt verkünden, daß an dem und dem Tage, an dem und dem Orte ein Wettrennen ſtatt finden werde, und welcher Jüngling ſie zu Pferde im Wettlaufe überholen könne, dem wolle ſie angehören. Dieſe Kunde verbreitete ſich in wenig Tagen über die ganze Welt, und tauſende von Freiern verſammelten ſich alsbald, Alle prächtige Pferde reitend, daß du nicht zu ſagen gewußt hätteſt, welches beſſer als das andere ſei. Selbſt des Kaiſers Sohn kam auf die Rennbahn. Die Freier ſtellten ſich nun zu Pferde der Reihe nach neben einander auf, die Jungfrau aber nahm ohne Pferd auf ihren eigenen Füßen in ihrer Mitte ihren Platz ein, worauf ſie zu ihnen ſprach:

»Dort am Ziele habe ich einen goldenen Apfel aufgeſteckt, wer von euch zuerſt hinkommt und ihn nimmt, dem will ich angehören, erreiche ich aber vor euch das Ziel und nehme den Apfel, ſo wiſſet, daß ihr kann alle todt zur Erde hinſinken werdet, bedenkt daher wohl, was ihr thut.«

Die Reiter aber waren alle wie verblendet, jeder hoffte bei ſich das Mädchen zu gewinnen, und ſie ſprachen unter einander: »Wir ſind zum Voraus überzeugt, daß das Mädchen zu Fuß keinem von uns entrinnen kann, ſondern einer aus unſerer Mitte und zwar derjenige es heimführen wird, dem Gott und das Glück heute wohlwill.« Hierauf ſprengten ſie Alle, nachdem das Mädchen in die Hände geklatſcht hatte, die Bahn entlang. Als ſie den halben Weg zurückgelegt hatten, war ihnen das Mädchen ſchon weit vor geeilt, denn unter ſeinen Achſeln hatte es kleine Flügel entfaltet. Da ſchalt ein Reiter den andern, und ſie ſpornten und geißelten die Pferde, und erreichten das Mädchen. Dies gewahrend, zog es ſich ſchnell ein Haar aus ſeinem Scheitel und warf es von ſich, in dem Augenblick erhob ſich ein gewaltiger Wald, daß die Freier nicht wiſſen konnten, wohin und wo aus, bis ſie hin und her irrend endlich ihr wieder auf der Spur waren. Das Mädchen gewann zwar bald wieder weiten Vorſprung, aber die Reiter ſpornten und peitſchten die Pferde, daß ſie es auch dieſes Mal einholten. Und wie das Mädchen ſich in noch größerer Bedrängniß ſah, weinte es eine Thräne, die bald zu brauſenden Strömen ward, in welchen Alle beinahe ertrunken wären, und nur des Kaiſers Sohn

mit ſeinem Pferde ſchwimmend, ſetzte dem Mädchen nach. Als er aber ſah, daß das Mädchen ihm weit voraus enteilt war, beſchwor er es drei Mal im Namen Gottes ſtille zu ſtehen, da blieb es an dem Orte, wo es eben war, ſtehen. Da faßte er es, hob es hinter ſich aufs Pferd, ſchwamm zurück aufs Trockne und kehrte durch ein Gebirge heim, als er aber deſſen höchſten Gipfel erreicht hatte und ſich umwendete, war das Mädchen verſchwunden.

25.

Von dem Mädchen das an Weisheit den Kaiſer übertraf.

Es lebte einſt ein armer Mann in einer Hütte, der hatte Niemanden als eine Tochter, die aber ſehr weiſe war, und überall um Almoſen hinging, auch den Vater lehrte weiſe zu ſprechen und ſich etwas zu erbitten. Einmal traf es ſich, daß der Arme zum Kaiſer kam, und ihn um eine Gabe anſprach. Der Kaiſer fragte ihn, woher er ſei, und wer ihn ſo weiſe ſprechen gelehrt hatte, und er ſagte ihm, woher er ſei und daß ihn die Tochter ſo belehrt habe. »Und deine Tochter, wer hat die unterrichtet?« fragte der Kaiſer, worauf der Arme erwiederte: »Die hat Gott gelehrt und unſere beklagenswerthe Armuth.« Da gab ihm der Kaiſer dreißig Eier und ſprach:

»Bring die Eier deiner Tochter und ſage ihr, ſie möge mir aus ihnen Küchlein ausbrüten, und ich will ſie reichlich dafür beſchenken, kann ſie ſie aber nicht ausbrüten, ſo ſoll es ihr übel gehen.« Weinend ging der Arme heim in ſeine Hütte und erzählte Alles ſeiner Tochter. Die Tochter erkannte gleich, daß die Eier gekocht ſeien, ſagte aber dem Vater, er möge ſich nur zur Ruhe begeben, ſie wolle ſchon für Alles ſorgen. Der Vater befolgte ihr Geheiß und legte ſich ſchlafen, ſie aber nahm einen Topf, ſetzte ihn mit Bohnen und Waſſer gefüllt ans Feuer, und als am Morgen die Bohnen gar gekocht waren, rief ſie den Vater und ſagte ihm, er möge einen Pflug und Ochſen nehmen, damit hinaus gehen und den Weg entlang, an welchen der Kaiſer vorüber kommen werde, ackern, »und,« ſprach ſie weiter: »wenn du des Kaiſers anſichtig wirſt, ſo nimm von den Bohnen, ſäe ſie, und rufe dabei: »Heiſa meine Rinder! Möge Gott mir beiſtehen, daß mir die gekochten Bohnen aufgehen!« Und wenn der Kaiſer dich ſodann befragt, wie es möglich ſei, daß gekochte Bohnen wachſen, ſo erwiedere ihm: »Eben ſo gut, als aus gekochten Eiern Küchlein ausgehen können.

Der Arme folgte der Tochter, ging hin und ackerte, und als er den Kaiſer kommen ſah, fing er zu ſchreien an: »Hei, meine Rinder, möge Gott mir helfen, daß mir die gekochten Bohnen aufgehen!« Wie der Kaiſer dieſe Worte vernahm, blieb er am Wege ſtehen und fragte den Armen: »Armer, wie können gekochte Bohnen wachſen?« Der Arme erwiederte: »Glücklicher Kaiſer! eben ſo wie aus gekochten Eiern

Küchlein ausgehen können. Der Kaiſer, welcher gleich errieth, daß ihn die Tochter ſo zu thun angeſtiftet hatte, befahl ſeinen Dienern ihn zu ergreifen und vor ſich zu bringen, dann reichte er ihm ein Bündel Leinen und ſprach: »Nimm dies, und daraus ſollſt du mir Segel und Tane und alles was man an einem Schiffe braucht, verfertigen, wo nicht, ſo verlierſt du den Kopf.« Der Arme nahm in größter Angſt das Bündel, und ging weinend heim zu ſeiner Tochter, der er Alles erzählte. Die Tochter aber ſchickte ihn wieder ſchlafen, indem ſie verſprach Alles ſchon machen zu wollen. Den andern Tag nahm ſie ein Stückchen Holz, weckte den Vater und ſagte zu ihm: »Nimm dieſes Holz und bring es dem Kaiſer, er möge mir daraus einen Rocken, eine Spindel und den Webeſtuhl ſchnitzen, dann will ich ihm verfertigen, was er begehrt hat.« Und der Arme befolgte wieder das Geheiß der Tochter, ging hin zum Kaiſer und ſagte ihm Alles, was die Tochter ihn gelehret hatte. Der Kaiſer dies vernehmend, erſtaunte und ſann was er nun thun ſolle, dann ergriff er ein Gläschen, gab es dem Armen und ſprach: »Nimm dieſes Gläschen und trage es deiner Tochter heim, damit ſoll ſie mir das Meer ausſchöpfen, daß es zum trocknen Felde werde.« Der arme Mann gehorchte mit Thränen und trug das Gläschen der Tochter heim, ihr gramvoll berichtend, was der Kaiſer geſagt. Aber das Mädchen ſagte ihm, er möge dies nur bis Morgen anſtehen laſſen, dann wolle ſie ſchon Alles machen. Den nächſten Morgen rief ſie den Vater, gab ihm ein Pfund Werg und ſprach: »Trage dies dem Kaiſer

hin und sage ihm: damit solle er alle Quellen und Mündungen aller Flüsse der Erde verstopfen, alsdann wolle ich ihm das Meer austrocknen.« Und der Arme ging hin und sagte es so dem Kaiser. Da sah der Kaiser, daß das Mädchen viel weiser als er selbst war, und befahl, es ihm vorzuführen, und als der Arme das Mädchen brachte, und sich Beide vor dem Kaiser verneigten, da fragte dieser: »Errathe Mädchen, was man am weitesten hört?« Und das Mädchen antwortete: »Glücklicher Kaiser! Was man am weitesten vernehmen kann, ist wohl der Donner und die Lüge.«

Hierauf faßte sich der Kaiser an seinen Bart, und sich gegen seine Räthe wendend, fragte er diese: »Errathet wie viel mein Bart werth sei?« Und als ihn hierauf die Einen so hoch, die Andern noch höher schätzten, behauptete das Mädchen Allen ins Gesicht, daß sie es nicht errathen hätten und sprach: »Des Kaisers Bart ist so viel werth, als drei Regen zur Sommerszeit.« Der Kaiser war überrascht und sprach: »Das Mädchen hat es am besten errathen,« und fragte, ob es sein Weib werden wolle? er werde nicht abstehen, bis sie darein willige. Das Mädchen verneigte sich und sprach: »Glücklicher Kaiser! Wie du willst, so soll es geschehen, nur bitte ich dich mit eigner Hand auf ein Blatt Papier zu schreiben, daß, sollest du einst auf mich böse werden und mich von dir aus deinem Schlosse wegschicken, es mir dann frei stehe, daraus mitzunehmen, was mir darin das Liebste ist.« Und der Kaiser bewilligte und verbriefte es ihr.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, geschah es wirklich,

daß der Kaiſer über ſeine Gemahlin ſo böſe ward, daß er ſprach: »Ich will dich nicht mehr zum Weibe haben, verlaſſe mein Schloß und gehe wohin du willſt.« Und die Kaiſerin erwiederte: »Erlauchter Kaiſer! ich werde dir gehorchen, doch erlaube mir nur hier noch zu übernachten, morgen will ich dann fortgehen.« Der Kaiſer gewährte ihr dieſe Bitte, und da miſchte die Kaiſerin vor dem Abendeſſen Branntwein in den Wein, auch noch duftende Kräuter, und beredete den Kaiſer, davon zu trinken, indem ſie ſprach: »Trink Kaiſer, und ſei heiter, morgen ſchon werden wir uns ja trennen, und glaube mir, dann will ich fröhlicher ſein, als wie ich mich mit dir vereinte.« Der Kaiſer betrank ſich, und nachdem er eingeſchlafen war, ließ ihn die Kaiſerin in einen ſchon bereit gehaltenen Wagen legen, und fuhr mit ihm in eine Felſenhöhle. Und als der Kaiſer in der Höhle erwachte und ſah, wo er ſich befand, rief er aus: »Wer hat mich hierher gebracht?« Worauf die Kaiſerin antwortete: »Ich habe dich hierher gebracht.« Und der Kaiſer fragte ſie: »Warum haſt du dies gethan? habe ich dir nicht geſagt, daß du nicht mehr mein Weib ſeieſt.« Da ſprach ſie, das Blatt Papier hervorziehend: »Es iſt wohl wahr, daß du mir das ſagteſt, aber ſieh nun auch was du mir auf dieſem Blatte beſtätigt haſt, wenn ich einſt von dir ginge, daß ich mir das mitnehmen dürfe, was mir in deinem Schloſſe das Liebſte iſt.« Als der Kaiſer dies vernahm, küßte er ſie, und kehrte mit ihr nach ſeinem Schloſſe zurück.

26.

Der wunderbare Vogel.

Es war einmal ein armer Mann, der eines Morgens das Haus verließ, um für ſein Weib und ſeine Kinder irgendwo Brod zu ſuchen. Wie er ſo ging, erblickte er ein buntes Vögelein, das mit den Flügeln flatterte und nach ihm ſah, da fing er es und kehrte damit nach Hauſe zurück. Dort ſetzte er es unter ein Sieb, damit es nicht entwiſchen könne, worauf er wieder fortging Brod zu ſuchen, da er aber nirgend welches erhalten konnte, ſo kehrte er kleinmüthig und betrübt wieder heim. Kaum aber hatte er die Schwelle betreten, ſo kamen die hungrigen Kleinen auf ihn zugeſprungen, und erzählten, daß der Vogel zwei Eierchen gelegt habe, und eines von den Kindern ſagte ihm, er möge ſie auf den Markt tragen, und für den Erlös derſelben Brod mitbringen. Der Vater lächelte zwar über dieſen Vorſchlag, ſprach aber ſeufzend zu ihnen: «Arme Kinder! was werde ich für zwei ſo kleine Eier bekommen können?» ſie aber antworteten, «man wird dir viel, ſehr viel dafür geben.»

Da ging er denn wirklich mit den Eierchen auf den Markt, und wie er vor das Thor der Stadt kam, begegnete er einem fremden Manne, der, als er die Eier erblickte, auf ihn zueilte und gleich fragte, was er dafür verlange? der Mann antwortete: «So viel du geben willſt, daß ich

für mich und die Meinen Brod kaufen kann.« Der fremde Mann reichte ihm eine goldne Zechine mit den Worten: »Da haſt du eine Zechine, und hier noch eine zweite, wenn du mir ſagen willſt, woher du dieſe Eier haſt.« Da erzählte er ihm Alles, und als hierauf der Fremde fragte, ob er ihm nicht auch den Vogel verkaufen wollte, ſagte er ihm: »Ja, wenn du mir ihn gut bezahlſt,« und ſo gingen ſie Beide miteinander zurück. Als ſie ins Haus kamen, und der fremde Mann den Vogel erblickte, ſprach er: »Hier haſt du hundert goldene Zechinen.« Da gab ihm der Arme den Vogel. Der Fremde nahm ihn, riß ihm zuerſt das Köpfchen ab, dann nahm er das Herz heraus und ſprach: »Bratet mir dieſes Köpfchen und dies Herz, daß ich es eſſen kann.« Und die armen Leute ſteckten beides an einen Spieß und gaben ihn einem der Kinder zu drehen.

Während ſich nun der Fremde im Geſpräch mit den übrigen Hausleuten unterhielt, verſammelten ſich die Kinder alle um jenen Braten, und wollten ſehen, ob er bald gar würde, zuletzt aber aßen zwei von ihnen, hungrig wie ſie waren, das eine den Kopf, das andere das Herz auf und liefen weg. Bald darauf trat auch der Kaufmann an das Feuer, nachzuſehen, ob das Gericht ſchon gar wäre, wie er aber vernahm, was geſchehen, da ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirn und brach in lauten Jammer aus, nicht um die hundert Goldſtücke, die er für den Vogel bezahlt hatte, ſondern daß er ſo betrogen worden ſei, und nun das Glück in dieſer und jener Welt verloren habe, und jämmerlich wehklagend ging er

fort. Des andern Tages als jene zwei Kinder erwachten, lagen unter dem Kopfe desjenigen, der das Herz gegessen hatte, hundert blanke Zechinen, und der Knabe, welcher den Kopf verzehrt hatte, fing dem Vater und der Mutter zu erzählen an, was auf der ganzen Erde vorgehe, und was die Könige dächten. Und so ging es von nun an jeden Morgen: der Eine fand stets hundert Zechinen unter seinem Kopfe, der Andere wußte immer was in der Welt gethan und gedacht wurde. Und in dieser Weise bereicherten sie sich, und sammelten zuletzt viel Volk, von welchem sie verlangten, daß es einen von ihnen zum Könige ernennen sollte, und da traf die Wahl den der das Herz gegessen hatte. Nun fing aber der, welcher den Kopf des Vogels verzehrt hatte, voll Neides, und gleichsam als der verständigste der Menschen, den König, seinen Bruder, zu hassen an und sann darüber nach, wie er ihn aus dieser Welt schaffen könnte, um an seiner Stelle zu herrschen, und als der Bruder eines Abends eingeschlafen war, erschlug er ihn, schlitzte ihm den Leib auf, fand darin das Vogelherz, verschluckte es, und nähte hierauf den Leib wieder zu. Den nächsten Tag ging die Kunde durch das Volk: »Der König ist gestorben! Wen werden wir nun zu seinem Nachfolger machen?« Und da wählten sie hin und her, von Einem zum Andern, vom Hohen zum Niedern, und kamen zuletzt auf des Königs Bruder, bei dem blieben sie und der ward König. Und nachdem er König geworden war, fand er auch jeden Morgen unter dem Kopfe hundert Goldstücke, warb um des Kaisers Tochter, und der

Kaiſer gab ſie ihm, und ſie wurden getraut wie es der Glaube vorſchreibt. Als die junge Kaiſerin den erſten und zweiten Morgen gewahrte, daß unter dem Kopfe ihres Mannes hundert Goldſtücke lagen, verwunderte ſie ſich, und am dritten Morgen entwendete ſie ihm fünfzig, die andern fünfzig ließ ſie liegen; als aber der Mann erwachte und das Hundert nicht voll fand, fiel er über ſie her als wollte er ſie ermorden; da warf ſie voll Angſt die Goldſtücke von ſich, er aber fiel aus Aerger in Ohnmacht, fing an ſich zu erbrechen, und brach auch das Herz heraus. In dem Augenblicke erſchien eine Hand, ſo weiß wie der Schnee auf dem Gebirge, die erfaßte das Herz, und eine Stimme ließ ſich vernehmen, die rief: »Das war mein, doch es ſoll dir vergeben ſein!« Dieſe Stimme war die Seele ſeines Bruders und jene Hand ſein Schatten. Bald darauf kam auch der König wieder zu ſich, und als er ſah und vernahm, was ſich zugetragen, fing er ſeine Sünden zu bereuen an, theilte den Armen Almoſen, und that Buße bis an ſeinen Tod.

27.

Das ſchwarze Lamm.

Einſt lebte ein Kaiſersſohn, der hatte geſchworen ſich nicht eher zu verheirathen, als bis ihm im Traume ein Mädchen erſcheinen und zu ihm ſprechen würde: »Ich bin dir beſtimmt, ich werde dein Glück ſein und dir einen Sohn gebären mit einem glänzenden Stern an der Stirn.« Er ſagte aber hievon Niemanden etwas, bis ihm eines Nachts ein überaus ſchönes Weib erſchien, das zu ihm ſprach: »Was iſts mit dir, o Held! daß du dich nicht verheiratheſt? Ich weiß dir drei arme Mädchen, die wohnen ohne Vater und Mutter in einem kleinen ebenerdigen Hauſe, das dreimal abgetheilt und vor jeder Abtheilung mit einer umzäunten Vorhalle umgeben iſt, in welcher ein jedes der drei Mädchen mit einer andern Arbeit beſchäftigt ſitzt. Die Eine ſchlingt, die Zweite ſtrickt und die Dritte näht ſingend an ihrer Ausſteuer. Wenn du erwachſt, ſo brich auf zur Jagd und begib dich in das nächſte Dorf, am Wege wirſt du einem fleckenloſen ſchwarzen Lamm begegnen mit goldnen Hörnchen, das wird dich vor das Haus der Mädchen geleiten.«

Als des Kaiſers Sohn vom Schlaf erwachte, freute er ſich und that Alles wie ihm das Weib geſagt hatte. Am frühen Morgen machte er ſich bereit und ging mit ſeinen Dienern zur Jagd, und als er am Wege dem ſchwarzen Lamm be-

gegnete, ſprach er zu den Dienern: „Ihr könnt indeſſen fort gehen oder mich hier erwarten, doch erſt wenn ihr mich ſeht könnt ihr überzeugt ſein, daß ich wieder komme.“ Hierauf ging er dem Lämmchen nach bis er das Häuschen mit den drei Vorhallen erblickte, und in jeder derſelben ein Mädchen arbeitend antraf, wie ihm von jenem Weibe geſagt worden war, die Mädchen aber waren von ſo wunderbarer Schönheit, daß man gar nicht unterſcheiden konnte, welche die ſchönſte war. Und er rief ihnen zu: „Gott helfe euch!“ Da antwortete ihm die Aelteſte: „Gott ſegne dich!“ Die Zweite: „Gutes Glück dir Krieger!“ und die Dritte: „Zum Glück biſt du gekommen glücklicher und überglücklicher Held!“ Der Prinz verwunderte ſich ob ſolcher Antworten, zumeiſt aber ob jener des zuletzt ſprechenden Mädchens, und dachte bei ſich, er würde glücklich und überglücklich ſein, wenn er dieſes zur Frau nähme, zog daher einen Ring von der rechten Hand, und ſteckte ihn dem Mädchen mit den Worten an den Finger: „Du biſt meine Verlobte!“ worauf er umkehrte und wieder heimging.

Zu Hauſe angekommen erzählte er ſeinem Vater alles was ihm begegnet war, und der Vater freute ſich ſehr, und ordnete alsbald große Feſtlichkeiten an. Als aber die beiden andern Mädchen ſahen, daß ſich ihre jüngſte Schweſter vor ihnen verlobte, grollten ſie ihr, und ſannen darauf ſie aus dem Wege zu ſchaffen; in dieſer Abſicht riefen ſie ein altes Weib aus ihrem Dorfe, das eine Zauberin war und hexen konnte, zu ſich, und verſprachen ihr alles was ſie beſäßen,

wenn sie machen könnte, daß ihre Schwester sich nicht verheirathe, da gab ihnen die Alte ein Kraut und sprach: »Dies Kraut sollt ihr eurer Schwester in unberührtem Wasser gekocht, des Morgens wenn sie noch nüchtern ist, zu trinken geben, und so wie sie es trinkt wird ein Wurm ihr das Gehirn durchwühlen, daß sie fort und in den Wald rennen wird, und einmal im Walde angelangt, wird sie daraus nicht wiederkehren, sondern dort entweder sich selbst das Leben nehmen, oder von den wilden Thieren zerrissen werden; wenn ihr Freier kommt, der ein Prinz ist, so saget ihm nur sie sei freiwillig fortgegangen. Und wie die Alte sie lehrte, genau so machten es auch die Gewissenlosen; sie reichten der Schwester den von jenem Kraute im Wasser gebrauten Trank, und kaum hatte sie ihn zu sich genommen, so fing sie an hin und her zu rennen, und entfloh in die Einöde als wäre sie ihrer Sinne beraubt. Den nächsten Tag als der Prinz wieder kam seine Verlobte zu sehen, sagten ihm die Schwägerinnen, sie sei am frühen Morgen allein weggegangen, doch wüßten sie nicht was aus ihr geworden sei, und fingen auch zum Scheine wehzuklagen und zu weinen an. Der Prinz aber eilte so schnell er konnte und als wäre er rasend von dannen und in den Wald sie zu suchen, und als er hinkam, hörte er schmerzliches Gestöhn und Weinen, er eilte der Stimme nach und fand seine Verlobte neben einem Stein zusammen gesunken, aus übergroßem Schrecken und von dem vielen Weinen beinahe schon sterbend; da stürzte er auf sie zu, und rief, sie mit seinen Armen umschlingend, aus: »Ach! wohl mir, daß ich

dich nur wieder habe.« Und ſie erkannte ihn, und wie ſie ſeine Stimme hörte, ſank ſie ihm weinend an die Bruſt, und hauchte von Schmerz und Freude überwältigt in ſeinen Armen ihren Geiſt aus. Wie dies der Prinz ſah, da zog er ein Meſſer aus ſeinem Gürtel, nahm ſich ſelbſt das Leben, und ſo fielen Beide todt zur Erde hin.

In demſelben Augenblicke, es war wohl Gottes Wille, erſchien dem Kaiſer, der eben ſchlief, im Traum das nämliche Weib, welches früher ſeinem Sohn erſchienen war, und ſprach: »Erhebe dich, denn dein Sohn und deine Schnur liegen todt, nimm daher das Kraut, welches unter deinem Kopfkiſſen liegt, und eile hinaus damit in den und den Wald, dort wirſt du ſie Beide todt neben einander finden. Beſtreich zuerſt deines Sohnes Wunden und zerdrücke das Kraut damit deſſen Saft darein träuft, dann beſtreich deiner Schnur die Stelle wo das Herz liegt, und ſprich dabei drei Mal: »Erwachet ihr Unglücklichen und doch Beglückten, ſo es Gottes Wille iſt!« Da erwachte der Kaiſer. Erſchrocken wandte er ſein Kopfkiſſen um, und als er unter demſelben ein Kraut fand, gelb wie Genſterblume, warf er ſich aufs Pferd und ritt nach dem Walde der ihm bezeichnet war. Wie er hinkam, fand er ſeinen Sohn und ſeine Schnur todt neben einander hingeſtreckt. Da träufelte er den Saft des Krautes dem Sohne in die Wunde, und beſtrich damit der Schnur die Stelle wo das Herz liegt, und noch hatte er das dritte Mal die Worte nicht ausgeſprochen: »Erhebt euch, ihr Unglücklichen und doch Beglückten, ſo es Gottes Wille iſt!« ſo

ſtanden auch Beide ſchon auf den Füßen, als hätte ihnen nie etwas gefehlt, und verwunderten ſich wie ſie von Todten wieder erſtanden waren. Der Vater aber führte ſie frohen Herzens heim in ſein Schloß, vermählte ſie mit einander, und im erſten Jahre gebar die Kaiſerin ein Söhnlein mit einem goldenen Stern auf der Stirn.

28.

Wie ſich die Tochter eines Kaiſers in ein Lamm verwandelte.

Es lebte einmal ein Kaiſer, der hatte eine Frau die er über Alles liebte. Ihrer Ehe war eine einzige Tochter entſproſſen, als dieſe zum Verheirathen herangewachſen war, da erkrankte die Kaiſerin, und fühlend, daß ſie nicht mehr aufkommen werde, ließ ſie den Kaiſer, ihren Gemahl, zu ſich rufen, und ſprach unter Thränen: «Schon naht die letzte Stunde meines Daſeins, und ehe der Hahn zum dritten Male kräht, werd ich zu leben aufgehört haben. Ich weiß, daß du nach meinem Tode dich wieder zu vermählen wünſchen wirſt, und, wenn es nur dein Glück iſt, dann ſei es dir von Gott und mir Sünderin vergeben! Doch bei dieſer und jener Welt höre und befolge was ich dir nun ſagen

will. Nimm hier dieſen Ring, und wenn du ein Mädchen findeſt, um das du werben möchteſt, ſo vermähle es dir nicht, wenn ihm der Ring nicht an den Zeigefinger der rechten Hand genau paßt, und drei Mal beſchwöre ich dich bei Himmel und Erde nur jenes Mädchen an meiner Stelle zur Frau zu nehmen, dem der Ring ganz genau paßt, befolgſt du dies nicht, dann ſoll Alles was du arbeiteſt und unternimmſt, dir mißlingen, und um was du Gott bitteſt ſoll dir nicht gewährt werden, ſpurlos und ohne Nachkommen ſollſt du von der Erde gehen.« Der Kaiſer verſprach und ſchwur ihr, ſich mit keinem Mädchen zu vermählen, dem der Ring nicht recht wäre, und wenn er kein ſolches fände, unverheirathet zu bleiben. Da antwortete ihm die Kaiſerin: »Du wirſt ſchon Eines finden, nur brich den Schwur nicht, ſonſt wird es dir ſchlimm ergehen, nur brich den Schwur nicht,« und mit dieſen Worten verſchied ſie.

Nach dem Tode ſeiner Frau ſchickte der Kaiſer Boten durch die ganze Stadt allen Mädchen den Ring probieren zu laſſen, ob er nicht Einer genau paßte, und als er in der ganzen Stadt keinem Mädchen recht war, da ſandte er die Boten durch die weite weiße Welt, zu ſuchen, ob ſie nicht irgendwo Eines fänden, doch vergebens! Denn nach langer Zeit kehrten die Diener heim und ſagten dem Kaiſer, ſie hätten in der ganzen Welt kein Mädchen finden können, welchem nicht der Ring entweder zu groß oder zu klein geweſen wäre. Der Kaiſer befand ſich in großer Verlegenheit, was er nun thun ſollte: er hätte gerne wieder geheirathet, und

fand kein Mädchen, den Schwur hätte er gerne gebrochen, aber er wagte es nicht, aus Furcht, daß der Fluch ihn dann treffen werde, und von solchen Gedanken gequält, warf er eines Tages unmuthig den Ring von sich, und was geschah? Der Ring prallte vom Boden auf und fiel seiner eigenen Tochter in den Schooß. Diese, den schönen goldenen Ring sehend, nahm ihn und steckte sich ihn auf den Zeigefinger der rechten Hand, und die Hand ihrem Vater hinreichend, sprach sie: »Sieh Väterchen, wie er mir schön steht.« Als aber der Kaiser das sah, da schwanden ihm aus Ueberraschung die Sinne, daß er einen halben Tag lang nicht zu sich kommen kann, bis seine Tochter auf ihn zu sprang, ihn mit ihren Armen umschlang, und in ihrem Leide um ihn heftig zu weinen anfing, da erst erwachte er aus der Ohnmacht, und sprach zur Tochter: »Du sollst meine Gemahlin und an der Stelle deiner verstorbenen Mutter Kaiserin werden, denn so hat es Gott bestimmt.«

Die Tochter wunderte sich ob solcher Rede, und glaubte Anfangs, daß der Vater wahnwitzig und seines Verstandes beraubt sei, nachdem sie aber sich lange gegen dies Ansinnen gesträubt hatte, und zuletzt keinen Ausweg mehr übrig sah, was begann sie da, um der Vermählung mit ihrem Vater zu entgehen, damit nicht ein Geschlecht dem andern davon sprichwörtlich erzähle? Sie beschließt sich zu tödten, und thut es auch, indem sie des Vaters Handschar (Messer) ergriff und ihn sich durchs Herz stößt. Wie der Vater dies sah, ließ er eine Zauberin kommen, und diese sagte ihm: »Da hast du eine

Flöte, ſtelle dich damit zum Haupte deiner Tochter und blas darauf vom erſten Sonnenſtrahl bis zur ſpäten Dämmerung, ſo wird ſie wieder lebendig werden.« Dieß that der Kaiſer, und kaum hatte er neben der todten Tochter zu blaſen angefangen, als ſie ſich auch ſchon aufrichtete. Da umarmte er ſie, und befahl, Alles was zum Hochzeitsfeſt nöthig war, für den nächſten Tag zu bereiten. Als aber dies die Tochter vernahm, da ergriff ſie des Vaters Schwert, ſchlug ſich damit die linke Hand ab, die rechte aber ließ ſie im Feuer verbrennen. Den nächſten Morgen, als die Diener Alles zur Hochzeit bereiteten, da ging einer von ihnen hin zum Kaiſer und ſagte ihm, er habe ſeine Tochter ohne Hände geſehen. Der Kaiſer eilte hin und nachdem er ſich davon überzeugt hatte, ſchickte er eilends wieder nach der Zauberin, die gab ihm ein Kraut, und kaum hatte er damit der Tochter die Armſtümpfe beſtrichen, da wuchſen ihr wieder ganz ſolche Hände nach, wie ſie ehedem hatte. Hierauf ließ ſie der Vater ſtrenge bewachen, damit ſie nicht nochmals verſuchen könne, ſich das Leben zu nehmen. Und als ſie ſich nichts mehr zu Leid thun konnte, und hin und her die Gemächer durchſchritt, erblickte ſie in einem Winkel des Hauſes einen Stab, der aus purem Golde war, auf welchem mit blutigen Lettern geſchrieben ſtand: »Berühre mich nicht.« Erſtaunt darüber und nicht wiſſend, was dies wohl bedeuten könne, nahm ſie den Stab in die Hand, doch in dem Augenblick, als ſie ihn durch die Hand gleiten ließ, verwandelte ſie ſich in ein Lamm, das blökend durch das Schloß lief. Die erſchrockenen und

erſtaunten Diener eilten zum Kaiſer ihm das zu melden, und als er es mit eigenen Augen geſehen hatte, ließ er ſo ſchnell als möglich wieder die Zauberin kommen, die aber geſtand, daß ſie nun kein Mittel wiſſe, dem Mädchen zu helfen, er möge andere Zauberinnen befragen. Der Kaiſer ging hierauf noch zu vielen des Zaubers kundigen Frauen, doch jede ſagte ihm, daß ſie nicht im Stande ſeien dem Mädchen ſeine frühere Geſtalt wieder zu geben, und ſo blieb denn der Kaiſer unverheirathet.

Das Lämmchen aber war immer bei ihm und ſprang und blökte an ſeiner Seite, und er fütterte und pflegte es wie ſein Kind, und an dem Tage als der Kaiſer verſchied, ſtarb auch das Lämmchen.

29.

Die drei Aalfiſche.

Es war ein Fiſcher, der konnte einſt drei Tage nach einander nichts anderes in ſein Netz bekommen, als immerzu einen Aal. Wie er am dritten Morgen den dritten Aal fing, ward er zornig und ſprach: „Möge der Teufel ſolch ein fiſchen holen, wenn man nichts mehr fängt als den Tag über.

einen einzigen Aal.« Da hub einer von den drei Aalen zu reden an und ſprach: »Fluche nicht ſo, elender, armſeliger Menſch! Du ahnſt ja gar nicht, was du an uns beſitzeſt und zu deinem großen Glücke gefangen haſt. Tödte einen von uns dreien, und ſchneid ihn in vier Stücke, davon gieb eines deinem Weibe zu eſſen, das zweite der Hündin, das dritte der Stute, das vierte aber grab in deinem Hauſe ein. Da wird dein Weib dir Zwillinge gebären, die Hündin zwei Hunde, die Stute zwei Füllen werfen, und über deinem Hauſe werden zwei goldne Schwerter aufſprießen.« Der Mann befolgte das Geheiß des Fiſches, und that Alles genau wie er ihm geſagt hatte, in der That traf ſchon im erſten Jahre Alles ein. Die Frau gebar ihm Zwillinge, die Hündin warf zwei Junge, die Stute zwei Füllen und über dem Hauſe entſproſſen zwei goldne Schwerter der Erde. Als die Zwillinge herangewachſen waren, da ſprach der eine zum Vater: »Väterchen, ich ſehe, daß du arm biſt, und uns nur mit Mühe ernähren kannſt, ich will daher ein Pferd, einen Hund und ein Schwert nehmen und in die Welt gehen, ich bin jung, bin blühend und wo mein Haupt iſt, wird ſich auch Nahrung finden.« Und nachdem er ſo zum Vater geſprochen hatte, wandte er ſich zu ſeinem Bruder und ſprach: »Bruder, Gott behüte dich! ich zieh nun in die Welt, hüte du das Haus, wirthſchafte gut, ehre den Vater, und was du arbeiteſt, möge dir gedeihen. Hier gebe ich dir ein Fläſchchen voll Waſſer, das du beſtändig bei dir tragen ſollſt, und wenn du ſiehſt, daß ſich das Waſſer trübt, dann wiſſe, daß ich umgekommen

bin.« Und mit dieſen Worten machte er ſich auf den Weg. Und wie er ſo durch die Welt zog, da kam er in eine große Stadt, und in derſelben ſich ergehend, ward er von der Tochter des Kaiſers erblickt, die ſich alsbald ſterblich in ihn verliebte und den Kaiſer ihren Vater bat, ihn aufs Schloß zu rufen, was dieſer auch that. Als der Jüngling das kaiſerliche Schloß betrat, und das Mädchen, ihn näher betrachtend, das prächtige Schwert gewahrte, und dann ſeinen Hund und das Pferd, alles ſo ſchön, wie man es in der Welt zum zweiten Male nicht wieder findet, gefiel er ihr noch deſto mehr, ſo daß ſie zuletzt zum Kaiſer ſprach: »Väterchen, mit dieſem Jünglinge möchte ich mich vermählen.« Der Kaiſer willigte ein, der Jüngling ſträubte ſich auch nicht dagegen, die Sache war abgemacht, und ſie wurden nach Recht und Sitte vermählt.

Eines Abends nun, als er mit ſeiner Frau am Fenſter ſtand, bemerkte er in weiter Ferne einen hohen Berg, der ganz in Flammen zu ſtehen ſchien, da fragte er ſeine Gemahlin, was dies wohl ſei, worauf ſie ihm aber antwortete: »Ach frage mich nicht, mein Gebieter! es iſt dies ein verwunſchener Berg, der den Tag über leuchtet und in der Nacht brennt, und wer immer noch hingegangen iſt zu ſehen, was es ſei, der ward zur Stelle dort verſteinert und blieb ſtumm.« Kaum hatte er dies vernommen, ſo beſtieg er ſchon ſein Roß, umgürtete ſich mit ſeinem goldnen Schwerte, nahm auch ſeinen Hund mit ſich und begab ſich zu dem Berge. Als er in das Gebirge kam, bemerkte er eine Alte, die auf einem bemooſten Steine ſaß, und in der einen Hand einen Stab,

in der andern aber ein Büſchel Kräuter hielt. Ihr näher kommend fragte er ſie, weshalb wohl der Berg ſo wunderbar ſei, worauf ihm die Alte erwiederte, er möge nur weiter gehen, da werde er es ſchon erfahren. Er ſetzte ſeinen Weg fort, und die Alte führte ihn in einen Hof, der mit Knochen von Helden umzäunt und mit lauter ſtummen zu Stein gewordenen Menſchen angefüllt war. Kaum hatte er dieſen Hof betreten, ſo ward auch er mit ſeinem Pferde und Hunde ſtumm und an der Stelle, wo er eben ſtand, zu Stein. In demſelben Augenblicke aber trübte ſich auch das Waſſer in dem Fläſchchen, das er ſeinem Bruder gelaſſen hatte, welcher nun ſofort dem Vater und der Mutter mittheilte, daß ihr Sohn, ſein Bruder, umgekommen ſei, und er ihn ſuchen wolle. Und er machte ſich auf und ging von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, bis auch ihn das Glück in jene Stadt und vor den Pallaſt des Kaiſers führte. Als ihn der Kaiſer erblickte, rief er ſeine Tochter und ſprach zu ihr: „Da kommt dein Gemahl!“ ſie eilte hinaus, und wie ſie den Schwager ſah, der ſeinem Bruder ſo ähnlich war, wie die Hälfte eines entzweigeſchnittenen Apfels der andern, und auch daſſelbe Pferd, denſelben Hund, daſſelbe Schwert an ihm gewahrte, da eilte ſie und der Kaiſer, ihr Vater, auf ihn zu, küßten ihn und führten ihn ins Haus, der Kaiſer in dem Wahne es ſei der Schwiegerſohn, die Tochter es ſei ihr Mann. Der Jüngling wunderte ſich wohl ihrer Liebkoſungen, doch fiel ihm gleich bei, daß ſie ihn für ſeinen Bruder hielten, demnach ſtellte er ſich auch an, als ſei er des Kaiſers Schwiegerſohn

und der Gemahl ſeiner Tochter. Nachdem ſie zu Abend gegeſſen hatten und ſich zur Ruhe begeben wollten, wies ihm die Frau, als ihrem Gemahl, neben ſich ein Lager an, da zog er ſein Schwert aus der Scheide, legte es zwiſchen ſich und ſie. Sie wunderte ſich ſeines Beginnens, er aber ſagte ihr ausweichend, daß ihm aller Schlaf vergangen ſei, ſtand wieder auf und trat ans Fenſter, und wie auch er den wunderbaren Berg erblickte, fragte er: »Sage mir, meine Frau, warum jener Berg brennt?« Und ſie antwortete ihm: »aber um Gottes Willen habe ich dir nicht an jenem Abende ſchon geſagt, was das für ein Berg iſt.« »Ach wiederhole mir, was es damit für ein Bewandtniß habe?« fragte er ſie wieder, und da ſagte ſie ihm: »Jeder der dort hingeht, wird zur Stelle ſtumm und zu Stein, und jüngſt ſchon war ich in großer Beſorgniß, daß du etwa hin gegangen ſeieſt.« Wie nun der Schwager dies vernahm, ward ihm wohl das Unheil klär, das ſeinen Bruder getroffen hatte, und konnte kaum erwarten, daß es Tag würde. Mit dem Frühroth aber beſtieg er ſein Roß, ſchnallte ſich das Schwert um, nahm auch den Hund mit und begab ſich zu dem Berge, und als er die Alte erblickte, da zog er das Schwert, hetzte den Hund und ſtürmte mit dem Pferde auf ſie ein, ohne ein Wort zu ſprechen. Die Alte erſchrak und flehte, er möge ſie nicht zuſammen hauen. »Gieb mir gleich meinen Bruder wieder,« rief er ihr zu, da brachte ſie den Bruder in der That herbei, und gab ihm Leben und Sprache zurück. Und nachdem ſich die Brüder wiedergeſehen und ſich gegenſeitig befragt

hatten, wie es ihnen ſonſt noch ergangen ſei, kehrten ſie beide heim. Unterwegs ſprach aber der von den Brüdern, welcher verſteinert geweſen war: »Ach bei Gott mein Bruder! Laß uns nochmals umkehren und all die Leute erlöſen, welche noch verwunſchen ſind, wie ich es war.« Geſagt, gethan, ſie kehrten zurück, fingen die Alte, nahmen ihr das Kraut, das ſie in der Hand hielt, weg, und huben hierauf an, damit alle verſteinerten Menſchen zu beſtreichen, bis ſie ſich bewegten und zu ſprechen begannen. Und nachdem auf dieſe Art Alle, die verzaubert waren, wieder belebt wurden, törteten ſie die Alte, und Jeder ging nach ſeinem Hauſe, die zwei Brüder aber kehrten zurück in das Schloß des Kaiſers.

Wie ich das Märchen gehört habe, ſo erzähle ich es wieder, und dir verleihe Gott Freude!

30.

Das wunderthätige Meſſer.

Ein Jüngling that einſt das Gelübde, ſich nur mit einem Mädchen kaiſerlichen Geblütes vermählen zu wollen, und eines Tages faßte er ſich ein Herz, ging hin zum Kaiſer und warb um deſſen Tochter. Der Kaiſer, der es nicht wagte ihn

geradezu abzuweiſen, ſprach: »Gut Söhnlein, ich wérde dir das Mädchen geben, wenn du bis längſtens in acht Tagen drei Pferde und zwar erſtens ein fleckenlos weißes, noch nie gezäumtes, zweitens ein fuchsrothes, nie gerittenes mit ſchwarzem Kopfe, drittens ein noch nie beſchlagenes ſchwarzes Pferd mit weißem Kopfe und weißen Füßen zu ſchaffen weißt, und mich dann damit beſchenkeſt, außerdem aber ſollſt du noch für die Kaiſerin, meine Gemahlin, ſo viel Gold herbeibringen, als dieſe drei Pferde zu tragen im Stande ſind, kannſt du dieſe Bedingungen nicht erfüllen, ſo wird das Mädchen nicht dein.« Nachdem der Jüngling dieſes vernommen hatte, überlegte er es ſich lange hin und her, dankte aber zuletzt dem Kaiſer für die verſprochene Braut, und kehrte in Gottes Namen zurück von wo er gekommen war. Zum Glück für ihn hatte des Kaiſers Tochter Alles mit angehört, was er mit ihrem Vater ſprach, und als ſie ihn auch geſehen hatte, ſchien er ihr ſchöner als irgend ein Mann auf Erden. Unverzüglich ſchrieb ſie daher einen Brief, welchen ſie ihm durch einen ihrer vertrauteſten Diener nachſchickte, und worin ſie ihm andeutete, nächſten Tag mit dem Früheſten heimlich zu ihr zu kommen, und weiter nichts zu unternehmen, wenn ihm daran liege, ſie zur Frau zu erhalten. Als ſie den Brief abgefertigt hatte, entwendete ſie noch in derſelben Nacht in aller Heimlichkeit ihrem Vater ein wunderthätiges Meſſer, und ging damit dem Jünglinge entgegen, der ſich einfand wie ſie ihm geſchrieben hatte. Und als ſie zuſammen trafen, reichten ſie ſich die Hände, und waren bald mit einander befreundet, geſta-

den ſich ihre gegenſeitige Neigung und gelobten einander, daß nur die ſchwarze Erde ſie zu trennen im Stande ſein ſolle. Hierauf ſprach das Mädchen zu ihrem Freier: »Nun nimm mein Pferd, beſteig es und reit damit eilends in den Wald der Wilen, immerzu gegen Sonnenaufgang, und wenn du auf einen dreiſpitzigen Hügel gelangſt, dann wende dich von rechts nach links bis du eine Wieſe erblickſt die von Perlen erglänzt, und auf welcher die verſchiedenſten Pferde weiden. Aus dieſen wähle dann drei ſolche Pferde, wie ſie dir der Vater bezeichnet hat. Sollten ſie ſich aber vor dir ſcheuen, ſo ziehe dieſes Meſſer hervor, und laß die Sonne darin ſich ſpiegeln, daß die Wieſe davon erglänzt, alsbald werden alle Pferde von ſelbſt herbei kommen und Lämmern gleich ſich vor dir nieder laſſen, dann kannſt du ſie nach Gefallen wählen und alle drei mit dir fortführen. Nachdem du die Pferde ſchon gefangen haben wirſt, blicke aber um dich, und wenn du mitten in jener Wieſe eine Cypreſſe gewahren wirſt, deren Wurzel von Meſſing, deren Aeſte von Silber, deren Blätter ganz von Gold ſind, ſo gehe darauf zu, poche mit der Schneide des Meſſers an die Wurzel, und alsbald wird eine Unzahl Geldes verſchiedenen Gepräges hervor quellen, davon nimm, belaſte die drei Pferde, und eile mit ihnen hieher, ſo wirſt du meinen Vater, den Kaiſer, zufrieden ſtellen, und er wird mich dir geben.« Als der Jüngling alles vernommen hatte, freute er ſich gewaltig, und beſtieg des Mädchens Pferd, das wunderthätige Meſſer aber barg er im Gürtel, und ſo ausgerüſtet, lenkte er gerade nach jenem Walde ein.

Als er den bezeichneten Hügel erreicht hatte, erblickte er auch vor ſich die Wieſe und auf der Wieſe Pferde jeglicher Gattung. Kaum aber betrat er die Wieſe, ſo fingen die Pferde ſcheu zu werden an, da holte er das Meſſer hervor und hielt es gegen die Sonne, das warf einen Schimmer, daß die ganze Wieſe davon erglänzte, wie die Berggipfel bei aufgehender Sonne. Siehe, da kamen von allen Seiten die verſchiedenſten Pferde herbei, und jedes das herbei kam, ließ ſich vor ihm auf die Knie nieder, und er fing zu wählen an, und wählte drei ſolche, wie ſie ihm der Kaiſer bezeichnet hatte. Nachdem die Pferde ausgewählt waren, ſchaute er nach allen Seiten, bis er mitten in der Wieſe jene Cypreſſe gewahrte, auf die er zuging, und mit der Schneide des wunderthätigen Meſſers an des Baums Wurzel pochte, bis, — du hättest es ſehen ſollen! — dieſe ſich öffnete und eine Unzahl Geldes ihr entſtrömte. Da füllte er eilends mehrere Säcke, belaſtete damit die drei Pferde und ritt zurück zum Kaiſer. Als er vor den Kaiſer kam und dieſer die Pferde und das Geld ſah, war er voll Verwunderung, und weil ihm nichts anderes zu thun übrig blieb, verlobte er ihm die Tochter, und fragte ihn, was und wie viel er zur Mitgift verlange, worauf der Jüngling ihm erwiederte: »Glücklicher Kaiſer! als Kapital verlange ich nur das Mädchen zur Frau, und ſtatt der Zinſen dein wunderthätiges Meſſer.« Und als der Kaiſer ihm beides gewährt hatte, kehrte er mit ſeiner jungen Frau und dem Meſſer ſingend nach Hauſe zurück.

31.

Das wunderbare Haar.

Es lebte einſt ein Mann, der war arm und hatte viele Kinder, die er nicht zu ernähren vermochte, ſo daß er ſchon mehrmals nahe daran war, eines Morgens alle mit einander umzubringen, um nicht ſehen zu müſſen, wie ſie Hungers ſtürben, und nur ſein Weib hielt ihn immer davon ab. In einer Nacht nun erſchien ihm, während er ſchlief, ein lieblich Kind, das zu ihm ſprach: »Mann, ich ſehe dich im Begriff dein Seelenheil zu opfern, indem du deine armen Kinder tödten willſt, auch weiß ich, daß du im Elende biſt, und bin daher gekommen dir zu helfen. Morgen früh wirſt du unter deinem Kopfkiſſen einen Spiegel, ein rothes Sacktuch und ein geſticktes Halstuch finden, dieſe drei Sachen ſollſt du zu dir nehmen, und ohne Jemanden davon ein Wort zu ſagen, in den und den Wald gehen, wo du einen Strom entdecken wirſt, an dem Strom gehe aufwärts, bis du an ſeinen Urſprung kommſt, und bei dieſem wirſt du ein Mädchen treffen, glänzend wie die Sonne, mit langen über die Schulter wallenden Haaren, aber ohne alle Kleidung, wie von der Mutter geboren. Hüte dich aber, wenn du nicht willſt daß es dir ſchlimm ergehe, mit ihr ein Wort zu ſprechen, denn bei dem erſten Laut, den du von dir gibeſt, würde ſie dich behexen, und in einen Fiſch oder in ſonſt

etwas verwandeln und aufessen. Sagt sie dir jedoch, du mögest sie am Kopfe kranen, so weigere dich nicht, und wenn du dann ihr Haar durchwühlst, und eines finden wirst, das roth ist wie Blut, so reiß es aus und eile damit zurück; und wenn das Mädchen es merken und dir nachzulaufen anfangen wird, sollst du zuerst das gestickte Halstuch, hierauf das rothe Backtuch und zuletzt den Spiegel fallen lassen, da wird sie sich jedesmal verweilen, du aber suche das Haar irgend einem Reichen zu verkaufen, und laß dich damit nicht betrügen, denn das Haar ist von unermeßlichem Werthe, und mit dessen Erlöse kannst du reich werden und deine Kinder ernähren.«

Als der Arme am Morgen erwachte, fand er in der That unter seinem Kopfkissen alles, was das Kind ihm im Traume gesagt hatte, da machte er sich ungesäumt auf und ging in den Wald, und als er auch den Strom entdeckt hatte, ging er denselben entlang fort und fort bis er an dessen Quelle kam. Daselbst umherschauend erblickte er auch das Mädchen, wie sie am Rande der Quelle saß, die Sonnenstrahlen auffing, und durch eine Nadel zog, um damit auf einem Stoffe zu sticken, der aus Heldenhaaren gewebt war. So wie er ihrer ansichtig wurde, gesellte er sich zu ihr, das Mädchen aber erhob sich und fragte ihn: »Woher bist du, unbekannter Held?« doch er schwieg, da fragte sie ihn wieder: »Wer bist du und weshalb bist du hierher gekommen?« und noch vieles mehr, allein er schwieg wie ein Stein, blos mit den Händen deutete er, als wäre er stumm und suchte Hilfe. Da sagte sie ihm, er möge sich ihr zu Füßen setzen, was er,

der es kaum erwarten konnte, auch gleich that, worauf ſie das Haupt zu ihm herunter neigte, damit er ſie kraue. Er fing an das Haar zu durchwühlen, als ob er kraute, ſuchte eifrig nach dem rothen Haare und kaum hatte er es gefunden, ſo ſonderte er es behutſam von den andern Haaren ab, riß es aus, ſprang auf und entfloh damit ſo ſchnell er konnte.

Das Mädchen aber dies bemerkend, nicht weniger flink als er, eilte was ſie konnte und war ihm bald auf der Ferſe, und als er ſich umblickend ſah, daß ſie ihn beinahe ſchon erreicht hatte, da warf er das geſtickte Tuch hin, wie ihm anbefohlen war. Wie ſie das Tuch gewahrte, hielt ſie im Laufen inne, fing an es von allen Seiten zu betrachten, und ſich über die Stickerei zu verwundern, mittlerweile gewann der Mann einen bedeutenden Vorſprung. Da barg das Mädchen das Tuch im Buſen und eilte ihm nach. Und wie er ſich abermals ſchon beinahe erreicht glaubte, warf er das rothe Sacktuch hin, bei welchem ſie ſich wieder in Betrachtung und Verwunderung verweilte, ſo daß es dem armen Manne nochmals gelang, ihr um ein Bedeutendes vorzukommen. Darüber ergrimmte das Mädchen, und Hals- und Sacktuch von ſich werfend, fuhr ſie fort ihn zu verfolgen. Nun in der größten Bedrängniß, als ſie ihn eben ſchon eingeholt hatte, warf er den Spiegel von ſich. Und das Mädchen, wie ſie den Spiegel fand, den ſie ihr Leben lang noch nicht geſehen hatte, hob ſie ihn auf und ſich ſelbſt in demſelben ſchauend, glaubte ſie ein zweites ihr ähnliches Weſen blicke ihr aus demſelben entgegen, und während ſie ſich in deſſen Anblick

vertiefte, war der Mann weit, weit vorangeeilt, daß es ihr nimmer möglich gewesen wäre ihn einzuholen, weshalb sie von seiner Verfolgung abstand und umkehrte. Der Mann aber erreichte fröhlich und gesund sein Haus, zeigte das Haar seinem Weib und seinen Kindern, und erzählte auch was ihm Alles begegnet war. Das Weib verlachte und bespöttelte ihn zwar wegen des rothen Haares, doch er achtete nicht darauf, sondern begab sich in die nächste Stadt das Haar dort zu verkaufen.

Bald sammelte sich um ihn eine Menge Schaulustiger und Kaufleute; der eine bot für das Haar ein Goldstück, ein anderer zwei, und so wurde fort und fort immer mehr geboten, bis zuletzt das Anbot auf hundert Goldstücke stieg, mittlerweile auch der Kaiser von dem rothen Haare vernahm, den Mann zu sich rufen ließ, und ihm tausend Goldstücke dafür zu zahlen versprach, um welchen Preis dieser es auch verkaufte. Was hatte es nun aber mit dem Haare für eine Bewandtniß? Der Kaiser spaltete es behutsam entzwei und fand darin eine Menge wissenswerther Thatsachen aufgezeichnet, die sich in alten Zeiten seit Entstehung der Welt, zugetragen hatten.

So war der Mann reich geworden und lebte fortan glücklich und sorglos mit Weib und Kind. Das Kind aber, das ihm ehmals im Traume erschien, war ein Engel, gesandt von Gott dem Herrn, der da wollte, daß dem armen Mann geholfen würde, und daß die geheimnißreichen Thatsachen an den Tag kämen, die bis dahin nicht geoffenbart waren.

32.

Aſchenzuttel.

Einſt ſpannen Mädchen, die der Rinder hüteten, um eine Grube herum ſitzend, da kam ein Alter dahergegangen, dem der weiße Bart bis zum Gürtel niederquoll, der ſprach zu ihnen: »Mädchen, hütet euch vor dieſer Grube, denn wie einer von euch die Spindel hinein fiele, ſo würde ihre Mutter augenblicklich in eine Kuh verwandelt.«

Nachdem der Alte dies geſagt hatte, entfernte er ſich wieder, die Mädchen aber, über ſeine Rede verwundert, rückten der Grube um ſo näher, und guckten neugierig hinunter. Da geſchah es denn, daß plötzlich einem der Mädchen, welches eben das ſchönſte unter ihnen allen war, die Spindel aus der Hand glitt und in die Grube fiel. Und als es am Abend heim kam, da war ſeine Mutter wirklich in eine Kuh verwandelt, ſtand vor dem Hauſe und blökte. Nun pflegte und fütterte das Mädchen die Kuh und trieb ſie mit den übrigen Rindern auf die Weide. Einige Zeit hierauf nahm der Vater dieſes Mädchens eine Wittwe zur zweiten Frau, die ebenfalls eine Tochter hatte, und gleich einen Haß auf ihr Stieftöchterlein warf, weil dieſes viel ſchöner war als ihr eigenes Kind. Sie verbot ihr ſich zu waſchen und zu kämmen, ſich umzukleiden, und ſuchte immer nach einer Urſache wie ſie ſonſt auf alle Weiſe ſie quälen und ihr ein Leid anthun

künnte. So gab ſie ihr einſt am frühen Morgen einen ganzen Ranzen voll Flachsraufen*) und ſprach: »Wenn du dies Alles nicht heute fertig ſpinnſt und in ſchöne Knäuel windeſt, darfſt du mir den Abend nicht heim kommen, ſonſt bring ich dich um.«

Das arme Mädchen ſpann, mit ihrer Heerde hinaus gehend, ſo emſig als es nur vermochte, als aber am Mittag die Rinder ſich im Schatten lagerten, und es ſah, daß am Flachſe noch gar nicht zu bemerken war, was es davon geſponnen hatte, da fing es bitterlich zu weinen an. Wie dies nun die Kuh ſah, die einſt ſeine Mutter geweſen war, hub ſie auf einmal zu ſprechen an und fragte was ihm fehle, worauf das Mädchen ihr der Reihe nach Alles erzählte, wie es ſich verhielt. Da tröſtete es die Kuh und ſprach: »Grämе dich weiter nicht, ich will den Flachs, den du ſpinnen ſollſt, ins Maul nehmen und kauen, da wird alsbald aus meinem Ohre ein Faden hervor dringen, den erfaſſe und wind ihn in einen Knäuel. Und ſo geſchah es auch. Die Kuh nahm den Flachs ins Maul und fing zu kauen an, das Mädchen brauchte den Faden nur aus dem Ohre hervorzuziehen und abzuwinden, es dauerte gar nicht lange, ſo war ſie damit fertig. Als das Mädchen Abends der Stiefmutter den großen Knäuel gab, war dieſe im höchſten Grade verwundert, und gab ihm den nächſten Morgen noch viel mehr Flachs zu ſpinnen, als es aber auch dieſen ſpann, und am Abend in einen großen Knäuel

*) Eine Raufe iſt ſo viel, als man einmal auf den Rocken binden kann.

gewunden heim brachte, da dachte die Frau, seine Freundinnen müßten ihm geholfen haben, und gab ihm den dritten Morgen noch mehr Flachs als die beiden ersten Male, schickte ihm aber heimlich ihre eigene Tochter nach, damit diese lauschen sollte, wer ihm denn spinnen und aufwinden helfe. Nachdem sich diese Kundschafterin versteckt und nun alles mit angesehen hatte, wie die Kuh den Flachs ins Maul nahm und kaute und die Hirtin das fertige Gespinnst nur aus dem Ohre zu ziehen und aufzuwinden brauchte, da kehrte sie eilends heim und berichtete Alles getreulich ihrer Mutter. Sobald es diese vernommen hatte, drang sie in ihren Mann die Kuh zu schlachten. Anfänglich versuchte der Mann es ihr auszureden, als sie aber auf keinen andern Gedanken mehr zu bringen war, willigte er zuletzt ein und bestimmte einen Tag, an welchem er sie schlachten wollte. Als die arme Hirtin dies erfahren hatte und unaufhörlich weinte, die Kuh aber sie um die Ursache ihrer Betrübniß fragte, theilte sie ihr Alles mit, was zu Hause beschlossen worden war, da sprach die Kuh zu ihrem Kinde: »Beruhige dich und weine nicht, du sollst nur, wenn sie mich geschlachtet haben, nichts von meinem Fleische essen, sondern meine Gebeine sammeln und sie hinter dem Hause unter dem und dem Stein in die Erde graben, und wenn du in Noth und Bedrängniß bist, so komm dorthin auf mein Grab und du sollst Hilfe finden.«

Nachdem sie die Kuh geschlachtet hatten und deren Fleisch zu verzehren anfingen, wollte das Mädchen davon auch nicht

einmal kosten, und half sich mit der Ausrede, daß es gar nicht hungrig sei und nichts essen könne; die Knochen jedoch las es sorgfältig zusammen und begrub sie an dem, von der Kuh bezeichneten Ort. Der eigentliche Name dieses Mädchens war Mara, da es aber zu den meisten Arbeiten und Verrichtungen im Hause, als zum Wassertragen und Kochen, zum Abspülen der Kochgeschirre, zum Ausfegen des Hauses und zu anderen häuslichen Arbeiten angehalten wurde, und viel am Feuer und beim Heerde zu thun hatte, so nannten die Stiefmutter und deren Tochter es nur Aschenzuttel.

Einst, an einem Sonntage, nahm die Stiefmutter, ehe sie mit ihrer Tochter nach der Kirche ging, eine große Schüssel voll Hirse, streute sie im Hause herum, und sprach zur Stieftochter: »Höre, Aschenzuttel, wenn du nicht all diese Hirse aufgelesen und das Mittagessen fertig gekocht hast, bis wir aus der Kirche zurück kommen, so bringe ich dich um.« Nachdem sie mit ihrer Tochter fortgegangen war, brach die arme Stieftochter in Thränen aus, bei sich selber sprechend: »Um das Mittagessen wäre mir nicht bange, leicht wollt ich damit fertig werden, aber wer ist im Stande diese Hirse aufzulesen!« Da fiel ihr mit einem Male ein, daß die Kuh ihr gesagt hatte, wenn sie in Noth sein würde, sollte sie hinausgehen auf ihr Grab, dort werde sie Hilfe finden, und ungesäumt eilte sie hinaus. Wie sie aber hinkam, was sah sie da? auf dem Grabe stand eine große offene Truhe voll der köstlichsten und mannigfaltigsten Gewänder, auf dem Deckel aber saßen zwei weiße Täubchen, die sprachen zu ihr: »Mara,

wähle dir aus dieſer Truhe ein Kleid, zieh es an und geh damit zur Kirche, indeß werden wir die Hirſe aufleſen, und alles Uebrige beſorgen.« Vergnügt langte Mara nach dem erſten Kleide das oben auf lag und ganz aus reiner Seide war, zog es an und begab ſich in die Kirche. Dort angekommen, bewunderten Alle, Männer wie Frauen ihre ausnehmende Schönheit, ihre prächtigen Kleider um ſo mehr, weil ſie Allen fremd war, und Keiner wußte wer, noch woher ſie gekommen ſei. Aber mehr als allen Anweſenden gefiel ſie dem Sohne des Kaiſers, der auch anweſend war, und ein beſonderes Auge auf ſie warf.

Als die Meſſe ſchon bald zu Ende ging, ſchlich ſich Aſchenzuttel aus der Kirche und eilte heim. Dort zog es ſchnell die ſchönen Kleider aus, legte ſie in den Koffer, der ſich alsbald von ſelbſt ſchloß und verſchwand, und wie es zum Feuer gehen will, da findet es das Mittageſſen gekocht, die Hirſe aufgeleſen, alle ſonſtige Arbeit verrichtet. Bald nach ihr kommt auch die Stiefmutter mit ihrer Tochter zurück, und Beide wundern ſich die Hirſe aufgeleſen und alles Uebrige ſo in Ordnung zu ſehen.

Den nächſten Sonntag darauf, als ſich die Stiefmutter anſchickte mit ihrer Tochter zur Kirche zu gehen, ſtreute ſie beim Weggehen noch mehr Hirſe als das erſte Mal im Hauſe herum, und ſprach zur Stieftochter: »Wenn du dieſe Hirſe nicht alle aufgeleſen, dann das Eſſen fertig gekocht, und alle übrige Arbeit verrichtet haſt, bis wir von der Kirche zurückkommen, ſo bringe ich dich um.« Kaum waren aber

die Beiden fort, als die Hirtin auch ſchon hinaus eilte auf ihrer Mutter Grab. Daſelbſt fand ſie wieder den Koffer offen wie das erſte Mal, und auch die zwei weißen Täubchen ſaßen wieder auf dem Deckel und ſprachen zu ihr: »Kleide dich an, Mara, und geh zur Kirche, wir wollen indeß die Hirſe aufleſen und für dich arbeiten.« Da nahm ſie aus dem Koffer ein Kleid, das von hellem Silber ſtrahlte, zog es an und ging fort in die Kirche. Dort wurde ſie diesmal noch mehr angeſtaunt und des Kaiſers Sohn verwandte kein Auge von ihr. Sobald aber die Meſſe zu Ende ging, wußte ſie ſich aus der Menge wegzuſchleichen, und nach Hauſe zu eilen, woſelbſt ſie die Kleider ſchnell im Koffer barg, und ſich ans Feuer ſtellte. Als nun darauf auch die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hauſe kam, da verwunderten ſich Beide noch mehr als das erſte Mal, die Hirſe aufgeleſen, das Eſſen fertig, alle ſonſtige Arbeit gethan zu finden, und wußten ſichs gar nicht zu erklären. Den dritten Sonntag aber, als die Stiefmutter ſich wieder anſchickte mit ihrer Tochter zur Kirche zu gehen, ſtreute ſie beim Fortgehen noch viel mehr Hirſe, als die beiden andern Male im Hauſe herum, indem ſie zur Stieftochter wie früher ſprach: »Wenn du nicht, bis wir von der Kirche zurück kommen, dieſe Hirſe ganz aufgeleſen, dann das Eſſen gekocht, und alle übrige Arbeit verrichtet haſt, ſo bring ich dich um.« Doch die Stieftochter wußte ſchon wo für ſie Hilfe zu finden war, und nachdem die Beiden das Haus verlaſſen hatten, eilte ſie hinaus auf der Mutter Grab, wo

ſie auch wieder die Truhe offen fand, und auf deren Deckel die zwei weißen Täubchen, welche ſie hießen geſchwind ſich ankleiden und in die Kirche gehen, um das, was im Hauſe geſchehen ſolle, möge ſie ſich weiter nicht kümmern. Da nahm ſie diesmal aus dem Koffer ein Kleid, das war eitel Gold, zog es an und ging damit in die Kirche. Dort war der Verwunderung von allen Seiten kein Ende, der Kaiſerſohn aber hatte ſich vorgenommen, heute ſie nicht ſo entſchlüpfen zu laſſen, wie die andern Male, ſondern genau Acht zu haben, wo ſie hingehe. Als daher die Meſſe ſich ihrem Ende nahte und ſie fortgehen wollte, folgte ihr der Prinz auf der Ferſe nach, und wie ſie ſo haſtig durch die Menge ſich drängte, da geſchah es, daß ihr der rechte Pantoffel vom Fuße fiel. In der großen Eile aber blieb ihr keine Zeit ihn aufzunehmen, ſie mußte ihn zurück laſſen, und mit bloßem Fuße den Weg fortſetzen. Zu Hauſe angekommen, zog ſie ſo ſchnell wie möglich die prächtigen Kleider aus, und ſtellte ſich ans Feuer, ihren gewöhnlichen Platz.

Dem Prinzen aber war nicht entgangen was ſie verloren hatte, er hatte das Pantöffelchen aufgehoben und zu ſich geſteckt, und fing nun damit im ganzen Lande zu ſuchen an, indem er allen Mädchen auf die Füße ſah, jede das Pantöffelchen probieren ließ, doch nicht einer Einzigen wollte es paſſen, der Einen war es zu lang, der Andern zu kurz, dieſer zu eng, jener zu weit. Wie er ſo ſuchend von Haus zu Haus ging, da kam er zuletzt auch in das Haus des Vaters der Hirtin. Die Stiefmutter aber, als ſie ſah, daß des Kaiſers

Sohn das ſchöne Mädchen zu ſuchen in ihr Haus kommen werde, verbarg eilends Aſchenzuttel unter einen Trog, und als der Prinz mit dem Pantöffelchen eintrat und fragte, ob ſie ein Mädchen im Hauſe habe, erwiederte ſie ihm, ja ein Einziges, und führte ihm ihre Tochter vor. Als ihr aber der Prinz das Pantöffelchen anprobieren ließ, und das Mädchen nicht einmal die Zehen hineinzwängen konnte, fragte der Prinz, ob ſie denn nicht noch ein Mädchen im Hauſe habe? worauf ſie ihm zur Antwort gab: »Nein.« In dem Augenblicke flog aber der Haushahn auf den Trog und rief: »Kikeriki! Das Mädchen ſteckt unter dem Troge hie!« »Pſt!« rief die Stiefmutter, »daß dich der Geier hole!« Der Prinz aber, wie er vernahm was der Hahn krähte, eilte ſchnell hinzu und hob den Trog auf. Sieh, da fand er Aſchenzuttel unter dem Trog angethan mit denſelben Kleidern, welche es trug, als es das dritte Mal zur Kirche ging, nur am rechten Fuß fehlte ihm ein Pantöffelchen. Und wie es der Prinz da in ſeiner Schönheit erblickte, wußte er ſich in ſeiner Freude gar nicht zu laſſen. Schnell hieß er es das Pantöffelchen an dem rechten Fuß anziehen, und als er ſah, daß es ihm nicht nur ganz recht war, ſondern auch zu dem am linken Fuß getragnen genau paßte, da führte er es mit ſich auf ſein Schloß und machte es zu ſeiner Gemahlin.

33.

Die böſe Stiefmutter.

Es war einmal ein ſehr reicher Mann, der lebte mit einem böſen und boshaften Weibe in zweiter Ehe, ſeine erſte Frau aber hatte ihm eine Tochter hinterlaſſen, die war milde wie ein Engel, gut wie das Brod, daß es in dem ganzen Dorfe keine Zweite gab, dabei war ſie ſchön wie die Wile des Gebirges, hoch wie eine Tanne, ſchlank und geſchmeidig wie eine Gerte, rothwangig wie ein Aepfelein, weiß von Antlitz wie auf dem Felde die Lilie.

Doch der Teufel, der immer und überall ſein böſes Spiel trieb, ſchien auch in dies Weib gefahren zu ſein, daß es ſeine Stieftochter ſo wenig anſehen konnte als Blut in den Augen, und ſie längſt ſchon erſchlagen oder ſonſt auf eine Art aus dem Wege geſchafft haben würde, wenn es ſich nicht vor dem Manne gefürchtet hätte.

Nun kam aber mit einem Mal ein kaiſerlicher Befehl, daß jeder waffenfähige Mann ins Feld ziehen ſolle, da machte ſich auch der Vater des ſchönen Mädchens auf, ehe er aber ſchied, rief er noch ein Mal ſeine Frau zu ſich, und beſchwor ſie mit allen Schwüren der Erde, auf ſein Töchterchen Acht zu geben, daß ihr nichts Leides widerfahre, bis er aus dem Felde wiederkehre, und ſein Weib, die treuloſe Hündin, ſie gelobte ihm, das Mädchen zu lieben und zu hüten wie

ihre beiden Augen im Kopfe. Bald nachdem der Mann fort war, rief sie zwei Diener herbei und befahl ihnen, den andern Morgen mit dem Frühroth das arme Mädchen scheinbar zu einem Spaziergange in den nahe gelegenen Wald zu führen, dort Abwege einzuschlagen, es dann fern von der Straße umzubringen, und ihr zum Wahrzeichen beide Hände und das Herz des Mädchens mitzubringen, wo nicht, drohte sie, so hätten sie selbst das ihrer Stieftochter zugedachte Loos zu erwarten. Den kommenden Tag mit dem Frühesten standen die Diener auf und bereiteten sich für den Weg den sie zu machen hatten, hierauf weckten sie das Mädchen, dem sie sagten, daß die Gebieterin, ihre Stiefmutter, ihnen befohlen habe, sie auf einen Spaziergang mitzunehmen, was die Aermste, ohne zu ahnen was sie erwartete, zufrieden war und sich mit ihnen auf den Weg machte.

Im Walde angekommen lenkten sie vom Wege ab in das Dickicht, wie die herzlose Herrin ihnen befohlen hatte, banden dort die Aermste an einen Baum und schickten sich an sie zu tödten. Als das Mädchen sich so furchtbar hintergangen sah, jammerte sie laut auf, und bat und beschwor sie unter Thränen, doch ihres Lebens schonen zu wollen. Nachdem ihr aber die Diener erzählt hatten, wie sie alles nur auf Befehl ihrer Herrin thäten, und daß, wenn sie ihrem Willen entgegen handelten, sie es mit ihren eigenen Köpfen bezahlen müßten, erwiederte sie ihnen: „Ach! gerne will ich euch meine Hände geben, schneidet sie mir ab, nur tödtet mich nicht, auch mein Herz würde ich euch nicht verweigern, wüßte

ich, daß man ohne Herz leben könnte.« Da dauerte sie die Diener, so daß sie ihr nur die Hände abschnitten, und sich des Herzens wegen verabredeten, ihrer Herrin zu sagen, daß sie es unter Wegs verloren hätten. Und so kehrten sie um, und ließen das unglückliche Mädchen ohne Hände allein und ohne menschliche Hilfe in der Einöde zurück. Zu Hause angekommen, berichteten die Diener ihrer Gebieterin, wie sie sich verabredet hatten, und wurden von ihr reichlich belohnt.

Doch Gott der Allweise, — dem Lob und Dank sei! — machte daß in dem Augenblicke, als dem Mädchen die Hände abgeschnitten wurden, seinem Vater im Traum ein Mann erschien, der so zu ihm sprach: »Mache dich auf und kehre unverzüglich heim, denn deine Tochter ist auf Befehl deines gottlosen Weibes ums Leben gekommen, doch eh du gehst, suche erst hier im Heere ein fleckenlos schwarzes arabisches Pferd, eine Stute gleichen Geblütes, und von Farbe makellos weiß, ferner einen schwarzen arabischen Hengst noch bis zur Stunde ungeritten, endlich eine Stute die eben trächtig ist; von jedem dieser Pferde nimm drei Haare, verbrenne sie an hellem Feuer, und bestreue damit die Wunden deiner Tochter, so wird sie wieder so werden, wie sie ehedem war.

Als der unglückliche Vater ganz verwirrt erwachte, suchte und fand er Alles, was ihm im Traume zur Rettung seines Kindes als nöthig angedeutet worden war, und eilte damit ohne Zögern heim. Dort war sein Erstes die Frau um die Tochter zu fragen, welche ihm antwortete, daß sie entlaufen

ſei, ſie wiſſe aber nicht wohin, da ſtürzte er mit dem blanken Säbel auf ſie zu, und drohte ihr und den Dienern, wenn ſie ihm nicht gleich ſagten, wo ſeine Tochter ſei, ſie Alle in Stücke zu hauen. Die Frau läugnete und läugnete, doch die erſchrockenen Diener geſtanden Einer nach dem Andern, was während ſeiner Abweſenheit vorgefallen war. Da band er zwei von den Dienern zuſammen, und trieb ſie mit bloßem Schwerte vor ſich her, die mußten ihm den Weg zeigen, und führten ihn auch wirklich in jenen Wald. Wie ſie hinkamen, fanden ſie das arme Mädchen ſchon mehr todt als lebendig. Der Schmerz ihrer abgehauenen Hände, der Hunger, die Einſamkeit, das Entſetzen hatte ſie beinahe getödtet. Als ihr Vater ſie erblickte, brach er in Thränen aus und warf ſich über ſie, und da er gewahrte, daß ihr die Hände fehlten, beſtreute er die Stümpfe mit der Aſche von jenen Roßhaaren, da regten ſie ſich plötzlich, und andere Hände wuchſen ihr im Augenblick, doch nicht von Fleiſch, ſondern von lauterem Golde. Hierauf führte er ſeine goldhändige Tochter heim, die Frau aber ließ er wilden Roſſen an den Schweif binden, und befahl ſeinen Dienern ſie hinaus zu ſchleifen an die Stelle, wo man der Tochter die Hände abgeſchnitten hatte, und dort ward ſie von den Pferden zerriſſen und hauchte ihre händiſche Seele aus.

34.

Die Stiefmutter und ihr Stiefkind.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte eine Stiefmutter, von welcher es gehaßt und nie mit gutem Auge angeblickt wurde, weil es viel schöner war als deren Tochter, die sie dem Vater mit ins Haus gebracht hatte. Der Stiefmutter wegen ward ihm auch sein Vater gram, und schalt und schlug es oft nur dem Weibe zu Gefallen. Einst sprach das Weib zu ihm: „Komm Mann, laß uns deine Tochter fort in die weite Welt schicken, sie mag sich selbst ihr Glück suchen.“ Doch er entgegnete: „Aber, Weib, wohin sie schicken? Was soll ein Mädchen, das sich selbst überlassen ist, beginnen?“ Worauf sie ihm antwortete: „Wenn du willst, daß ich fernerhin mit dir lebe, so mußt du das thun. Nimm sie daher gleich Morgen mit dir hinaus in den Wald, führe sie tief hinein, von wo sie sich nicht mehr nach Hause finden kann, benutze dann einen passenden Augenblick dich von ihr wegzuschleichen und eile heim.“ Der arme Mann willigte in diesen Vorschlag, indem er sprach: „Bereite ihr wenigstens etwas mit auf den Weg, damit sie nicht gleich den ersten Tag vor Hunger umkommen muß.“ Da buk die Stiefmutter einen Brodkuchen, und mit dem ersten Morgengrauen führte der Mann seine arme Tochter tief hinein in den Wald, wußte sich dann wegzuschleichen und kehrte nach Hause zurück. Und als die Arme gewahrte, daß

der Vater sie verlassen hatte, irrte sie den ganzen Tag allein umher, angstvoll aber vergeblich nach einem Auswege suchend. Endlich als schon die Finsterniß herein gebrochen war, bestieg sie einen hohen Baum, um darauf die Nacht zuzubringen, und so doch wenigstens vor wilden Thieren geschützt zu sein. Während der ganzen Nacht heulten die Wölfe unter ihr daß die Aermste in Angst und Entsetzen beinahe verging. Als das Morgenroth erglänzte, stieg sie vom Baume herab, und fing an weiter und weiter zu gehen, in der Hoffnung, sich endlich aus dem Walde heraus zu finden, aber der wurde immer dichter und dichter, und sein Ende schien gar nicht abzusehn. Als der zweite Tag sich seinem Ende zuneigte, und sie sich eben anschickte abermals einen Baum zu suchen, auf dem sie übernachten könnte, sah sie plötzlich durch das Laub in der Ferne etwas flimmern. »Ach vielleicht ist es zu meinem Glück ein Haus,« dachte sie bei sich selbst, und ging darauf zu. Und wie sie hinkam, da fand sie in der That ein schönes, großes Haus, die Thüren standen offen, sie ging hinein, die Zimmer konnten nicht prächtiger sein, und in einem derselben brannte auf einem Tische ein Licht. Es kam ihr der Gedanke, daß dies Haus wohl Räubern gehören könne, doch erschreckte sie dies keineswegs, denn dachte sie bei sich: »Nur reiche Leute fürchten die Räuber, ich aber, die ich arm bin, brauche sie nicht zu fürchten, ich will ihnen meine Dienste anbieten und sagen, daß ich ihnen für die Brodrinde, die sie mir geben werden, Alles im Hause arbeiten und besorgen will.« Hierauf zog sie ihren Brodkuchen aus der Tasche, be-

kreuzte ſich erſt, und fing dann zu eſſen an. Kaum aber hatte ſie den erſten Biſſen zum Mund geführt, da kam ein Hahn herbei und fing vor ihr zu hüpfen an, als wollte er etwas haben, da bröckelte ſie von ihrem Brod ab und ſtreute es ihm vor. Es dauerte nicht lange, ſo kam auch ein kleines Hündchen und begann ſich anzuſchmeicheln, da brach ſie ein Stück von ihrem Brodkuchen ab, nahm das Hündchen auf den Schooß, fing es zu ſtreicheln und zu liebkoſen an, und ließ es aus ihrer Hand eſſen. Hierauf kam eine alte Katze herbei, der ſie auch einen Theil von ihrem Brode gab. Plötzlich ward Getrappel und ein tiefes Brummen vernehmbar, ein Schauder überlief ſie, als ein Löwe ſichtbar ward, der durch die Thür ins Zimmer trat. Doch als ſie ſah, daß er freundlich mit dem Schwanze wedelte, und ſchmeichelnd um ſie herum ging, da faßte ſie Muth und reichte auch ihm ein Stück von ihrem Brode, und als der Löwe es nahm und ihr die Hand leckte, verging ihr vollends alle Angſt, daß ſie ihn liebkoſte wie die andern Thiere, und ihn aus der Hand eſſen ließ. Plötzlich hörte ſie von außen Geklirr wie von Waffen, und glaubte vor Schreck umſinken zu müſſen, als eine vom Kopf bis zu den Füßen in ein Bärenfell gehüllte Geſtalt ins Zimmer trat. Der Hahn, das Hündchen, die Katze und der Löwe eilten ihr entgegen, liebkoſten ſie, ſprangen an ihr hinauf, und gaben durch Winſeln ihre Freude zu erkennen. Die Aermſte aber hatte keine Ahnung, daß unter dieſem furchtbaren Felle ein Menſch ſtecken könne, ſondern glaubte daß es Gott weiß was für ein wildes

Thier ſei, ſie war ſchon gefaßt, daß es nun über ſie herfallen und ſie in Stücke zerreißen werde. Da zieht die Geſtalt die Bärenhaut vom Geſicht, wirft das Fell von ſich, und ſieh, das Gemach erglänzte von ſeinen goldenen Kleidern, und ein wunderſchöner Jüngling ſtand vor dem Mädchen, als es ihn anblickte, ſchwanden ihm aus Ueberraſchung beinahe die Sinne. Der Jüngling aber trat zu dem Mädchen heran und ſprach: »Fürchte dich nicht theuere Seele! Ich bin kein böſer Menſch, ſondern ein Prinz; wenn ich jagen will, komm ich hierher, und damit mich Niemand erkenne, hülle ich mich in dieſe Bärenhaut, bisher hat mich auch noch Niemand für einen Menſchen gehalten, ſondern wer mich immer noch geſehen hat, glaubt daß ich ein Geſpenſt ſei und flieht mich; auch dieſes Haus wagt Niemand zu betreten, noch nahe daran vorbei zu gehen, denn man weiß, daß ich hier wohne, nur du, die Einzige, ſcheuteſt dich nicht hierher zu kommen, wußteſt du vielleicht daß ich kein Geſpenſt bin?« Da fing das Mädchen ihm zu erzählen an, wie es weder von ihm noch von ſeinem Hauſe früher etwas gehört hätte, ſondern von der Stiefmutter von Hauſe weggejagt worden und herum geirrt ſei, und ſo erzählte es der Reihe nach Alles, was ihm begegnet war. Nachdem der Prinz dieſe Erzählung vernommen hatte, ward ſein Herz ſo von Mitleid bewegt, daß er ſprach: »Die Stiefmutter hat dich zwar gehaßt, aber Gott liebt dich, ich will dich zu meinem Weibe nehmen, willſt du mir folgen?«

Und das Mädchen ſprach: »Ja.« Da nahm er es den

andern Morgen mit ſich auf ſein Schloß, und dort hielten ſie Hochzeit.

Nach einiger Zeit erbat ſich die junge Frau zu ihrem Vater auf Beſuch gehen zu dürfen, und als der Gemahl es ihr erlaubte, kleidete ſie ſich ganz in Gold und machte ſich auf den Weg. Als ſie heimkam, war aber der Vater eben nicht zu Hauſe, ſondern nur die Stiefmutter, welche, als ſie ihrer anſichtig wurde, gewaltig erſchrak, denn ſie glaubte, daß die Stieftochter gekommen ſei ſich zu rächen, ſchnell lief ſie ihr entgegen und rief aus: »Siehſt du, zu dem Glück habe ich dir geholfen.« Die Stieftochter aber grüßte ſie herzlich, küßte ſich mit ihr und ihrer Tochter, und bedauerte nur den Vater nicht zu Hauſe gefunden zu haben, als ſie ſchied, ließ ſie der Stiefmutter eine Menge Gold zurück. Dieſe aber ballte die Fauſt hinter ihrem Rücken, indem ſie ſprach: »Warte Elende! du ſollſt mir nicht allein ſo einhergehen, gleich Morgen will ich auch meine Tochter ausſchicken.«

Als am Abend der Mann heim kam, ſprach ſie: »Weißt du was Mann? ich denke, wir ſchicken nun auch meine Tochter in die Welt ihr Glück zu ſuchen, ſiehe deine Tochter haben wir fortgeſchickt, und ſie iſt nimmer heim gekommen, vielleicht lebt ſie nun in Hülle und Fülle, und kleidet ſich in Gold und Seide.« Der Mann ſeufzte und willigte auch darein.

Den andern Morgen bereitete das Weib ihrer Tochter Kuchen und Braten, und rüſtete ſie aus mit dem Vater in den Wald zu gehen. Und der Mann führte ſie im Walde

auf Abwege, wie ſeine eigene Tochter, worauf er ſie verließ und nach Hauſe ging. Und als ſie gewahrte, daß der Vater weggegangen war, fing ſie den Heimweg zu ſuchen an, und gelangte, nachdem ſie eine Weile fortgegangen war, zu jenem Hauſe, trat ein, und als ſie ſah, daß im ganzen Hauſe keine Seele ſei, ſperrte ſie die Thüre zu, indem ſie dabei ſprach: »Und wenn Gott ſelber käme, würde ich ihm nicht öffnen.« Hierauf holte ſie Braten und Kuchen aus ihrer Taſche her, legte es vor ſich auf den Tiſch, und fing an ihr Abendbrod zu verzehren; da kam der Hahn, das Hünchen und die Katze herbei, und gingen ſchmeichelnd um ſie herum damit ſie ihnen auch etwas mittheile, ſie aber ſchrie wie wüthend: »Zum Teufel mit euch! ich habe kaum für mich genug, geſchweige daß ich euch etwas gebe,« und dabei ſchlug ſie nach den armen Thieren. Da fing der Hund zu heulen an, und ſo wie der Löwe das Geheul vernahm, eilte er herbei, erfaßte das Mädchen und zerriß es.

Den folgenden Tag kam der Prinz mit ſeiner Frau zur Jagd, da erkannte ſie ihre Schweſter an den Kleidern. Da ſammelte ſie die Stücke alle und trug ſie der Stiefmutter hin. Diesmal fand ſie nun ihren Vater zu Hauſe, der ſehr erfreut war ſie wieder zu ſehen und zu vernehmen, daß ſie mit einem Prinzen verheirathet ſei. Und als er hörte, wie es der Tochter ſeines Weibes ergangen war, da that es ihm leid um ſie, »aber,« ſprach er, »das hat ſie nur ihrer Mutter zu verdanken, deren Haß dir nicht hat ſchaden können. Sieh, dort ſteht ſie am Brunnen,« ſprach er dann weiter,

»ich will hingehen und ihr verkünden, was geſchehen iſt.« Als das Weib vernahm, wie es ihrer Tochter ergangen war, da ſprach es zu dem Mann: »Ich kann nun einmal deine Tochter nicht mit meinen Augen anſehen, laß ſie uns Beide zuſammen umbringen, und willſt du das nicht, ſo ſpring ich gleich hinab in den Brunnen.« »Nun ſo ſpring,« erwiederte der Mann, »denn nimmer könnte ich mein Kind ermorden.« »Gut, und ich könnte es nimmer anſehen!« und mit dieſen Worten ſprang das Weib hinab in den Brunnen.

35.

Die Stiefkinder.

Es war einmal ein Wittwer, der hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, und als er ſich wieder verheirathete, brachte die zweite Frau auch eine Tochter mit ins Haus, welche ſie ſehr liebte und bevorzugte, während die armen Stiefkinder von ihr gehaßt und auf alle Weiſe gequält wurden. Zuletzt ſprach ſie zu ihrem Mann: »Höre mich, mein Mann, deine Kinder ſind mir ſo unerträglich, daß ich ſie nicht mehr anſehen kann. Du ſollſt ſie daher von Hauſe wegführen, oder wir Beide werden fortan kein Brod mehr zuſammen eſſen.« Der Mann ſuchte ſie zu beſänftigen,

indem er ihr entgegnete: »Laß ab von ſolchem Begehren, ſo du Gott fürchteſt, wohin ſollte ich ſie führen?« »Wo immer hin,« antwortete das Weib, »führe ſie hinaus in das Gebirge und überlaß ſie dort ihrem Schickſal.« Nach langem Sträuben willigte der Mann zuletzt doch ein, und verſprach die Kinder den folgenden Tag hinaus zu führen und im Gebirge draußen zu verlaſſen.

Alles dies hatte aber ſeine Tochter mitangehört und weinend ſprach ſie zu ihrem Bruder, der jünger war als ſie: »Ach mein lieber Bruder! morgen will uns der Vater ins Gebirge hinaus führen und dort verlaſſen. Doch weißt du, was wir thun ſollen? Wir wollen unſere Taſchen mit Aſche füllen, unter Wegs werde ich immer ein wenig davon ausſtreuen, und wenn ſie mir ausgeht, dann ſollſt du es fortſetzen, und ſo werden wir ſpäter der Aſche nachgehend, uns aus dem Gebirge zurück nach Hauſe finden.« Als der Morgen anbrach, ſchlichen die Armen hinaus und füllten ſich ihre Taſchen mit Aſche, als ſie nun der Vater hieß mit ihm gehen, gingen ſie willig mit, und wie ſie ſo weit und immer weiter gingen, ſtreuten die Kinder den ganzen Weg entlang immerzu ein wenig von der Aſche. Wie ſie ſchon recht tief im Walde waren, ſprach der Mann: »Kinder ſetzt euch hier ein wenig nieder, ich will gleich wieder kommen.« Die Kinder ſetzten ſich, er aber ſchlich ſich davon und kehrte nach Hauſe zurück. Die Kinder warteten lange auf den Vater, als es ſie aber zu hungern anfing, und der Tag ſich zu neigen begann, machten ſie ſich auf, und immer der Aſche nach-

gehört, gelangten ſie wieder nach Hauſe. Da ſie es aber nicht wagten gleich hinein zu gehen, verſteckten ſie ſich unter dem Vordache neben dem Fenſter und horchten, was im Hauſe drinnen vorging und geſprochen wurde. Da ſah der Mann eben mit ſeinem Weibe beim Abendbrod, und während ſie aßen, ſprach das Weib: »Wenn nun meine beiden Kinder da wären, möchte ich ihnen das Bischen Kirse geben, ſo hätten auch ſie etwas zum Abendbrod.« Da riefen die Kinder durchs Fenſter: »Da ſind wir, Mutter,« und liefen hinein. Als man ſie befragte, auf welche Art ſie denn zurück gekommen ſeien, da geſtand der Knabe treuherzig, daß ſie mit Hülfe der von ihnen geſtreuten Aſche nach Hauſe gefunden hätten. Nachdem ſie ihr Abendbrod verzehrt und ſich ſchlafen gelegt hatten, drang das Weib abermals in ihren Mann, die Kinder den nächſten Tag gleich wieder fortzuführen, ſie wolle die Aſche ſchon verſtreuen, damit ſie nimmer wiederkämen. Die armen Kinder, welche noch nicht ſchliefen, hörten alles mit an, und als ſie am hellen Morgen aufſtehend im ganzen Hauſe keine Aſche finden konnten, füllten ſie ſich heimlich die Taſchen mit Kies, und als ſie der Vater abermals hinausführte in das Gebirge, fingen ſie wieder abwechſelnd davon auszuſtreuen an. Nachdem er ſie recht tief in den Wald hinein geführt hatte, zündete er ihnen ein Feuer an, und hieß ſie ſich daneben hinſetzen, er aber nahm eine Flaſche, that, als wollte er Waſſer holen, und ſchlich ſich weg, ging nach Hauſe und ließ die armen Kinder allein im Walde zurück.

Die aber ſaßen lange am Feuer und warteten auf den Vater, als es aber ſchon Nacht zu werden begann, und er noch immer nicht kam, wollten ſie, die Spur der Kleie verfolgend, den Rückweg antreten, aber ſieh! die Kleie war verſchwunden, irgend ein Thier des Waldes mußte ſie aufgezehrt haben. Wie das die Kinder ſahen, fingen ſie bitterlich zu weinen an und kehrten zum Feuer zurück. Bald darauf kamen ein Paar Juden gegangen, welche, als ſie das Feuer gewahrten, darauf zu gingen und die Kinder fragten, was ſie hier thäten, und ob nicht Jemand bei ihnen ſei? nachdem ihnen die Kinder Alles erzählt hatten, auf welche Art ſie hergekommen ſeien, ſprachen die Juden: »Kommt mit, bei uns ſoll es euch gut gehen.« Die Kinder willigten ein und folgten den Juden, welche ſie mit ſich fort nach Hauſe nahmen. Sie hatten aber daheim Niemanden als eine alte Mutter, der übergaben ſie die Kinder als ſie nach Hauſe kamen. Alsbald wurde der Knabe von ihr in ein Ställchen geſperrt, um gemäſtet zu werden, das Mädchen aber ſollte der Alten dienen. Als der Knabe feiſt geworden war, befahlen die Juden eines Morgens, ehe ſie ihrem Geſchäft nachgingen, der Mutter, den Knaben zu braten, damit ſie ihn, wenn ſie Abends heim kämen, verzehren könnten. Aber das Mädchen, welches während der Zeit, die es unter den Juden verlebte, etwas von deren Sprache erlernt hatte, verſtand nun noch die Juden ihres Brüderchens wegen zur Mutter ſagen hatten. Da ging ſie hinaus und ſprach zu ihrem Bruder: »Brüderchen, heute ſind die Juden fortgegangen,

und haben der Mutter befohlen dich zu braten. Doch das ſoll nicht geſchehen, vielleicht gelingt es uns die Alte in den Ofen zu ſchieben.« Nachmittag heizte die Alte den Ofen, holte dann das Kind herbei, um es hinein zu ſchieben, und ſagte ihm, es möge ſich auf die Schaufel ſetzen. Da ſprach ſein Schweſterchen zur Alten: »Mutter, er iſt noch jung und unerfahren und weiß nicht wie er ſich anſtellen ſoll, ſetze du dich daher zuerſt, damit wir es ſehen können.« Die Alte that es und ſetzte ſich auf die Schaufel, da faßten ſie die Kinder eilends, ſchoben ſie in den Ofen, und nun mußte die Alte braten.

Hierauf verließen die Kinder das Haus und eilenden Laufes erreichten ſie einen Fluß, über den eine Brücke führte; als ſie dieſe überſchritten hatten, nahm am jenſeitigen Ufer ſie ein dichter Wald auf.

Als Abends die Juden hungrig heim kamen, riefen ſie ſogleich der Mutter ihnen das Eſſen aufzutragen, aber im Hauſe ward Niemand ſichtbar, nur ein Bratengeruch kam ihnen entgegen, und als ſie zuletzt ſelbſt den Braten aus dem Ofen holten, erkannten ſie in demſelben ihre Mutter, und brachen nun ungeſäumt auf die Kinder zu verfolgen. Wie ſie aber an jenen Fluß kamen, da war ein Platzregen niedergerauſcht, der hatte die Brücke weggeriſſen, und als ſie keine Möglichkeit ſahen über das Waſſer zu kommen, ſo kehrten ſie wieder um. Mittlerweile waren die Kinder rathlos im Walde umher geirrt, zuletzt an eine Quelle gekommen, an welcher ſie ein Weib fanden, und nachdem ſie ihm ein Gott helfe dir zugerufen, ſtillten ſie ihren Durſt, und ſetzten

ſich nieder um auszuruhen. Da ſprach das Weib zu dem Mädchen: »Töchterchen! ich möchte gerne meinen Kopf in deinen Schooß legen, daß du mich ein wenig kraueſt.« Und das Mädchen erwiederte: »Herzlich gerne, Mutter!« Da legte das Weib ſeinen Kopf in des Mädchens Schooß, und fragte, woher ſie denn Beide wären? Mit Thränen erzählte das Mädchen umſtändlich, wer ſie ſeien und wie es ihnen ergangen war und ſprach zuletzt: »Mutter, wie duftet doch dein Haupt!« Da erhob ſich das Weib aus des Kindes Schooße, betrachtete das betrübte weinende Mägdelein, und ſprach zu ihm: »Wohin du gehen magſt, ſoll dich das Glück begleiten; wenn du weinſt, ſollen ſtatt der Thränen Perlen deinen Augen entſtrömen, und bei jedem Worte, das du ſprichſt, ſoll eine goldene Roſe von deinen Lippen fallen.« Hierauf zeigte ſie den Kindern wie ſie gehen müßten um auf den rechten Weg zu kommen. Da machten ſich die Kinder auf und gingen weiter, das Weib blieb an der Quelle zurück. Und als ſie auf die Straße hinaus kamen, gingen ſie gerades Wegs nach Hauſe. So wie das Mädchen ſeinen Vater und die Stiefmutter erblickte, fing es zu weinen an, und die Stiefmutter gewahrte, daß ihm ſtatt der Thränen Perlen aus den Augen quollen, da breitete ſie ihr die Arme entgegen, küßte und umarmte ſie und rief: »Wohl mir, daß du wieder da biſt! Wo warſt du nur ſo lange?« Nun hub das Mädchen zu erzählen an, und bei jedem Worte das es ſprach, entfiel eine goldne Roſe ihrem Mund. Darüber ſteigerte ſich die Verwunderung der Stiefmutter noch mehr, und ſie

fragte: »Wo iſt dir dieſer Segen zu Theil geworden?« Das Mädchen ſagte ihr, wie ſie im Gebirge da und da an einer Quelle ein Weib angetroffen hätten und wie es von dieſem geſegnet worden ſei. Worauf die Stiefmutter weiter fragte: »iſt das Weib wohl noch dort? damit ich meine Tochter zu ihr ſchicken kann, daß auch ihr dieſer Segen zu Theil werde.« »Wir haben ſie an der Quelle dort zurückgelaſſen, ich glaube wohl, daß ſie noch da ſein werde,« war des Mädchens Antwort. Nun fing die Stiefmutter ihre Tochter zu bereden an, auch hin zu gehen; dieſe widerſetzte ſich Anfangs ſehr, aber zuletzt gelang es den Bitten der Mutter dennoch, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich aufmachte, das Weib an der Quelle zu ſuchen. Anſtatt aber, als ſie hinkam, dem Weibe ein freundliches Gott helfe dir zuzurufen, ſagte ſie nichts, und murmelte' bloß in ſich hinein: »Da wäre nun die Trulle, möge Gott ſie tödten!« worauf ſie ſich mit dem Trunke labte und an der Quelle niederſetzte, wie ihr bedeutet worden war. Alsbald näherte ſich ihr das Weib mit den Worten: »Laß mich meinen Kopf in deinen Schooß legen, damit du mich ein wenig kraueſt.« »Ich wills thun,« entgegnete das Mädchen, »aber was für einen garſtigen Schädel du da haſt! ich wäre, fügte es weinend hinzu, gar nicht hergekommen, wenn nicht die Mutter mich dazu gezwungen hätte.« Da ſah das Weib die Dirne bedeutſam an, und ſprach: »Fortan, wenn du weinſt, ſollen blutige Zähren deinen Augen entquellen, und wenn du ſprichſt, ſollſt du ziſchen und geifern,

daß dich Niemand anhören kann.« Hierauf kehrte das Mädchen zu seiner Mutter heim, welche es schon mit Ungeduld erwartete und freudig zu seinem Empfange die Arme öffnete, als es aber zu sprechen begann und zu geifern und zu sprudeln anfing, da wich die Mutter entsetzt zurück, denn sie wußte nicht, was ihm geschehen war. Da hub das Mädchen zu weinen an und sprach: »Daran bist du Schuld,« und blutige Thränen überströmten dabei ihre Wangen.

Die Kunde von seiner glücklichen Stiefschwester verbreitete sich aber bald und drang bis zum Kaiser, der um sie für seinen Sohn warb, sie nahm ihren Bruder mit sich, und Beide lebten glücklich bis an ihr Ende. Die häßliche Stieftochter blieb bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater unverheirathet ihr Leben lang.

36.

Wie sie es verdient haben so ist es ihnen auch ergangen.

Es war einmal ein armes Mädchen, das hatte eine Stiefmutter, und diese hatte wieder eine Tochter, und haßte darum ihre Stieftochter, schlug und mißhandelte sie, wo sie nur ging und stand, ließ sie hungern und gab ihr keine Klei-

der, nur um ſie von der Welt zu ſchaffen, aber je ſchlechter ſie gehalten wurde, deſto ſchöner und blühender wuchs ſie heran. Da die Stiefmutter ſah, daß ſie ihrer auf dieſe Weiſe nicht los werden könne, jagte ſie ſie eines Tages, als der Vater eben irgend wohin verreiſt war, von Hauſe weg. Die Arme ging fort, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin; zuletzt kam ſie in einen großen Wald, und wie ſie denſelben nach einem Ausweg ſuchend durchirrte, erblickte ſie in der Ferne den Schein eines Feuers. Raſch ging ſie in dieſer Richtung fort, und kam zu einer kleinen Hütte, die war ſchmutzig und nicht aufgeräumt, und in der Mitte brannte ein Feuer, aber ganz zerſtiebt und dem Erlöſchen nahe. Flink nahm ſie den Beſen zur Hand, fegte die Hütte rein, legte die Feuerbrände zuſammen, und trug noch mehr Holz herbei, damit es luſtiger brenne, dann ſetzte ſie ſich nieder in Erwartung, wer da wohl kommen werde. Als es nun Abend ward, Gott, da heulte plötzlich ein Sturm und die Bäume krachten, daß man hätte meinen ſollen, ſie wollten ſich entwurzeln. Bebend vor Entſetzen verbarg ſich die Arme hinter der Hütte, als ein Drache daher gebrauſt kam, der als er die Hütte betrat, zu ſchnuppern anfing und ſprach: »Ich wittere hier ein Menſchenkind, doch möge es hervor kommen, ich will ihm nichts thun.« Da trat das Mädchen hervor, und der Drache fragte es: »Haſt du meine Hütte ausgefegt und mein Feuer unterhalten?« »Ja,« erwiederte das Mädchen. Worauf der Drache ſprach: »Gut' nun traue mich ein wenig.« Das Mädchen ſetzte ſich nieder und der Drache legte ihm ſeinen Kopf in den Schooß, als

es aber ihm zu kramen anfing, da bemerkte es, daß der ganze Kopf voll Würmer war, und abscheulich ſtank. »Mein Kopf riecht wohl übel, Mädchen?« frug in einer Weile der Drache, worauf jedoch das Mädchen erwiederte: »Nicht doch, Vater, mir iſt als dufte er nach Baſilikum.« Den andern Tag befahl der Drache ehe er wegging dem Mädchen, ſeine Hausthiere zu füttern, und das Abendeſſen zu kochen. Alsbald fing das Mädchen die Thiere zu locken an, aber o Gott, da kamen Eulen und Krähen heran geflogen, und Wölfe, Füchſe, Dächſe, Iltiſſe, kurz alle wilden Thiere die Gott geſchaffen hat, alle kamen zur Fütterung herbei, und das Mädchen gab Allen zu eſſen, worauf ſie ſich wieder zerſtreuten. Als am Abend der Drache heim kam, war ſeine erſte Frage, ob es ſeine Hausthiere gefüttert habe, was das Mädchen bejahte. Nachdem es auf dieſe Weiſe einige Zeit bei dem Drachen zugebracht hatte, ſprach dieſer eines Tages zu ihm: »Wann du Luſt haſt, kannſt du wieder heim gehen, dafür aber, daß du mir ſo gut gedient haſt, darfſt du dir einen dieſer Koffer, die du hier in der Ecke ſiehſt, wählen und mit nach Hauſe nehmen.« Das Mädchen wählte ſich den leichteſten Koffer und auf die Frage des Drachen, warum es ſich keinen größeren nehme, erwiederte es: »weil ich weiß, daß ſich in dem leichten am wenigſten befindet, und ich für die wenigen Tage nicht mehr verdient habe.« Mit dieſen Worten ging ſie fort; als ſie aber heim kam und den Koffer öffnete, da war dieſer voll funkelnder Dukaten. Wie die Stiefmutter dies ſah, da jagte ſie gleich auch ihre Tochter fort, einen

ſolchen Koffer mit Dukaten zu holen. Dieſe ging auch und kam zu derſelben Hütte, doch wollte ſie weder das Feuer anſchüren noch aufräumen. Als am Abend der Drache mit eben dem Gebrauſe heim kam, fragte er gleich: »Menſchenkind! warum haſt du mein Feuer nicht angeſchürt, warum meine Hütte, nicht ausgefegt?« Und das Mädchen erwiederte: »Dergleichen habe ich zu Hauſe nie gethan.« »Gut, gut,« ſagte darauf der Drache, »und nun kraue mich ein wenig.« Doch ſo wie das Mädchen ſeinen Kopf näher betrachtete, fing es auszuſpucken an, und ſprach: »Pfui, welch unerträglicher Geſtank! dich könnt ich unmöglich krauen.« »Gut, gut,« brummte wieder der Drache. Den andern Morgen ging der Drache wieder fort, indem er auch dieſem Mädchen befahl ſeine Hausthiere zu füttern. Als aber das Mädchen ſah, was das für Hausthiere ſeien, ergriff es einen Stock, ſchlug einem den Fuß, einem andern den Kopf, einem dritten einen Flügel ab, und jagte ſie auf dieſe Weiſe Alle auseinander. Als am Abend der Drache heim kam, war ſein erſtes Wort, ob ſeine Hausthiere gefüttert worden ſeien. »O ſicher! Was iſt denn das für ein hölliſches Hausgethier? Das habe ich nach Verdienſt mit dem Stocke gefüttert.« »Gut, gut!« antwortete ihm der Drache. Als es aber Morgen ward, da ſagte er zu dem Mädchen, es möge nun wieder heim gehen. »Du haſt mir,« ſprach er, »genug gedient, nimm dir nun von jenen Koffern dort einen und trag ihn nach Hauſe.« Da ſuchte ſich das Mädchen den ſchwerſten aus und trug ihn heim. Zu Hauſe angekommen öffnete es eilends mit ſeiner Mutter

den Koffer, begierig die Menge Gold zu sehen, das er nach seinem Gewicht enthalten mußte. So wie sie aber hinein schauten, fuhren zwei große Schlangen daraus empor, von welchen eine der Mutter, die andere der Tochter die Augen aus dem Kopfe sogen.

Und so ist es ihnen mit Recht ergangen, wie sie es verdient hatten.

37.

Ein böses Weib.

Einst reiste ein Mann mit seinem Weibe irgend wohin, und als sie unter Wegs an einer kürzlich abgemähten Wiese vorbei kamen, sprach der Mann: „Ei Weib, sieh wie schön diese Wiese abgemäht ist.“ Das Weib aber entgegnete: „Bist du denn mit Blindheit geschlagen, und siehst nicht, daß das nicht gemäht sondern geschoren ist?“ Worauf der Mann sprach: „Gott sei mit dir, Weib, wie wird man eine Wiese scheeren? das ist ja gemäht, da siehst du ja die Mahd.“ Und als in dieser Weise der Mann zu beweisen fortfuhr daß die Wiese gemäht, das Weib seinerseits, daß sie geschoren sei, geriethen sie in Streit und der Mann schlug auf das

Weib, und ſchrie in einem fort, ſie möge ſchweigen. Das Weib aber, neben dem Wege an der Seite des Mannes hergehend, hörte, indem ſie zwei ihrer Finger ihm unter die Augen hielt, und mit ſelben die Bewegung einer Scheere nachahmte, nicht auf zu ſchreien: „Geſchoren, geſchoren, geſchoren!“ So neben dem Wege fortſchreitend, und nicht vor ſich, ſondern auf die Augen ihres Mannes und ihre Scheeren blickend, kam ſie an eine Grube die oben mit gemähtem Gras bedeckt war und ſtürzte hinein. Als der Mann ſah, wie ſie in die Grube hinein plumpte und verſank, ſprach er: „Ah, ſo iſts recht für dich!“ und ging ſeines Weges, ohne weiter in die Grube zu ſchauen.

Nach einigen Tagen aber that es ihm doch leid um ſeine Frau und er ſprach bei ſich: „Ich will ſie heraus ziehen, wenn ſie noch am Leben iſt! Sie iſt nun einmal nicht anders und vielleicht wird ſie ſich künftig beſſern,“ darauf ging er mit einem Strick an die Grube, ließ ihn hinab und rief, ſie ſolle den Strick faſſen, er wolle ſie heraus ziehen. Sobald er merkte, daß er verſtanden worden war, zog er nach Kräften herauf. Als er aber den Strick beinahe ſchon ganz zu ſich empor gezogen hatte, was mußte er ſehen? Statt ſeines Weibes hielt ſich ein Teufel an dem Stricke feſt, der war auf einer Seite weiß wie ein Schaf, und auf der andern ſchwarz wie er in Wirklichkeit iſt. Der Mann erſchrak und wollte ſchon den Strick fahren laſſen, da ſchrie der Teufel: „Halt ein! und ſei mir ein Bruder, Gott zu Liebe! zieh mich heraus und tödte mich, wenn du mir das

Leben nicht ſchenken willſt, errette mich nur aus dieſer Grube!« Der Mann erbarmte ſich des Teufels Gott zu Liebe und zog ihn heraus. Nun fragte der Teufel ſogleich den Mann, welch ein Glück ihn hieher bringe, um ihn zu retten, und was er in dieſer Grube geſucht habe; als ihm der Mann hierauf ſagte, daß ihm vor einigen Tagen ſein Weib hinein gefallen und er jetzt gekommen ſei, ſie heraus zu ziehen, rief der Teufel: »Was Bundesbruder, ſo du Gott erkennſt! das iſt dein Weib, und du konnteſt mit ihr leben, und biſt wieder gekommen, ſie heraus zu ziehen? Sieh ich war vor einiger Zeit auch in dieſe Grube gefallen. Anfangs wars mir, in Wahrheit, ſchwer zu ertragen, aber ſpäter habe ich mich ſo leidlich daran gewöhnt; wie aber dieſes verfluchte Weib zu mir kam, fehlte wenig daß ich nicht in dieſen paar Tagen umgekommen wäre; ſie hatte mich ganz in eine Ecke gedrängt und da ſieh nur, wie ich an der Seite, die ihr zugewendet war, von ihrer Bosheit ergraut bin. Steh ab davon ſie heraus zu ziehen, ſo du an Gott glaubſt und laß ſie da, wo ſie iſt, ich aber will dich dafür, daß du mich von ihr erlöſt haſt, glücklich machen,« und damit riß der Teufel ein Kräutlein aus der Erde, und ſprach es dem Manne hinhaltend: »hier nimm das Kraut und bewahre es, ich will hingehen und in die Tochter dieſes und dieſes Kaiſers fahren; aus dem ganzen Reiche werden Aerzte, Prieſter und Mönche kommen, um ſie zu heilen und mich auszutreiben, aber ich will nicht eher aus ihr weichen als bis du kommſt. Du aber ſtelle dich, als ob du ein Arzt wäreſt, und komme auch hin um ſie zu heilen, du brauchſt ſie bloß

mit dieſem Kraute zu beräuchern, und alsbald will ich von ihr laſſen; hierauf wird dir der Kaiſer ſeine Tochter geben und dich zum Mitregenten erheben.« Der Mann empfing das Kraut, legte es in ſein Ränzel, nahm Abſchied von ſeinem Bundesbruder, und alſo trennten ſie ſich. Einige Tage nachher verbreitete ſich das Gerücht, die Tochter des Kaiſers ſei krank und vom Teufel beſeſſen. Aus dem ganzen Reiche ſtrömten Aerzte, Prieſter und Mönche zuſammen, aber vergeblich war all ihr Bemühen, alles was ſie anwendeten blieb ohne Erfolg, keiner vermochte ihr zu helfen. Da nahm der Mann ſein Ränzel mit dem Kraute, hing es um den Hals, nahm einen Stock zur Hand, und eilte zu Fuß in die Reſidenz des Kaiſers, gerade zu in den kaiſerlichen Hof. Als er in die Nähe der Gemächer kam, wo die Tochter des Kaiſers krank lag, ſah er Aerzte und heilkundige Weiber hin und her eilen, Prieſter, Mönche und Biſchöfe laſen Beſchwörungsgebete, weihten Oel, hielten Vigilien und beſchworen den Teufel, daß er ausfahre, der Teufel aber ſchrie in einem fort aus dem Mädchen heraus und ſpottete ihrer. Nun wollte ſich der Mann mit ſeinem Ränzel auch nähern, allein man ließ ihn nicht hinein, da ging er gerade in die Gemächer der Kaiſerin, ſagte ihr, daß er ein Arzt ſei und ein Kraut beſitze, mit dem er ſchon mehrere Teufel zum Weichen gebracht habe. Die Kaiſerin hatte, wie wohl jede Mutter an ihrer Stelle gethan haben würde, nichts Eiligeres zu thun, als ihn in das Zimmer und zu dem Mädchen zu führen. Wie der Teufel ſeiner anſichtig wurde, ſprach er zu ihm: »Biſt du da, Bundes-

bruder?« »Ja, da bin ich.« »Gut, ſo thue das Deinige und ich will abziehen, aber folge mir nicht nach, wenn ich anderswo von mir hören laſſe, denn ſonſt würde es nicht gut gehen.« Das ſprachen ſie aber ſo miteinander, daß außer ihnen Niemand weder etwas davon hörte noch verſtand. Hierauf zog der Mann ſein Kraut aus dem Ränzel, beräucherte damit das Mädchen, alsbald wich der Teufel von ihm, und es ward geſund wie von der Mutter geboren. Beſchämt gingen alle übrigen Aerzte von dannen und zerſtreuten ſich von wo ſie gekommen waren, den Mann aber umarmten Kaiſer und Kaiſerin als ihren Sohn und führten ihn in die Schatzkammer, kleideten ihn auf das köſtlichſte, und gaben ihm ihre einzige Tochter, und der Kaiſer ſchenkte ihm die Hälfte ſeines Reiches.

Nach einiger Zeit ging derſelbe Teufel hin und fuhr in die Tochter eines noch mächtigeren Kaiſers, der des Erſteren Nachbar war. Im ganzen Reiche ward für ſie Heilung geſucht, als aber keine zu finden war, erfuhr man daß die Tochter jenes Kaiſers gleichfalls an einer ſolchen Krankheit gelitten hatte, und von einem Arzte, der jetzt Schwiegerſohn des Kaiſers ſei, geheilt worden wäre. Da ſchrieb der Kaiſer ſeinem Nachbar einen Brief, und bat ihn, ihm den Arzt, der ſeine Tochter geheilt hatte, zu ſenden, damit er auch ſeine Tochter von der Krankheit heile, er wolle ihm dafür gern, was er nur fordere, geben. Als dies der Kaiſer ſeinem Schwiegerſohne mittheilte, erinnerte ſich dieſer, was ihm ſein Bundesbruder beim Abſchiede geſagt hatte, und getraute ſich nicht hin zu gehen, ſondern hub an Ausflüchte

zu machen, indem er vorgab, daß er das Heilen aufgegeben hätte und daß er davon nichts mehr verſtände.

Als dies dem andern Kaiſer gemeldet wurde, ſchickte er einen zweiten Brief, in dem er drohte, wenn ihm der Kaiſer ſeinen Arzt nicht ſende, mit einem Heere ſein Land zu überziehen. Auf dieſe erhaltene Nachricht ſprach er zu ſeinem Schwiegerſohn, nun müſſe er hingehen, es gebe keinen andern Ausweg. Als des Kaiſers Schwiegerſohn ſich ſo bedrängt ſah, machte er ſich auf und ging hin. Kaum war er bei der Tochter des Kaiſers angekommen, ſo rief ihm der Teufel ganz verwundert entgegen: »Aber Bundesbruder, was willſt du denn hier? habe ich dir nicht geſagt, daß du mir nicht folgen ſollſt?« »Ei, mein Bruder!« erwiederte des Kaiſers Schwiegerſohn, »ich komme gar nicht um dich aus des Kaiſers Tochter auszutreiben, ſondern um zu fragen, was wir nun anfangen ſollen, indem mein Weib aus der Grube heraus gekommen iſt. Daß ſie mich ſuchte, ginge noch an, allein ſie ſucht dich! der du mir nicht geſtattet haſt, ſie aus der Grube heraus zu ziehen.« »Was zum Henker, dein Weib iſt heraus!« rief der Teufel, und aus der Tochter des Kaiſers fahrend flüchtete er tief hinein ins blaue Meer und kehrte nimmer wieder unter die Menſchen.

38.

Der Rieſe.

Ein Prieſter und ſein Schüler gingen einſt durch ein großes Waldgebirg, und es ereilte ſie da die Nacht. Da ſie einſahen, ſie würden dieſen Tag nicht mehr zu dem Ort gelangen, welchen ſie zu erreichen gehofft hatten, ſahen ſie ſich nach allen Seiten im Gebirg um, wo ſie übernachten könnten, und gewahrten in der Ferne ein Feuer in einer Höhle. Sie gingen darauf zu und riefen aus: „Guten Abend, iſt Jemand da?“ Doch was ſehen ſie? weder Menſchen noch ſonſt etwas, ſondern nur einen Rieſen mit einem Auge an der Stirn. Den fragten ſie: „Willſt du uns hinein laſſen?“ und er gab ihnen eine bejahende Antwort. Die Oeffnung der Höhle aber war mit einer großen Steinplatte verſchloſſen, welche hundert Menſchen nicht hätten wegrücken können. Der Rieſe ſtand auf, hob die Steinplatte weg, ließ ſie ein, und wälzte den Stein wieder vor den Eingang, hierauf ſchürte er ihnen ein großes Feuer an, und ſie ſetzten ſich um ſich daran zu wärmen. Nachdem ſie ein wenig durchwärmt waren, fing ſie der Rieſe am Nacken zu befühlen an, um zu ſehen, welcher von beiden feiſter ſei, damit er ihn ſchlachten und braten könne, er fand den Geiſtlichen feiſter, fiel über ihn her und that ihn ab, ſteckte ihn an den Spieß und brachte ihn zum Feuer, daß er gar würde. Der Schüler ſah dies Alles voll Kummer mit an,

aber aus der Höhle zu entfliehen, war ihm unmöglich. Nachdem der Geiſtliche gebraten war, lud der Rieſe den Schüler ein, mit ihm zu eſſen, der arme Schüler mochte aber nicht, und antwortete, daß er nicht hungrig ſei. „So wirſt du,“ ſprach der Rieſe, „gezwungen es zu thun, wenn du es nicht freiwillig thuſt.“ Was ſollte der Schüler machen? er ſetzte ſich zu ihm, der verfluchte Rieſe aß, der Schüler ſteckte wohl auch etwas in den Mund, aber ſpie es wieder auswärts aus. „Iß,“ ſchrie der Rieſe, „denn auch dich werde ich Morgen ebenſo ſpeiſen.“

Nachdem der Rieſe ſich geſättigt hatte, legte er ſich neben dem Feuer nieder, während der Schüler anfing ein kleines Stück Holz zuzuſpitzen. Der Rieſe fragte ihn: „Wozu ſpitzeſt du das Holz?“ Der Schüler antwortete ihm, während er müßig bei den Schafen ſitze, habe er ſich gewöhnt, immer ſo zu ſchnitzen, und daß ihn auch jetzt dieſe Luſt ergriffen habe. Da ſchloß der Rieſe das Auge und ſchlief ein, den armen Schüler aber, der einſah, daß das Meſſer morgen auch ſeiner Kehle drohe, überkam ein ſchneller Gedanke, und das zugeſpitzte Holz dem Rieſen ins Auge bohrend, blendete er dieſen. Wüthend ſprang der erblindete Rieſe auf und ſchrie dem Schüler zu: „Du haſt mir das Eine Auge genommen, da ich nicht ſo klug war, dir Beide zu nehmen, aber immerhin! Dank ſei Gott, du ſollſt mir doch nicht entgehen.“ Als der Morgen graute, betaſtete der Rieſe die Oeffnung der Höhle, und da er ſie verſchloſſen fand, fing er an in der Höhle hin und her zu tappen, um den Schüler zu

fangen, aber er konnte ihn durchaus nicht finden, weil in der Höhle viele Schafe waren, und der Schüler darauf verfiel einem Widder die Haut ab und über seinen Leib zu ziehen, und unter die Schafe sich zu mischen. Dem Riesen ward es klar, daß er der Schafe wegen nichts thun könne, er ging deshalb an die Oeffnung der Höhle, rückte ein Ende der Platte weg, und fing die Schafe zu locken an, damit er eines nach dem andern hinaus ließe. Der Schüler in der Widderhaut näherte sich mit den Schafen, deren eins nach dem andern durch das Loch sprang, so gelangte er endlich auch bis zum Riesen, der ihn packte und unter die übrigen Schafe hinaus warf. Als der Schüler auf dem Felde war, und die ganze Heerde vor sich sah, rief er dem Riesen zu: »Suche mich nicht weiter, ich bin schon draußen.«

Als der Riese sah, daß er ihm entkommen war, überdachte er was er thun sollte, er öffnete also den Eingang der Höhle, und reichte ihm einen Stab mit den Worten: »Wenn du mir schon entkommen bist, so nimm den Stock, um die Heerde damit zu treiben, denn ohne ihn wirst du kein Schaf von der Stelle bringen.« Der unglückliche Schüler ging, ließ sich täuschen und erfaßte den Stock, so wie er ihn aber berührt hatte, blieb ein Finger daran fest haften. Da er so seinen Untergang vor Augen sah, fing er im Kreise um den Riesen hin und her zu springen an, damit ihn dieser nicht packen könne. Plötzlich fiel ihm sein Schnappmesser, das er bei sich trug, ein, das nahm er heraus, schnitt damit den an dem Stocke haftenden Finger ab, und entkam

ſo glücklich. Nun aber ſpottete er des Rieſen und verlachte ihn, die Heerde vor ſich hintreibend. Der Rieſe, obgleich blind, lief hinter ihm her und ſo kamen ſie an ein großes Waſſer; da merkte der Schüler alsbald, daß er den Rieſen in dem Waſſer erſäufen konnte und fing um ihn herum zu pfeifen und ſeiner zu ſpotten an. Der Rieſe rückte nach und nach immer näher heran und dachte ihn zu fangen, da kam er gerade bis an den Rand des Waſſers, der Schüler aber rannte von rückwärts auf ihn los, ſtürzte ihn in die Flut und der Rieſe ertrank. Hierauf trieb der Schüler in Frieden die Heerde von dannen und kam wohlbehalten, jedoch ohne den Prieſter, nach Hauſe.

39.

Kaiſer Trojan hat Ziegenohren.

Es lebte einmal ein Kaiſer der Trojan hieß. Dieſer Kaiſer hatte Ziegenohren, und berief der Reihe nach alle Barbiere zu ſich, daß ſie ihn barbierten, aber welcher nur immer hinging, kehrte nicht wieder, denn während Einer den Kaiſer barbierte, ward er von dieſem gleich gefragt, was er an ihm bemerkt habe, und wenn hierauf der Barbier ſagte, er habe Ziegenohren bemerkt, wurde er vom Kaiſer Trojan niedergehauen. So traf denn auch die Reihe einen Barbier,

der sich krank stellte und seinen Lehrling schickte. Als der Lehrling vor den Kaiser trat, ward er gefragt, warum der Meister nicht gekommen sei? er antwortete: »weil er krank ist.« Da setzte sich Kaiser Trojan hin und ließ sich von dem Burschen barbieren. Während des Barbierens bemerkte auch der Bursche die Ziegenohren an dem Kaiser, als ihn aber Trojan fragte, was er an ihm bemerkt habe, antwortete er: »Ich habe gar nichts bemerkt.« Da schenkte ihm der Kaiser zwölf Dukaten, und sagte, fortan sollst du immer kommen, mich zu barbieren.

Als der Bursche heim kam, fragte ihn der Meister, wie es bei dem Kaiser gewesen sei, der Lehrling erwiederte: »gut, und der Kaiser hat mich geheißen ihm fortan den Bart zu putzen,« er zeigte auch die zwölf Dukaten, die er bekommen hatte, daß er aber an dem Kaiser Ziegenohren bemerkt habe, das sagte er nicht.

Von dieser Zeit an ging nun der Bursche regelmäßig hin den Trojan zu barbieren, erhielt für jede Abnahme des Barts zwölf Dukaten, sagte aber Niemanden, daß der Kaiser Ziegenohren habe. Zuletzt fing es ihn doch zu wurmen und zu quälen an, das Geheimniß Niemanden sagen zu dürfen, daß er ganz siech ward und dahin zu welken begann. Sein Meister, dem dies nicht entging, fragte ihn, was ihm denn fehle, da antwortete er auf langes in ihn Dringen, daß er etwas auf dem Herzen habe, was er Niemanden anvertrauen dürfe, und, sprach er: »könnt ich es nur irgend Jemanden sagen, ich würde mich alsbald leichter fühlen.« Da sprach der Meister

zu ihm: »Nun, ſo vertraue es mir, ich will es Niemanden weiter ſagen, fürchteſt du dich aber es mir zu ſagen, ſo gehe zum Seelſorger und vertraue dich ihm an, willſt du auch das nicht, ſo gehe vor die Stadt hinaus aufs Feld, grab dort eine Grube, ſtecke den Kopf hinein, ſage der Erde drei Mal was du weißt, und wirf die Grube wieder zu. Der Burſche entſchied ſich für das Letzte, ging vor die Stadt hinaus aufs Feld, grub dort eine Grube, in die er den Kopf ſteckte, und dreimal ſprach: »Der Kaiſer Trojan hat Ziegenohren.« Hierauf warf er die Grube zu und kehrte vollkommen beruhigt heim.

Als darüber nun einige Zeit verfloſſen war, entſproß jener Grube ein Hollunder, und drei Stämmchen wuchſen empor, ſchön und gerade wie Kerzen. Hirten aber fanden den Hollunder, ſchnitten einen der Stämme ab und machten Flöten daraus, ſo wie ſie aber darauf zu blaſen anfingen, drangen die Worte hervor: »Der Kaiſer Trojan hat Ziegenohren.« Alsbald verbreitete ſich das in der ganzen Stadt, und zuletzt hörte Kaiſer Trojan ſelbſt wie die Kinder bliesen: »Kaiſer Trojan hat Ziegenohren.« Da rief er augenblicklich jenen Barbierlehrling zu ſich und fragte ihn: »He! was haſt du denn von mir unter dem Volke bekannt gemacht?« Der Arme fing nun an ſich zu rechtfertigen, daß er wohl an ihm dergleichen bemerkt, aber Niemanden davon geſagt habe; da riß der Kaiſer den Säbel aus der Scheide, um ihn nieder zu hauen, worüber der Burſche ſo erſchrak, daß er Alles der Reihe nach eingeſtand, wie er der Erde gebeichtet habe, wie

an jener Stelle ein Hollunder empor gewachsen sei, und wie eine jede aus dessen Holz geschnitzte Flöte diese Kunde von sich gebe. Da bestieg der Kaiser mit ihm einen Wagen, und fuhr nach jener Stelle, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und als sie hinkamen, fanden sie nur noch mehr ein einziges Stämmchen. Nun befahl Kaiser Trojan aus diesem Stamme eine Flöte zu schneiden, damit er höre wie sie flöte. Als die Flöte fertig war, und man auf ihr zu spielen anfing, da drangen die Worte hervor: »Kaiser Trojan hat Ziegenohren.« Da überzeugte sich Kaiser Trojan, daß auf Erden sich nichts verbergen lasse, schenkte dem Barbier das Leben, und gestattete fortan jedem Andern zu kommen und ihn zu barbieren.

40.

Kaiser Dukijan.

Es war einmal ein Kaiser, der hieß Dukijan. Als er eines Tages jagte, tiefe Klüfte und dichte Gebüsche durchstreifend, erblickte er einen See, zu dem er sich leise hinschlich, zu sehen, ob es nicht dabei etwas zu jagen gebe. Wie er sich so dem See näherte, gewahrte er plötzlich ein geflügeltes Roß, auf dem ein geflügelter Mann saß, dem

goldnes Haar bis zur Ferse niederwallte, aus dem See sich erheben. Und wie der Kaiser dies sah, verbarg er sich um zu lauschen, was der Mann wohl beginnen würde. Sobald der Mann auf trocknem Boden war, stieg er vom Pferde, ergriff eine lange Flöte, gewunden und buntscheckig wie eine der größten Schlangen anzusehen, und fing darauf zu blasen an, so schön wie man es beim lieben Gott selber nicht hören konnte, und bei dem Klange fingen die Felsen und Bäume sich zu bewegen an. Der Kaiser erschrak, spannte seinen Bogen nach dem Mann, und verwundete ihn tief durch beide Flügel. Da stürzte der Mann zusammen, und schrie vor Schmerz und Jammer, daß man es bis zum Himmel hören konnte, »Danke Gott o Mensch!« rief er aus, »daß du mich eher erblicktest als ich dich.« Kaum hatte der Kaiser gesehen, daß der Mann verwundet war, so eilte er mit blankem Säbel auf ihn zu, der Mann aber huschte, verwundet wie er war, in den See. Da fing der Kaiser des Mannes Pferd, bestieg es und eilte damit nach Hause. Doch kaum hatte er sich aufgesetzt, als auch ihm Flügel zu wachsen anfingen, da stieg er erschrocken wieder ab und führte das Pferd am Zügel weiter, nachdem er eine Weile gegangen war, verschwanden auch die Flügel wieder welche ihm gewachsen waren, und so kam er nach Hause. Hier nun erzählte er Alles was sich zugetragen hatte und das geflügelte Pferd ward auf seinen Befehl in den Stall zu den andern Pferden geführt. Des Kaisers Sohn, der die ganze Erzählung von dem See aufmerksam angehört hatte, entfernte sich eines Morgens heimlich vom Vater, und

gelangte in der That an den geſchilderten Ort; doch nicht auf den Fußſteigen ſchlich er hinzu, ſondern ging mit geſpanntem Bogen darauf los, ehe er aber hinkam, gewahrte er am Ufer deſſelben eine Frau mittleren Alters, weinend und mit aufgelöſtem Haar, und ſobald ſie ihn erblickte, fiel er zur Stelle in eine tiefe Ohnmacht. In dem Augenblicke als ihm dieſer Unfall zuſtieß, in dem Augenblicke fing das geflügelte Pferd in dem kaiſerlichen Stalle ſo heftig zu wihern und mit den Flügeln zu ſchlagen an, daß davon das kaiſerliche Schloß erbebte. Der Kaiſer eilte herbei um zu ſehen was es wäre, da ſprach das Pferd zum Kaiſer: »Willſt du deinen Sohn noch lebend ſehen, ſo bringe mich eilends zurück an jenen Ort, von wo du mich weg geführt haſt.« Erſchrocken beſtieg der Kaiſer das Pferd ungeſattelt, und kaum befand es ſich im freien Felde, als es einem Blitze gleich dem See zuflog. Dort angekommen erblickte der Kaiſer ſeinen Sohn todt hingeſtreckt, und über ihn gebeugt ein Weib, welches weinte und ihm mit einem Haar beide Augen aus dem Kopfe ſtach. Da brach der Kaiſer in Wehgeheul um ſeinen Sohn, das Pferd aber in durchdringendes Wihern um das Weib aus, und das weiſe Pferd rief aus: »Laß uns Sohn für Sohn austauſchen, und was er am Vater verübt hat ſei ihm vergeben.« Da gab das Weib dem Prinzen die Augen wieder und blies ihn an, und als er ins Leben zurück gekommen war, übergab ihn das Weib dem Kaiſer, und dieſer dem Weibe dafür das Pferd.

41.

Das Mädchen, die Wittwe und die von ihrem Mann Geſchiedene.

Es war einmal ein unverheiratheter Mann, dem trugen einige ein Mädchen, andere eine Wittwe und wieder andere eine von ihrem Mann Geſchiedene zur Frau an. Da wußte er nicht welche er nehmen ſollte, denn alle Drei waren an und für ſich gut und ſchön, er ging daher zu einem Greiſe, um ſich mit ihm zu berathen, ob es beſſer ſei, ein Mädchen, eine Wittwe oder eine von ihrem Mann Geſchiedene zu freien. Und der Greis erwiederte ihm: »Mein Sohn, ich kann dir darüber nichts ſagen, aber gehe zu dem Allweiſen (d. i. Salomon), er wird dir ſagen können, was das Beſte iſt, dann komm und ſage mir, was er dir gerathen hat.« Da ging der Mann hin an Salomons Hof, wo ihn die Diener fragten was er wolle, er antwortete: »zu dem Allweiſen wolle er gehen.«

Da nahm ihn einer der Diener, führte ihn ein und ſagte, mit der Hand auf ein Kind zeigend, das auf einem Stock im Hofe herum ritt: »Dort iſt der Allweiſe!« Der Mann dachte verwundert: »Was ſoll das Kind mir ſagen können! Weil ich aber einmal da bin, will ich hören, was es ſagen wird.« Er ging dann auf Salomon näher zu, und als er ihn erreichte, blieb dieſer ruhig mit ſeinem

Entschwerte stehen und fragte ihn was er wolle, worauf der Mann ihm Alles der Reihe nach sagte. Da antwortete ihm der Allweise: »Wenn du ein Mädchen nimmst, weißt du, wenn du eine Wittwe nimmst, weiß sie, wenn du eine von ihrem Manne Geschiedene nimmst, hüte dich vor meinem Pferde,« mit diesen Worten schwenkte er herum, schlug den Mann ein wenig mit dem Ende seines Stockes über die Füße, und fuhr fort wieder im Hof herum zu reiten. Da dachte der Mann bei sich: »Ich bin doch ein rechter Narr, als alter Mann zu einem Kinde zu kommen, daß es mir rathe, wie ich mich verheirathen soll!« dann machte er sich auf den Rückweg und ging zu dem Greise, um ihn darüber zur Rede zu stellen, zu dem er ihn um Rath geschickt habe. So wie er zum Greise gekommen war, erzählte er ihm schreiend und ungehalten Alles, wie es ihm beim Allweisen ergangen war, worauf jedoch der Greis sprach: »Ei mein Sohn, der Allweise hat nichts umsonst gesagt, denn wenn du ein Mädchen nimmst, weißt du, das heißt, sie wird glauben, daß du Alles besser verstündest als sie, und wird dir folgen, wie du willst; wenn du eine Wittwe nimmst, weiß sie, das heißt, sie war schon einmal verheirathet, und glaubt nun, sie wisse Alles und wird dir daher nicht folgen, sondern befehlen wollen; wenn du eine von ihrem Manne Geschiedene nimmst, so hüte dich vor meinem Pferd, indem er dir mit dem Stocke über die Füße fuhr, das will sagen: »hüte dich, daß sie dich nicht so abbrühe, wie sie ihren ersten Mann abgebrüht hat.«

42.

Während das Eine in den Koth ſinkt, erhebt ſich das Andere.

Die Frau des allweiſen Salomon verliebte ſich in einen andern Kaiſer und beſchloß ihren Mann zu verlaſſen, da es ihr aber nicht leicht war zu entkommen, indem Salomon ſie ſtreng bewachte, ſo verabredete ſie ſich mit dem andern Kaiſer, und dieſer ſchickte ihr einen Trank, den trank ſie, worauf ſie wie todt da lag. Als ſie ſolchergeſtalt geſtorben war, ſchnitt ihr Salomon den kleinen Finger von der Hand ab, um ſich zu überzeugen, daß ſie in der That geſtorben ſei, und wie er ſah daß die Frau nichts davon fühlte und wirklich todt war, ließ er ſie begraben. Der andere Kaiſer hieß aber ſeine Leute hingehen, die Frau ausgraben und ſie ihm bringen, und er wußte ihr auf irgend eine Art das Leben wieder zu geben, worauf er ſie zur Frau nahm und mit ihr lebte.

Als der weiſe Salomon erfuhr, was mit ſeiner Frau geſchehen war, machte er ſich auf ſie zu ſuchen, viele bewaffnete Leute mit ſich führend, wie er ſich aber der Reſidenz des Kaiſers näherte, der ihm die Frau genommen hatte, ließ er die Leute in einem Walde zurück, mit dem Befehl, ſobald ſie das Schmettern einer Trompete vernähmen, dem Schalle zu folgen und ihm zu Hilfe zu eilen, einen belaubten

Zweig aber vor sich her zu tragen, worauf er allein in das kaiserliche Schloß ging. Dort fand er die Frau mit den Dienern allein im Schlosse, denn der Kaiser war eben zur Jagd gegangen. Wie die Frau ihren ersten Mann erblickte, erschrak sie, es gelang ihr jedoch ihn wiederum zu täuschen, in ein Gemach zu locken und daselbst einzuschließen. Als der Kaiser von der Jagd heim kam, sagte ihm die Frau daß der weise Salomon gekommen, und in dem und dem Zimmer eingeschlossen sei, gehe daher, sprach sie, gleich zu ihm hin und hau ihn zusammen, aber wag es nicht irgend etwas mit ihm zu sprechen, denn so wie du ihn ein einziges Wort sprechen läßt, wird er dich überlisten. Den blanken Säbel in den Händen, öffnete der Kaiser die Thüre des Gemachs und trat zu dem weisen Salomon ein, ihm den Kopf abzuschlagen. Salomon aber saß ruhig und ohne Furcht auf einem Kissen, und als er Jenen mit blankem Säbel auf sich zukommen sah, fing er zu lachen an. Wie der Kaiser dies sah, konnte er sich nicht enthalten ihn zu fragen, weshalb er lache, worauf Salomon antwortete, er müsse lachen, daß der Kaiser den Kaiser auf eines Weibes Kopfkissen umbringen wolle. Da fragte ihn der Kaiser: »Wie denn sonst?« worauf Salomon erwiederte: »Da ich nun einmal in deinen Händen bin, so fessele mich und führe mich vor die Stadt hinaus aufs Feld und bringe mich öffentlich um. Laß drei Mal Trompetengeschmetter erschallen, damit es Jeder höre, und wer nur irgend will, es zu sehen kommen könne, da wird selbst der Wald herbei eilen zu sehen, wie ein Kaiser

den Kaiſer hinrichten läßt.« Der Kaiſer war begierig zu erfahren, ob es wahr ſei, daß der Wald kommen werde es anzuſehen wie ein Kaiſer den Kaiſer tödtet. Und er feſſelte Salomon, ſetzte ihn auf einen gemeinen Karren, und führte ihn mit ſeinen Knechten und Schloßleuten hinaus aufs Feld um ihn hinzurichten. Wie ſie ſo hinaus zogen, betrachtete Salomon die vorderen Räder des Karrens und brach mit einem Male in Lachen aus. Der Kaiſer, welcher neben ihm ritt, fragte ihn, weshalb er lache, er antwortete: »Ich muß lachen wenn ich betrachte, wie die eine Felge des Rades in den Koth ſinkt, während die andere ſich daraus erhebt.« Da wandte der Kaiſer ſich von ihm ab und ſprach: »Nun Gott ſei Dank! die Leute nennen ihn den allweiſen Salomon, und er iſt ein Narr.« Mittlerweile erreichten ſie den Ort, an welchem Salomon gerichtet werden ſollte, da befahl der Kaiſer ein Mal in die Trompete zu ſtoßen. Wie die Krieger Salomons die Trompete vernahmen, brachen ſie auf, bei dem zweiten Trompetenſchall rückten ſie heran, doch konnte man ſie nicht ſehen, ſondern nur die grünen Zweige, die ſie vor ſich trugen gleich einem wandelnden Walde. Der Kaiſer, der wirklich den Wald kommen ſah, war verwundert, und überzeugt von der Wahrheit deſſen, was Salomon geſagt, befahl er ein drittes Mal die Trompete zu blaſen; in demſelben Augenblick hatten Salomons Krieger den Ort erreicht, befreiten Salomon ihren Herrn, der Kaiſer aber mit all ſeinen Knechten und Hofleuten wurde gefangen und niedergehauen.

43.

Salomon von seiner Mutter verwünscht.

Der allweise Salomon sagte einmal gesprächsweise vor seiner Mutter, daß ein jedes Weib sich verführen lasse. Die Mutter schalt ihn gewaltig aus und sagte, es ist nicht wahr. Darauf bewies einmal Salomon seiner Mutter auf irgend eine Art, daß auch sie sei wie alle übrigen Weiber. Darob ergrimmte die Mutter und verwünschte ihn, daß er nicht früher sterben solle, als bis er die Tiefe des Meeres und die Höhen des Himmels gesehen hätte.

Als Salomon schon hoch gealtert und des Lebens auf dieser Welt überdrüßig war, fing er an nachzudenken, wie er diesen Mutterfluch lösen und sterben könne. Zuerst schmiedete er einen eisernen Kasten, so groß, daß er Raum genug behielt, um darin zu sitzen, an dem Deckel des Kastens befestigte er das Ende einer eisernen Kette, die so lang war als seiner Meinung nach das Meer tief. Darauf stieg er in den Kasten, befahl seiner Frau, ihn zu schließen und ins Meer zu werfen, aber das Ende der Kette in der Hand zu behalten, um ihn, wenn der Kasten den Meeresgrund erreicht hätte, wieder ans Ufer zu ziehen. Die Frau machte den Deckel zu, verschloß den Kasten und warf ihn ins Meer. Während sie aber das Ende der Kette noch in der Hand hielt, kam Einer und täuschte sie, indem er ihr sagte daß die Fische den All-

weisen mit seinem Kasten schon längst verschlungen hätten, und sie werde ihn nie mehr ans Land ziehen können, sie möge nur die Kette loslassen und heim gehen. Da ließ sie die Kette fahren, und diese drückte mit ihrer ganzen Schwere den Allweisen im Kasten auf den Meeresgrund nieder. Einige Zeit nach diesem Ereigniß fanden die Teufel Stab, Käppchen und Meßgewand des heil. Johannes und geriethen über die Theilung dieser Sachen in Streit, bis sie zuletzt sagten: »Laßt uns zum Allweisen gehen, daß er unsern Streit schlichte.« Und als sie erfuhren, wo der Allweise sich jetzt befand, gingen sie zu ihm bis auf den Grund des Meeres, und ihn anrufend, sagten sie ihm, weshalb sie gekommen wären, er aber antwortete ihnen aus dem Kasten: »Wie soll ich aus dem Kasten heraus eure Sache entscheiden, wenn ich weder euch noch das, worüber ihr streitet, sehe? Tragt mich hinauf ans Ufer, und ich will euern Streit schlichten.« Die Teufel nahmen sogleich den Kasten mit dem Allweisen und trugen ihn ans Land. So wie der Allweise aus dem Kasten gestiegen war, und von den Teufeln das, weshalb sie sich stritten, in seine Hand genommen hatte, als wollte er sehen was es und wie viel es werth wäre, machte er mit dem Stab ein Kreuz, und die Teufel flohen nach allen Seiten, so daß ihm Alles blieb. Auf diese Art hatte der Allweise die Meerestiefe gesehen, jetzt hub er an nachzudenken, wie er auch die Himmelshöhe zu Gesicht bekommen könnte. Er fing zu diesem Zwecke zwei Strauße, gab ihnen einige Tage nichts zu essen, daß sie recht hungrig würden, band hierauf an ihre Füße einen großen

Korb, in den er sich setzte, während er in den Händen über sich den Straußen an einem langen Bratspieße ein gebratenes Lamm vorhielt. Die Straußе, gierig den Braten zu erhaschen, flogen in die Höhe und flogen so in einemfort, bis der Allweise mit dem Bratspieß an das Himmelsgewölbe anstieß, dann wendete er den Bratspieß nach abwärts, und so trugen ihn die Straußе wieder auf die Erde. Und nachdem er so auch die Höhe des Himmels gesehen hatte, starb er.

44.

Die Lüge und die Wette.

Ein Vater sandte seinen Sohn in die Mühle, sagte ihm aber er solle in keiner Mühle mahlen, wo er einen Bartlosen finde. Der Knabe kam in eine Mühle, aber da saß ein Bartloser. »Helf Gott, Bartloser!« »Gott helfe dir, Söhnchen!« »Könnte ich da nicht etwas mahlen?« »Ei freilich, warum denn nicht, ich werde gleich mein Theil fertig gemahlen haben, und dann mahle wie viel du willst.« Aber der Knabe dachte an das, was ihm der Vater gesagt hatte, ging hinaus und längs dem Flusse aufwärts in eine andere Mühle. Der Bartlose hingegen nahm schnell etwas Getreide, lief auf einem andern Weg dem Knaben voraus, und schüttete

auch in jener Mühle ein wenig auf. Als der Knabe in die zweite Mühle kam und sah, daß wieder ein Bartloser da sei, ging er in die dritte, der Bartlose nahm wieder etwas Korn, lief auf einem andern Wege dem Knaben voraus in die dritte Mühle und schüttete auch da auf, ebenso machte er es in der vierten. Das war dem Knaben zum großen Ueberdruß, er dachte bei sich: wahrscheinlich ist in jeder Mühle ein Bartloser; nahm hierauf seinen Sack vom Rücken und blieb da um zu mahlen. Als das Korn des Bartlosen gemahlen war, und der Knabe das Seinige aufschüttete, sagte der Bartlose zu ihm: „Laß uns, mein Söhnchen, von deinem Mehle einen Brodkuchen machen.“ Der Knabe hatte zwar fortwährend im Gedächtniß, was ihm der Vater gesagt hatte, daß er in keiner Mühle mahlen solle, wo er einen Bartlosen finde, aber er dachte sich jetzt: was einmal ist, in das muß man sich fügen und sprach daher zum Bartlosen: „Nun es mag sein.“ Der Bartlose stand auf, machte in dem Mehle des Knaben im Mehlkasten eine Vertiefung und sagte zum Knaben, er möge Wasser in seinen beiden Hohlhänden herbei tragen. Der Knabe fing an Wasser zu bringen, und der Bartlose ein wenig an zu rühren, und so nach und nach immer mehr und mehr, bis alles Korn gemahlen war, und er zuletzt das ganze Mehl angerührt hatte, hierauf machten sie einen großen Brodkuchen, warfen die Gluth auseinander, legten ihn an die heiße Stelle und bedeckten ihn mit glühender Asche, damit er sich ausbacke. Nachdem der Kuchen gebacken war, und sie ihn aus der Glut genommen und an die Wand ge-

lehnt hatten, sagte der Bartlose zum Knaben: „Söhnchen weißt du was? Wenn wir diesen Kuchen theilen, so habe ich nichts und du nichts, wir wollen lügen, und wer den andern überlügt, der soll den ganzen Kuchen haben.“ Der Knabe dachte sich, da giebts keinen Ausweg, sagte also: „Wohlan, fang du an.“ Da fing der Bartlose allerlei zu lügen an, hin und her, und als er sich satt gelogen hatte und müde war, sagte der Knabe: „Ei lieber Bartloser! wenn du nicht mehr weißt, so ist das nichts, warte, nun will ich dir eine wirklich wahre Geschichte erzählen. Als ich noch in meiner Jugend ein alter Mann war, da hatten wir viele Bienenstöcke, ich zählte sie jeden Morgen, und die Bienen zu überzählen war mir ein Leichtes, aber mit dem Zählen der Bienenstöcke konnte ich nie zu Stande kommen. Als ich eines Morgens die Bienen zähle, fehlt mir der beste Bienrich; da sattle ich schleunigst einen Hahn, reite auf und fange an den Bienrich zu suchen. Als ich seine Spur bis zum Meer verfolgte, war er übers Meer gegangen, und ich folgte ihm auf der Spur nach. Als ich übers Meer setzte, fand ich, daß meinen Bienrich ein Mann vor den Pflug gespannt hatte, und mit ihm für Hirsesaat ackerte. Ich schrie auf: Das ist ja mein Bienrich, woher hast du meinen Bienrich? Der Mann antwortete: Bruder, wenn er dir gehört, so nimm ihn. Hierauf gab er mir den Bienrich und noch dazu einen Sack mit Hirse, dafür daß er meinen Bienrich benutzt hatte. Da nahm ich den Sack auf den Rücken, legte den Sattel des Hahnes nun dem Bienrich auf, und bestieg denselben, während ich

den Hahn an einem Strick neben mir führte, damit er ſich ausruhe. Als ich eben über das Meer zog, riß mir eines der Achſelbänder, an welchem ich den Sack auf dem Rücken trug, ſo daß die ganze Hirſe nun ins Meer fiel. Als ich über dem Meere drüben war, brach die Nacht herein, da ſtieg ich von meinem Bienrich und ließ ihn weiden, den Hahn aber band ich neben mir an, warf ihm etwas Heu vor, und legte mich dann ſchlafen. Wie ich am Morgen erwachte, was mußt ich da ſehen? In der Nacht waren die Wölfe gekommen und hatten meinen Bienrich aufgefreſſen. Und der Honig ſtand im Thale bis an die Knöchel und auf den Höhen bis an die Knie. Da fing ich zu überlegen an, in was ich den Honig ſammeln ſollte. Und es fiel mir ein, daß ich eine kleine Hacke bei mir hatte, die nahm ich denn und ging damit in den Wald, um irgend ein Thier zu erlegen, und aus deſſen Haut mir einen Schlauch zu machen. Wie ich in den Wald kam, ſah ich zwei Rehe auf Einem Fuße hüpfen, da ſchlug ich ihnen mit meiner Hacke den Fuß entzwei, fing ſie, und machte aus ihren Häuten drei Schläuche, welche ich voll des Honigs füllte, damit meinen Hahn belaſtete und ſie nach Hauſe brachte. Als ich nach Hauſe kam, da ward mir eben der Vater geboren, und ich wurde zu Gott um Weihwaſſer geſchickt. Nun fing ich zu überlegen an, auf welche Art ich in den Himmel hinauf kommen könnte, bis mir meine Hirſe einfiel, die ich ins Meer verſchüttet hatte. Wie ich an die Stelle hinkam, ſah ich daß ſie auf fruchtbaren Boden

gefallen und bis an den Himmel empor gewachſen war, da kletterte ich an ihr hinauf bis in den Himmel. Wie ich hinauf gelangte, war meine Hirſe reif geworden, und Gott hatte ſie ſchon geſchnitten, ein Brod daraus gebacken, das er eben in warme Milch einbrockte und aß. Ich rufe ihm ein Gott helfe dir entgegen, worauf er mir erwiederte, möge Gott dir helfen, und dann gab er mir das Weihwaſſer. Gerade wie ich zurückkehren will, fällt zu meinem Unglück ein ſolcher Regen, daß das Meer austrat, und meine Hirſe überſchwemmte und mit fortriß. Nun war ich in Sorge, wie wieder hinunter auf die Erde kommen! Doch plötzlich fällt mir ein, daß ich langes Haar habe. Wenn ich ſtehe, reicht es mir bis zur Erde, wenn ich ſitze, bis zu den Ohren, ich ergreife alſo ein Meſſer, ſchneide mir damit ein Haar um das andere ab, und beginne ſie an einander zu knüpfen. Als die Dunkelheit einbrach, ſchürzte ich an den Haaren einen Knoten und blieb auf demſelben um zu übernachten. Doch was ſollt ich nun ohne Feuer anfangen? Feuerzeug hatte ich wohl, aber kein Holz, plötzlich erinnere ich mich in meinem Ueberrocke eine Nähnadel zu haben, die ſpaltete ich nun, machte damit ein Feuer an, wärmte mich gehörig und legte mich zuletzt neben dem Feuer ſchlafen. Nachdem ich eingeſchlafen war, ſprang zu meinem Unglück ein Funke auf, das Haar verbrennt, ich ſtürze Kopfüber auf die Erde hinab und verſinke bis an den Gürtel. Ich wende mich hin und her, und verſuche es mich irgend wie heraus zu arbeiten, als ich aber

ſah, daß dies durchaus nicht gehe, da lief ich nach Hauſe, holte eine Haue herbei, grub mich ſelbſt aus und trug dann das Weihwaſſer heim. Als ich nach Hauſe kam, ſchnitten eben die Schnitter auf dem Felde. Damals war eine furchtbare Hitze, allmächtiger Gott, daß die Schnitter beinahe verſchmachteten. Da rief ich ihnen zu: »Aber warum führt ihr denn nicht unſere Stute heraus, die zwei Tage lang und einen halben Tag breit iſt, und auf deren Schultern Weiden gewachſen ſind, damit ſie euch Schatten machen? Mein Vater lief ſchnell hin, holte die Stute herbei, und die Schnitter ſchnitten nun prächtig im Schatten, ich aber nehme eine hölzerne Kanne und gehe damit nach Waſſer. Dort angelangt, finde ich alles hart zugefroren, da nehme ich meinen Kopf herunter, ſchlage damit das Eis ein und ſchöpfe alsdann Waſſer. Wie ich aber das Waſſer den Schnittern bringe, da ſchreien dieſe: Wo haſt du deinen Kopf? Ich greife mit der Hand darnach, aber der Kopf war in der That nicht da, ich hatte ihn am Waſſer vergeſſen. Schnell eile ich zurück, wie ich aber hinkomme, finde ich einen Fuchs, der mittlerweile gekommen war, und eben das Hirn aus meinem Kopfe riß und fraß, ich aber näherte mich behutſam, ſchlich ſo nah ich konnte heran, dann verſetzte ich dem Fuchs ſchnell mit dem Fuße eins aufs Hintertheil, worüber er ſo erſchrak, daß ihm weh wurde und er ein Schreiben von ſich gab, als ich dieſes öffnete, fand ich darin geſchrieben: Mir gehört der Brodkuchen und der Bartloſe geht leer aus.« Mit dieſen

Worten ſtand der Knabe auf, nahm den Brodkuchen und ging nach Hauſe, der Bartloſe blieb dort und hatte das Nachſehen.

45.

Der König und der Hirte.

Ein König hatte eine Tochter die ſehr ſchön war. Der Ruf ihrer Schönheit hatte ſich durch die ganze Welt verbreitet, und Könige und Kaiſer gingen hin um ſie zu freien, oder auch nur aus Begierde ſie zu ſehen. Allein ihr Vater wollte ſie keinem Andern geben, als dem der ihn an Klugheit überträfe, und dem es gelänge ihn auf irgend eine Weiſe zu überliſten. Dies vernahm in der Ferne ein reicher Mann, und machte ſich aus weiten Landen auf, und durch viele Länder und Städte kommend, führte ihn ſein Weg eines Abends vor das Haus eines reichen Mannes. Als er nun da wegen eines Nachtlagers anfrug, nahm ihn der Hausvater bereitwillig auf und antwortete, du kannſt zu Nacht bleiben, warum ſollteſt du es nicht? Hierauf ſchlachtete der Wirth des Gaſtes wegen gleich ein Schaf, und als es zum Abendeſſen aufgetragen ward, legte er deſſen Kopf für den Hirten bei Seite, der noch im Gebirge draußen bei den

Heerden war. Als der nächste Morgen graute, ſetzte der Wanderer ſeinen Weg fort, um des Königs Tochter zu freien. Wie er ſo durch das Gebirge ging, traf er den Hirten jenes Hauſes, wo er zu Nacht geweſen war, und redete ihm Gottes Hilfe zurufend, ihn an: „Du weideſt deine Heerde gut!“ Der Hirte antwortete ihm: „Ich weide ſie, damit ſie ſich ſatt weide.“ „Ich bin geſtern über Nacht bei euch geweſen,“ ſprach der Reiſende, worauf der Hirte verſetzte: „Dein Weg hat dich daher geführt.“ Und der Wanderer ſprach weiter: „Als ich in euer Haus kam, wurde für mich ein Lamm geſchlachtet.“ „Wenn Leute kommen, ziemts ſich wohl, daß man Fleiſch ſchlachte,“ antwortete der Hirte. „Für dich haben wir den Kopf bei Seite gelegt,“ ſagte der Wanderer, und der Hirt antwortete: „Der Kopf taugt auch dem Kopfe.“ Der Wanderer fuhr fort: „Das Hausgeſinde hat ihn auf die Wandleiſte gelegt, da kam die Hündin und fraß ihn auf.“ „Für ſie hat er auch gehört,“ antwortete der Hirte. „Da kam dein Vater und erſchlug die Hündin,“ ſagte der Wanderer weiter, worauf der Hirte entgegnete: „Wenn er ſie erſchlagen hat, hat ſie es auch verdient.“ „Nachdem ſie erſchlagen war, warf man ſie auf den Miſt,“ ſagte weiter der Wanderer, und der Hirte antwortete: „Warf man ſie auf den Miſt, ſo hat ſie da auch bei Lebzeiten gelegen.“ Als der Wanderer vernahm, wie der Hirte auf Alles zu antworten wußte, war er ſehr verwundert und überlegte bei ſich, daß dies wohl ein paſſender Freier für jene Königstochter wäre, alſo ſprach er zu ihm: „Bei deiner Treue komm näher und laß

uns noch ein wenig miteinander reden.« Der Hirte antwortete ihm: »Warte ein klein wenig bis ich die Heerde heim geführt habe!« Hierauf beeilte sich der Hirte, leitete die Schafe heim und kam dann zu dem Manne zurück, der alsbald sprach: »Sieh, guter Freund, ich habe mich aufgemacht, um bei dem und dem Könige um seine Tochter zu freien, doch will er sie nur demjenigen zur Frau geben, der weiser als er selber sei, und dem es gelinge ihn auf irgend eine Art zu überlisten. Nun bemerke ich, daß du klaren Verstandes seiest, gut und klug zu sprechen verstehest; möchtest du wohl mit mir zu jenem Könige kommen?« Der Hirte sprach: »Ich gehe mit.« Und so gingen sie miteinander fort, und kamen in die Stadt, wo derselbe König lebte. Als sie an das königliche Thor kamen, trat ihnen die Wache entgegen und fragte sie: »Wo geht ihr hin?« Sie sprachen zur Wache: »Wir gehen zum König und wollen sein Töchterlein freien.« Da antwortete die Wache: »Jeder der da kommt um das Mädchen zu werben, wird ungehindert eingelassen,« und ließ sie eintreten.

Als sie zum König hinauf kamen, nahm der reiche Mann zuerst das Wort und sprach: »Gott helfe dir durchlauchtigster König.« Und der König entgegnete ihm den Gruß mit den Worten: »Möge Gott euch Gutes geben, Kinder!« aber hierauf sprach er zu dem Reichen: »Weshalb ist jener Bauer in groben Kleidern hergekommen?« Doch der Hirte ließ dem Reichen nicht Zeit zu antworten, sondern trat selbst vor und sprach: »Wenn ich auch ein Bauer bin und in

ſchlechtes Zeug gekleidet, ſo habe ich doch mehr Reichthum als die in prächtigen Stoffen einhergehen, zu allem Ueberfluſſe auch drei Tauſend Schafe. In einem Thale melke ich, in einem zweiten mach ich Käſe, in dem dritten ſchichte ich ſie auf.« Da ſprach der König: »Es iſt gut wenn du ſo viel Vermögen haſt.« Doch der Hirte entgegnete: »Das iſt nicht gut, ſondern übel.« Sprach der König: »Wie kann es übel ſein, wenn du ſo viel Gutes davon ſagſt?« Und der Hirte erwiederte: »Ha, weil mir der ganze Käſe verdarb und zu Dünger ward.« Der König: »Schade, das iſt kein geringer Verluſt.« Und der Hirte erwiederte: »Mir war das kein Schade, ſondern ein Nutzen.« Da fragte der König: »Wie ſo das?« Und der Hirte antwortete: »Ich nahm Pflug und Ochſen, pflügte dreihundert Morgen Landes, und ſäete lauter Waizen.« Darauf ſprach der König: »Es war gut, daß du ſo viel Waizen geſäet haſt.« Aber der Hirte entgegnete: »Gott behüte, das war nicht gut, ſondern übel.« Sprach der König: »Was Elender?« antwortete der Hirte: »Der Waizen verwandelte ſich mir, und es wuchſen ſtatt ſeiner lauter Buchen und Tannen auf.« Da rief der König aus: »Oh, das war ein großer Schade!« Doch der Hirte entgegnete: »Mir war das gar kein Schade, ſondern ein Vortheil.« Sprach der König: »Wie konnteſt du davon Vortheil haben, daß ſich dir ſo viel Waizen verwandelte?« Und der Hirte antwortete: »Weil ein Bienenſchwarm herangeflogen kam und ſich auf jenen Buchen und Tannen niederließ, ſo dicht, daß weder Rinde noch Aſt mehr zu ſehen war.« Da ſprach

der König: »Das war gut, daß ſo viele Bienen heranflogen.« Aber wieder entgegnete der Hirte: »Das war nicht gut, ſondern übel.« Sprach der König wieder: »Was Burſche?« Und der Hirte antwortete: »Die Sonnenglut im hohen Sommer ſchmelzte die Wachszellen, daß ſie ſammt dem Honig hinunter floſſen bis zur Erde.« Worauf der König ſprach: »Bei Gott, das war in der That übel!« Doch der Hirte entgegnete: »Gott behüte! das war nicht übel, ſondern gut.« Und wieder fragte der König: »Wie ſo, Burſche?« Und der Hirte antwortete: »Ich fing einen Floh, tödtete ihn, zog ihm die Haut ab, und machte daraus einen Schlauch für dreihundert Laſten.« Da rief der König aus: »Dies heißt doch bei Gott lügenhaft ſprechen.« Worauf der Hirte antwortete: »Wenn es auch lügenhaft geſprochen iſt, haſt du mirs doch im Ernſt geglaubt. Ich habe dich genug getäuſcht, gieb mir daher das Mädchen, ich habe es verdient.« Da wußte der König keinen Ausweg, ſondern gab dem Hirten das Mädchen, der Hirte aber gab es dem reichen Manne, und der Reiche gab ihm dafür eine Menge ungezählten Goldes.

46.

Der's verſteht dem trägt's das Doppelte.

Es war einmal ein Oheim, der hatte einen Neffen, und zu dieſem ſprach er eines Tages: „Komm Neffe, laß uns auf Beute ausgehen.“ Dem Neffen war es recht, und ſo zogen ſie miteinander aus. Wie ſie ſo des Weges gingen, holten ſie einen Mann ein, der zwei Schafe an einem Stricke führte. Da ſprach der Neffe zum Ohm: „Laß uns dieſe zwei Schafe ſtehlen,“ worauf ihm der Oheim antwortete: „Einfältiger, wie können wir ſie ſtehlen, da der Mann ſie am Stricke führt?“ Aber Jener erwiederte: „Das ſoll uns nicht ſchwer werden, laß du mich nur machen.“ Hierauf eilte er ſchnell voraus, zog einen ſeiner Opanken (Socken) aus und warf ihn an den Weg hin, auf welchem der Mann mit den Schafen vorüber kommen mußte, er aber verbarg ſich ſeitwärts der Straße.

Als der Mann mit den Schafen vorbei kam, hob er den Opanken zuerſt auf, warf ihn aber gleich wieder weg, indem er ſprach: „Was ſoll mir der Eine?“ Kaum hat dies der Neffe vernommen, als er eiligſt wieder eine Strecke voraus läuft, den zweiten Opanken auszieht, auf den Weg hinwirft, und ſich wieder in der Nähe verbirgt.

Wie nun der Mann mit den beiden Schafen wieder vorbei kam, und einen zweiten Opanken erblickte, that es

ihm leid den ersten nicht behalten zu haben, er band daher seine zwei Schafe an einem am Wege stehenden Baume fest, und ging zurück ihn zu holen, um so beide zu haben. Mittlerweile schlich der Bursche herbei, band die Schafe los, und führte sie dem Oheim zu, worauf beide, Oheim und Neffe, beuteluſtig ihren Weg fortsetzten. Wie sie so gingen, gewahrten sie einen Mann, der mit zwei Ochsen im Felde pflügte. Da sprach der Neffe zum Oheim: »Laß uns eines dieser Rinder vom Pfluge wegstehlen.« Worauf der Oheim erwiederte: »Aber Einfältiger, wie können wir ein Rind vor den Augen dieses Mannes stehlen?« Doch der Neffe sprach: »Das soll uns ein Leichtes sein, besteig du jenen Felsen, setze dich dann nieder und rufe in einem fort: »ich wundere mich!« und wenn der Mann zu dir kommt und dich fragt, worüber du dich wunderst, so sage ihm, du wunderst dich, daß er nur mit Einem Ochsen pflüge.« Der Oheim folgte dem Geheiß des Neffen, ging hin, setzte sich auf den Felsen und fing zu schreien an: »Ich wundere mich, Ich wundere mich!« Als es jenem Manne, der da pflügte, ihn weiter anzuhören verdreß, ließ er die Rinder stehen, ging hin zu ihm und fragte: »Worüber wunderst du dich Elender?« Und dieser antwortete ihm vom Felsen herab: »ich wundere mich über dich, der du mit Einem Ochsen pflügst.« Da entgegnete der Ackersmann: »Ich pflüge nicht mit Einem Ochsen, sondern mit Zweien,« worauf er schnell zu seinem Pfluge zurückkehrte, um sich zu überzeugen, daß noch beide Ochsen da seien; wie er aber hinkam, war der Eine davon bereits ver-

ſchwunden, denn der Neffe hatte ſich heran geſchlichen und den Ochſen vom Pfluge weggeſtohlen. Wie Oheim und Neffe nun das Rind und die zwei Schafe vor ſich her trieben, kamen ſie unter Wegs zu einer Höhle. Dort ſchickten ſie ſich an eines der Schafe zu ſchlachten, weideten es aus und brieten es. Nachdem es gebraten war, ſprach der Oheim zum Neffen: »Komm, laß uns nun eſſen,« aber der Neffe erwiederte: »Gleich Oheim, warte nur bis es ein wenig auskühlt, mittlerweile aber wollen wir uns gegenſeitig ſchrecken, und wer den Andern erſchreckt, der ſoll zuerſt zu eſſen anfangen.« Der Oheim willigte in den Vorſchlag, ging hierauf hinaus vor die Höhle und fing draußen zu brummen an: »Wau! Wau! Wau!« Doch der Neffe rief zur Höhle hinaus: »Dein Wauwauen fürchte ich nicht, das biſt du ja Oheim.« Da ging der Oheim wieder hinein, und nun trat der Neffe hinaus, nahm das Fell des geſchlachteten Lammes, blies es auf und ſchlug mit einem Knittel darauf los, indem er dabei ſchrie: »O weh, o weh! Um Gottes willen, das habe nicht ich gethan, ſondern der Oheim.« Wie dies der Oheim in der Höhle vernahm, erſchrak er und glaubte, der Mann ſei gekommen, dem ſie die beiden Schafe geſtohlen hatten, eilends flüchtete er von der andern Seite, ohne etwas mitzunehmen, heim, und ſo blieb dem Neffen Alles. Der's verſteht, dem trägt's das Doppelte.

47.

Die zwei Pfennige.

Es war einmal ein armer Mann, der ſich auf alle Weiſe durchzubringen ſuchte, und zuletzt eines Tages einen Sack voll Moos ſammelte, obenauf etwas Wolle legte, und ihn zu Markte trug, um den ganzen Inhalt ſammt dem Sacke für Wolle zu verkaufen.

Unter Wegs geſellte ſich ein Mann zu ihm, der gleichfalls mit einem Sack voll Galläpfel auf den Markt wanderte, um ſie für Nüſſe, mit welchen er den Sack obenauf gefüllt hatte, zu verkaufen.

Auf gegenſeitiges Befragen, was Jeder in ſeinem Sacke habe, antwortete der Eine daß er Wolle, der Andere daß er Nüſſe auf den Markt trage, worauf ſie ſich Beide dahin einigten, ihre Waare gleich hier auf der Straße zu vertauſchen. Jener der das Moos hatte, verlangte, indem er zu beweiſen ſuchte daß die Wolle höher im Werthe ſtehe als die Nüſſe, ein Daraufgeld, als er aber merkte, daß Jener mit den Galläpfeln nichts darauf zahlen, ſondern nur Eines für das Andere vertauſchen wolle, dachte er bei ſich, daß Nüſſe noch immer beſſer ſeien als Moos, und ſo kamen ſie denn zuletzt nach langem Handeln darin überein, daß der dem die Galläpfel gehörten dem Andern zwei Pfennige darauf zahlen ſollte, da dieſer aber ſie nicht bei ſich hatte,

ſo blieb er ſie ihm ſchuldig, zur feſtern Bürgſchaft jedoch, daß er ſie ihm ſicher zahlen werde, verbrüderte er ſich mit ihm. Nachdem ſie nun die Säcke gewechſelt hatten, eilten Beide in entgegengeſetzter Richtung davon, Jeder in dem Wahne, daß er den Andern betrogen habe; als ſie aber nach Hauſe kamen, und Jeder die Waare aus dem Sacke leerte, da erſt ſahen ſie, daß eigentlich Keiner von ihnen betrogen ſei.

Nach einiger Zeit machte ſich der welcher das Moos gehabt hatte auf, ſeinen Bundesbruder aufzuſuchen, um von ihm die zwei Pfennige zu verlangen, und als er ihn bei dem Pfarrer eines Dorfes in Dienſten fand, redete er ihn an: »Bundesbruder, du haſt mich betrogen.« Und dieſer erwiederte ihm: »Bei Gott, Bruder, und du mich.« Hierauf forderte Jener ſeine zwei Pfennige, indem er ſagte es gebühre ſich das zu zahlen, was ausgemacht und durch ein Freundſchaftsbündniß verbürgt worden ſei. Der Schuldner erklärte ſich zwar zu zahlen ſchuldig, brachte aber die Ausrede vor, daß er kein Geld habe, »allein,« ſprach er, »mein Pfarrer hat hinter ſeinem Hauſe eine tiefe Grube, in die er häufig hinab ſteigt, und in welcher er ohne Zweifel Geld oder Sachen von großem Werthe aufbewahrt hat. Dort wollen wir Abends uns hin begeben, da ſollſt du mich in die Grube hinunter laſſen, und wenn ich ſie ausgeplündert habe, dann wollen wir theilen, und ich will dir überdies deine zwei Pfennige bezahlen.« Dem Andern war dies recht. Als es Abend ward, nahm des Pfarrers Knecht ein Seil und einen Sack, und wie er mit ſeinem Bundesbruder bei der Grube

ankam, kroch er in den Sack, worauf ihm ſein Bundesbruder den Strick um die Mitte feſt band und ihn in die Grube hinunter ließ. Als er unten aus dem Sacke heraus ſtieg und umher tappend nichts entdecken konnte als Getreide, dachte er bei ſich: »Wenn ich nun dem Bundesbruder ſage, daß es hier nichts giebt, iſt er im Stande wegzugehen und mich in der Grube zurück zu laſſen, und was würde Morgen der Pfarrer ſagen, wenn er mich hier fände?« Schnell kroch er abermals in den Sack, band ſich mit dem Seile feſt, und rief hinauf: »Bundesbruder, zieh den Sack auf, er iſt voll der verſchiedenſten Sachen.« Und während Jener den Sack in die Höhe zieht, überlegt auch er ſeinerſeits: »Warum ſoll ich dies mit meinem Bundesbruder theilen? Beſſer ich trage es allein weg, er mag zuſehen, wie er aus der Grube heraus kommt,« und ſich den Sack mit dem Bundesbruder auf die Schulter ladend, eilte er damit durch das Dorf, daß ihm laut bellend die Hunde verfolgten. Als er ſchon etwas ermüdet war, und den Sack tief über die Schulter hinab hängen ließ, da rief der Bundesbruder aus dem Sacke: »Bundesbruder, hilfe den Sack auf, die Hunde beißen mich.« Wie das der Träger hörte, warf er den Sack zur Erde. Da ſprach der aus dem Sacke: »Auf dieſe Weiſe mein Bruder haſt du mich betrügen wollen?« Und jener antwortete: »Bei Gott, du haſt mich ebenfalls betrogen.« Und nach langem Zwiegeſpräch verſprach der, welcher dem Andern die zwei Pfennige ſchuldete, ſie ihm ganz gewiß zu bezahlen, wenn er ein anderes Mal wieder käme, worauf ſie ſich trennten.

Lange Zeit ſpäter erwarb ſich der von ihnen, der bei dem Pförtner in Dienſten war, ſeinen eigenen Herd und verheirathete ſich. Als er eines Tages mit ſeinem Weibe vor der Hausthür ſaß, erblickte er von ferne ſeinen Bundesbruder, der gerades Weges auf ſein Haus zuging, da rief er aus: »Weib, da kommt mein Bundesbruder, dem bin ich zwei Pfennige ſchuldig, und nun weiß ich mir nicht zu helfen, denn ich verſprach ſie ihm zu zahlen, wenn er mich wieder fände. Ich will mich daher im Hauſe drinnen nieder legen, und du ſollſt mich mit etwas überdecken, dann wie der Schmerz hinfallen und wehklagen, und ihm ſagen, daß ich geſtorben ſei, worauf er gewiß wieder fortgehen wird.« Mit dieſen Worten ging er in das Haus, legte ſich auf den Rücken, drückte die Hände, das Weib bedeckte ihn und hub an zu jammern. Indem erſchien der Bundesbruder vor dem Hauſe, und ein Gott helfe euch hinein rufend, fragte er ob dies wohl das Haus des und des Mannes ſei, worauf ihm das Weib ſich am Boden windend antwortete: »Ja! weh mir Unglücklichen! hier liegt er im Hauſe todt.« Da entgegnete der Bundesbruder: »Gott ſei ſeiner Seele gnädig. Er war mein Bundesbruder, wir haben zuſammen gearbeitet und gehandelt, und nachdem ich ihn ſo wieder finde, ziemt ſich wohl, daß ich warte, ihm das Geleite zum Grabe gebe und eine Hand voll Erde auf ſeinen Sarg werfe.« Das Weib ſagte, daß es ihm viel zu lang dauern würde, zu warten, bis er begraben werde, er möge lieber wieder fortgehen. Er jedoch antwortete: »Gott behüte! wie könnte ich meinen Bundesbruder ſo verlaſſen?

Ich will warten, und sollte es auch drei Tage sein, bis man ihn begräbt.« Als das Weib dies dem Manne im Hause trinnen leise mittheilte, sagte er ihr, es möge zum Pfarrer gehen und diesem sagen, daß er gestorben sei, man möge ihn in die Kirche tragen (um welche herum der Gottesacker lag), vielleicht werde der Bundesbruder dann weggehen. Nachdem das Weib hingegangen war und es dem Geistlichen gesagt hatte, kam dieser mit einigen Männern, welche den Scheintodten auf eine Bahre legten, ihn in die Kirche trugen, und in die Mitte derselben hinstellten, damit er dort, wie es der Gebrauch ist, erst die Nacht zubrächte, und dann am folgenden Tage eingesegnet und begraben würde. Nachdem der Geistliche sich mit den übrigen Leuten anschickte die Kirche zu verlassen, sagte der Bundesbruder, daß er denjenigen, mit welchem er sich verbrüdert, mit dem er so viel gehandelt und Salz und Brod gegessen habe, nicht allein lassen könne, sondern die ganze Nacht bei ihm wachen wolle. Und so blieb er denn in der Kirche.

In derselben Nacht zogen dort Räuber vorbei, die irgend wo ein Schloß angezündet und vieles Gold, Gewänder und Waffen erbeutet hatten, als sie vor die Kirche kamen, und in derselben ein Licht sahen, sprachen sie unter einander: »Kommt und in dieser Kirche unsere Beute theilen.« Der Bundesbruder aber, als er gewahrte, daß bewaffnete Männer zur Kirche herein kamen, verbarg sich schnell in einen Winkel, während die Räuber sich am Boden nieder ließen, und das Geld mit den Helmen zu theilen anfingen, die Waffen

und das Uebrige aber, wie es eben thunlich war. Ueber Alles konnten ſie ſich einigen und ausgleichen, nur eines Säbels wegen nicht, weil einige unter ihnen glaubten, daß er von beſonderem Werthe ſei. Da nahm ihn Einer in die Hand, ſprang auf und ſprach: »Wartet, ich will an dieſem Todten hier verſuchen, ob der Säbel ſo iſt, wie ihr ihn preiſet, und wenn ich ihm mit einem Hieb den Kopf abſchlage, dann iſt er tüchtig in der That.«

Nachdem er dies geſagt hatte, näherte er ſich der Bahre, doch in dem Augenblicke richtete ſich der Scheintodte auf, und rief laut: »Todte! wo ſeid ihr?« Und ſein Bundesbruder im Winkel antwortete: »Wir ſind hier, und Alle ſchlagfertig.« Wie das die Räuber hörten, warf der den Säbel hielt, ihn ſchnell von ſich, alle Uebrigen aber ließen, was Jeder vor ſich aufgehäuft hatte, liegen, ſprangen auf und entflohen ohne nur umzublicken. Erſt nachdem ſie ſchon weit entfernt waren, machten ſie Halt, und der Räuberhauptmann ſprach: »Ach, Brüder um Gotteswillen! Ueber Berg und Thal ſind wir gegangen, bei Tage wie bei Nacht, haben uns mit den Leuten geſchlagen, Thürme und Schlöſſer erſtürmt, und uns über nichts erſchreckt, als heute über die Todten! Giebt es unter uns nicht einen Helden, der ſich getraut umzukehren und zu ſehen, was nun in der Kirche vorgeht?« Da ſprach der Eine: »Ich will nicht,« ein Zweiter ſprach: »ich wag es nicht,« ein Dritter: »ich will es lieber mit zehn Lebendigen aufnehmen, als mit einem Todten,« bis ſich zuletzt doch Einer fand, der es auf ſich nahm hinzugehen, und zurück kehrend ſchlich er ſich

ſachte ans Kirchenfenſter heran, ob er nicht etwas von dem was drinnen vorginge vernehmen könnte. In der Kirche hatten indeß die Bundesbrüder alles Gold, alle Waffen und Gewänder der Räuber unter ſich getheilt, zum Schluſſe aber ſich wieder über die zwei Pfennige entzweit, daß ſie einander beinahe in den Haaren lagen; der Räuber, welcher vor dem Fenſter ſtand, konnte nichts anderes vernehmen als den Ausruf: »Wo ſind meine zwei Pfennige? gieb mir meine zwei Pfennige!« Mit einem Male erblickte der, welcher ſie dem Andern ſchuldete, den Räuber durchs Fenſter lugen, und blitzſchnell mit der Hand zum Fenſter hinaus langend, riß er ihm die Mütze vom Kopfe und reichte ſie ſeinem Bundesbruder mit den Worten: »Da, nimm das für deine vermaledeiten zwei Pfennige!« Entſetzt rannte der Räuber davon, und als er halbtodt ſeine Gefährten eingeholt hatte, rief er aus: »Brüder, danken wir Gott, daß wir mit dem Leben davon gekommen ſind! Wir haben das Gold mit den Helmen vertheilt, nun ſind aber alle Todten auferſtanden in ſo großer Zahl daß auf Einen kaum zwei Pfennige kommen, Einem konnte man die nicht einmal geben, da wurde mir die Mütze vom Kopf geriſſen und ihm ſtatt zweier Pfennige ausgehändigt.«

48.

Handwerk geht über Alles.

Ein Kaiſer machte einſt mit Frau und Tochter eine Luſtfahrt auf dem Meere, bald aber nachdem ſie ſich von der Küſte entfernt hatten, erhob ſich ein Sturm, der das Schiff bis an ein fremdes Land verſchlug, in welchem man von ſeinem Reiche nie etwas gehört hatte, ſo wie auch ihm das Land gänzlich unbekannt war. Als ſie ans Land ſtiegen, wagte er nicht einmal zu ſagen, daß er ein Kaiſer ſei, und da er kein Geld bei ſich hatte, auch ſonſt kein Handwerk verſtand und auf andere Weiſe ſich und die Seinen zu ernähren nicht im Stande war, ſo verdingte er ſich als Hüter einer Dorfheerde. Nachdem er nun da mehrere Jahre zugebracht hatte, verliebte ſich der Kaiſerſohn jenes Landes in ſeine Tochter, welche ſehr ſchön und herangewachſen war, daß ſie heirathen konnte; er geſtand ſeinen Eltern, daß er ſich nie mit einem andern Mädchen als mit der Tochter des Rinderhirten dieſes Dorfes verheirathen werde. Vater und Mutter, ſo wie auch die übrigen Hofleute, ſuchten es ihm auszureden, indem ſie ſagten, daß es für ihn, der unter ſo vielen kaiſerlichen und königlichen Prinzeſſinnen wählen könne, eine Schande ſei, die Tochter eines Rinderhirten zur Frau zu nehmen. Aber Alles war vergeblich, denn er ſprach: »Entweder ſie oder keine!« Als man ſich überzeugt hatte, daß da nichts Anderes

mehr zu thun ſei, ſandte der Kaiſer einen ſeiner Räthe an den Rinderhirten, ihm zu melden, daß der Kaiſer die Hirtentochter zu ſeines Sohnes Frau erwählt habe. Der Rath begab ſich zum Hirten und theilte ihm den Entſchluß des Kaiſers mit, der Hirte aber ſprach: »Welches Handwerk verſteht des Kaiſers Sohn?« Worauf der Rath verblüfft erwiederte: »Gott mit dir, o Mann! wie ſollte ein Prinz ein Handwerk verſtehen? Handwerke lernen nur die Leute um ſich zu ernähren, und des Kaiſers Sohn beſitzt ja Länder und Städte.« Doch der Rinderhirt entgegnete einfach: »Ja, wenn er kein Handwerk verſteht, kann ich ihm meine Tochter nicht geben.« Da ging der Rath zurück und berichtete dem Kaiſer, was der Rinderhirt geſagt hatte, worüber bei Hofe gewaltiges Erſtaunen war. Man hatte geglaubt, es würde des Hirten größtes Glück, ſein größter Stolz ſein, wenn des Kaiſers Sohn ſeine Tochter zur Frau nähme, und nun fragt er, welches Handwerk der Prinz verſtehe! Der Kaiſer entſandte einen zweiten Rath, aber der Rinderhirt ſagte ihm wieder daſſelbe. »So lange,« ſprach er, »des Kaiſers Sohn nicht irgend ein Handwerk erlernt, und mir ſeiner eigenen Hände Arbeit nicht als Beweis davon bringt, können wir uns nicht näher befreunden.« Als auch dieſer Rath zurück kam und berichtete, daß der Rinderhirt das Mädchen dem Prinzen nicht eher zu geben geſonnen ſei, als bis dieſer irgend ein Handwerk, und wäre es auch das unbedeutendſte, erlernt habe; ging der Prinz aus, um in den Werkſtätten zu ſehen, welches Handwerk wohl am leichteſten zu erlernen ſei. Wie er ſo von Laden zu

Laden ging, und zuſah was die verſchiedenen Meiſter arbeiteten, kam er auch vor eine Bude, in welcher man Schilfmatten flocht, und da ihm dies das leichteſte aller Handwerke ſchien, ſo fing er es zu lernen an, und nachdem er es in einigen Tagen erlernt hatte, flocht er ganz allein eine Matte, welche man dann dem Rinderhirten hintrug und dabei ſagte, daß der Prinz bereits ein Handwerk erlernt habe und dies ſeiner Hände Arbeit ſei. Der Rinderhirt nahm alsbald die Matte in die Hand und ſie von allen Seiten betrachtend, fragte er: »Wie viel iſt ſie werth?« Und man ſagte ihm: »Vier Para*).« »Eh!« ſprach er, »gut. Vier Para heute, vier morgen, das macht acht, und vier übermorgen, das macht zwölf und ſo weiter. Hätte ich dieſes Handwerk verſtanden, würde ich heute nicht die Rinder hüten,« hierauf erzählte er ihnen wer er ſei und was ihn hieher gebracht habe. Da freute man ſich, daß man um die Tochter eines Kaiſers und nicht eines Rinderhirten geworben hatte, und unter den größten Luſtbarkeiten ward das Mädchen mit dem Jünglinge vermählt und die Hochzeit gefeiert. Hierauf gab man dem Vater des Mädchens ein Schiff und Krieger und er ging zur See und gelangte wieder in ſein Reich.

*) Eine kleine türkiſche Scheidemünze im Werthe eines Pfennigs.

49.

Der Bär, das Schwein und der Fuchs.

Der Bär, das Schwein und der Fuchs ſchloſſen einſt zuſammen einen Bund, und verabredeten ſich die Erde zu pflügen und Getreide zu ſäen, um ſich davon zu ernähren. Da fragten ſie ſich gegenſeitig was ein jeder machen wolle, und auf welche Weiſe ſie ſich Samen verſchaffen würden. Das Schwein ſprach: »Ich will die Scheuer durchbrechen und Samen ſtehlen, und dann will ich mit meinem Rüſſel pflügen.« Der Bär ſprach: »Ich werde ſäen.« Und der Fuchs ſprach: »Ich will dann mit meinem Schweife eggen.« Und ſo pflügten und ſäten ſie, bis die Ernte kam. Da ſprach das Schwein: »Ich werde ſchneiden,« der Bär ſprach: »Ich will die Garben binden.« »Und ich,« ſprach der Fuchs, »ich werde die Aehren ſammeln.« Und ſie mähten und banden die Garben. Nun beſprachen ſie ſich wie ſie dreſchen würden. Das Schwein ſprach: »Ich will eine Dreſchtenne machen.« Der Bär ſprach: »Ich will die Garben zuſammentragen und will auch dreſchen.« Das Schwein ſprach: »Ich will das Getreide aufſchütteln und das Stroh von den Körnern ſcheiden.« »Ich,« ſprach der Fuchs, »will mit meinem Schweife die Spreu wegkehren.« Das Schwein ſprach: »Ich will wurſeln.« »Und ich,« ſprach der Bär, »werde dann das Getreide unter uns theilen. Und ſo droſchen ſie. Und nun theilte der

Bär das Getreide, aber er theilte es nicht ehrlich, denn dem Schwein, das ihn um seinen Theil bat, gab er das leere Stroh, das Korn behielt er Alles für sich, dem Fuchse gab er gar nichts. Da ward der Fuchs zornig, ging fort um zu klagen, er werde, sagte er, einen kaiserlichen Beamten holen, damit dieser das Getreide nach dem Recht theile. Da erschraken das Schwein und der Bär, und es sprach der Bär zum Schweine: »Schwein, du sollst dich hier im Stroh vergraben, ich aber will auf jenen Birnbaum klettern.« Da verkroch sich das Schwein ins Stroh, und der Bär kletterte auf den Birnbaum. Der Fuchs aber war fortgegangen und unter Wegs einer Katze begegnet, welche er aufforderte sich ihm anzuschließen, er wolle auf eine Tenne Mäuse fangen gehen. Die Katze wohl wissend, daß es auf einer Dreschtenne genug Mäuse gebe, ging freudig mit und jagte unter Wegs nach allen Seiten hin die Vögel auf. Der Bär erblickte sie vom Birnbaume aus und sprach zum Schwein: »Höre Schwein, uns wird es schlecht ergehen. Schon kommt der Fuchs daher und führt einen furchtbaren Commissär mit sich, der hat einen Marderpelz umgehangen und fängt die flatternden Vögel unter Wegs.« Mittlerweile hatte sich die Katze den Augen des Bären entzogen, und unter dem Grase der Tenne sich genähert, wo sie nun nach den Mäusen suchend im Stroh herum zu raschela begann. Da hob das Schwein sachte den Kopf in die Höhe, um zu sehen was es sei, aber die Katze hielt des Schweins Rüssel für eine Maus und sprang ihm mit ihren Klauen auf die Nase.

Da erſchrak das Schwein, ſprang grunzend auf und ſuchte das Weite. Die Katze aber, welche ihrer Seits vor dem Schweine erſchrocken war, ſuchte ihr Heil auf dem Birnbaume, wo noch immer der Bär ſaß, der nun glaubte, die Katze habe das Schwein ſchon getödtet und komme auch über ihn, und in ſeinem Schreck ſtürzte er vom Baum zur Erde herab, zerſchmetterte ſich ganz und verendete, ſo iſt zuletzt dem Fuchs alles Getreide und Stroh geblieben.

50.

Wie ſich der Fuchs am Wolfe gerächt hat.

Ein Fuchs knetete einſt aus Erde kleine Kuchen, und nachdem ſie gebacken waren, beſtrich er ſie mit Honig, ging damit zu Hirten die Truthühner hüteten, und verlangte von dieſen ein junges Truthuhn, er wolle ihnen dafür die Honigkuchen geben. Doch die Hirten wollten ihm kein Truthühnlein geben, ſondern ſagten ihm, er möge zu den Schweinhirten gehen, die würden ihm ein Ferkel geben. Da ging er hin zu den Schweinhirten und verlangte von ihnen ein Ferkel, er wolle ihnen dafür Honigkuchen geben. Aber auch die Schweinhirten wollten ihm kein Ferkel geben, ſondern ſchickten ihn zu den Rinderhirten, dieſe würden ihm ein

Kälbchen geben. Da ging er zu den Rinderhirten und verlangte von ihnen ein Kälbchen, er wolle ihnen dafür Honigkuchen geben. Doch auch die Rinderhirten waren nicht willig ihm ein Kälbchen zu geben, und wiesen ihn an die Pferdehirten, die sollten ihm ein Füllen geben. Da ging er denn auch zu den Pferdehirten und verlangte ein Füllen, er wolle ihnen dafür Honigkuchen geben. Die Pferdehirten gaben ihm wirklich ein Füllen, und er gab ihnen die Kuchen, aber beschwor sie, die Kuchen nicht eher anzubrechen, bis er jenen Berg überschritten habe. Dies befolgten sie auch, als sie aber später die Kuchen anbrachen und zu essen anfingen, da merkten sie daß die Kuchen von Erde seien, und der Fuchs sie betrogen hatte, eilends machten sie sich auf ihn zu verfolgen, doch der war zu seinem Glücke schon weit weggeeilt, und die Hirten kehrten mißmuthig mit leeren Händen um. Als der Fuchs nach Hause kam, führte er das Füllen alsogleich in den Stall, und fing es fein zu pflegen an: jeden Tag brachte er ihm grüne Gräserchen und kühles Wässerlein, aber so oft er fort ging nach Wasser oder Gras, jedes Mal schärfte er dem Füllen ein, Acht zu haben auf seine Stimme, und auf die Worte: Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und kühles Wässerlein, und auf keinen andern Ruf die Stallthüre zu öffnen. Einst kam nun der Wolf, der schon öfter gehört hatte, wie der Fuchs dem Füllen zurief die Thür des Stalles zu öffnen, und fing mit seiner groben Stimme zu rufen an: »Stute, Stutelein, öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und

kühles Wässerlein!« Doch das Füllen merkte gleich, daß dies nicht die feine Stimme des Fuchses sei, und wie der Wolf dies sah, verbarg er sich hinter dem Stalle. Bald darauf kam auch der Fuchs mit Wasser und Gras beladen heim. Als er vor dem Stalle ankam, hub er nach seiner Gewohnheit mit seiner Stimme zu sprechen an: »Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und kühles Wässerlein!« Und das Füllen seine Stimme wohl kennend, ließ ihn augenblicklich ein, und hob dann zu erzählen an, wie Jemand gekommen sei, ganz so wie er gesprochen und verlangt habe, es solle ihm die Thür öffnen, wie aber die Stimme eine viel rauhere gewesen sei, und es darum nicht habe öffnen wollen. Da sprach der Fuchs: »Oeffne einer rauhen Stimme um keinen Preis, sondern nur einer ganz feinen.« Den andern Tag, als der Fuchs wie gewöhnlich nach Gras und Wasser ging, kam der Wolf, der in seinem Verstecke das ganze Zwiegespräch mit angehört hatte, wieder, verstellte sich so sehr er nur konnte, und rief mit feiner Stimme: »Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und kühles Wässerlein!« Das unglückliche Füllen ließ diesmal sich täuschen und öffnete die Thür, da sprang ihm der Wolf auf den Nacken, erwürgte es und fraß es bis auf den Kopf und Schwanz auf. Dann ging er fort, und die Thür des Stalles schloß sich hinter ihm so wie ehedem. Als in einer Weile der Fuchs kam, fing er nach seiner Gewohnheit zu rufen an: »Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen

und kühles Wässerlein.« Aber Niemand meldete sich und die Thür blieb geschlossen. Da kroch er durch die Bretter der Wand, und als er im Stalle nur den Kopf und Schwanz des Füllen erblickte, ward ihm sein Unglück klar. Dann schlug er die Thür ein und fing über dem todten Kopfe des Füllen zu jammern und wehzuklagen an, zuletzt ging er fort und legte sich in übergroßem Leid und Trübsinn auf die Straße hin und stellte sich todt. Bald darauf kam ein Mann mit einem Wagen dort vorüber, und als er den Fuchs da auf der Straße liegend fand, hob er ihn auf und warf ihn auf den Wagen, in der Absicht, ihm, wenn er heim komme, den Balg abzuziehen. Er hatte aber auf dem Wagen sein Ränzel und in diesem drei Käse. Der todtgeglaubte Fuchs erhob sich nun leise, zog die drei Käse aus dem Ränzel, sprang vom Wagen hinunter und lief damit fort. Als er schon weit weg war, aß er zwei von den Käsen auf, den dritten aber hing er sich um den Hals und setzte dann seinen Weg fort. Wie er so ging, da begegnete er dem Wolfe, der ihm das Füllen gefressen hatte, und kaum sah der Wolf den Käse an dem Fuchs hängen, fragte er woher er ihn habe? »Ich habe ihn aus dem Wasser geschlürft,« antwortete der Fuchs. »Und wo ist denn dieses Wasser?« fragte der Wolf weiter, der Fuchs erwiederte: »Komm mit, ich will es dir zeigen.« Es war eben Vollmond, um Mitternacht und der Himmel wolkenlos. Der Fuchs führte nun den Wolf an ein Wasser, und ihm den Mond, der sich darin spiegelte, zeigend, sprach er zu ihm: »Sieh mal die

prächtigen Käſe hier im Waſſer, nun mußt du aber auch wacker ſchlürfen, um ihn heraus zu ſchlürfen wie ich die Meinigen.« Da fing der arme Wolf zu ſchlürfen und zu ſchlürfen an, bis ihn das Waſſer ſchon hinten aus ſtrömte. Der Fuchs aber verſtopfte behende jeden Ausweg, indem er zu ihm ſprach: »Nur fort geſchlürft mein Wölfchen, gleich wirſt du ihn haben.« Da ſchlürfte der Wolf von Neuem, und ſchlürfte, daß ihn das Waſſer ſchon bei den Ohren heraus drang. Der Fuchs aber verſtopfte ihm auch die Ohren, indem er wieder zu ihm ſprach: »Schlürfe nur mein Wölflein, ſchlürfe, gleich wirſt du ihn erſchlürft haben.« Und der arme Wolf ſchlürfte und ſchlürfte wieder, bis ihm das Waſſer aus Maul und Naſe ſtrömte. Da verſtopfte ihm der Fuchs auch noch Naſe und Maul, beſtieg ihn dann rittlings, indem er ſagte, ich bin krank und kann nicht gehen, du mußt mich tragen. Der unglückliche Wolf verſuchte wirklich den Fuchs zu tragen, und dieſer hob zu ſingen an: »Der Kranke trägt den Geſunden, der Kranke trägt den Geſunden!« Als er dies in Einem fort wiederholte, fragte endlich der Wolf: »Was ſprichſt du Gevatter?« Er aber antwortete: »Nichts mein Wölflein, ich faſele nur,« worauf er zu ſingen fortfuhr: »Der Kranke trägt den Geſunden, der Kranke trägt den Geſunden,« und ſo in Einem fort, bis ſie vor ein Haus kamen, in welchem eben Hochzeit war. Wie die Hochzeitsgäſte den Fuchs ſo ſingen hörten, kamen ſie heraus und ſingen ſeinen Geſang zu loben an, er aber ſprach zu ihnen, daß er noch viel ſchöner ſingen wolle, wenn

ſie ihn ins Haus und dann auf den Boden kommen ließen. Und die Gäſte erlaubten es ihm. Nachdem nun der Wolf ſich mit großer Mühe ſammt dem Fuchs den Boden, der nur aus ſchlanken Holzſtämmen geflochten war, hinauf geſchleppt hatte, lüftete ihm der Fuchs Naſe, Maul und alle übrigen verſtopften Oeffnungen, daß das Waſſer aus ihm ſich ergoß und auf die Gäſte hinunter ſtrömte. Die Gäſte eilten alſogleich auf den Boden, doch ſchon war der Fuchs hinab geſprungen und davon geeilt, der arme Wolf aber wurde jämmerlich durchgeprügelt.

Als einige Zeit hierauf Fuchs und Wolf ſich begegneten, fragte einer den andern wie ſie damals entronnen ſeien, da ſagte der Wolf, er ſei beinahe erſchlagen worden und mit genauer Noth davon gekommen, und daſſelbe verſicherte auch der Fuchs. Nun forderte er den Wolf auf mit ihm um die Wette über einen Pfahl zu ſpringen, der ſich in ihrer Nähe befand, und um welchen man das Heu aufzuſchichten pflegte.

Zu ſeinem Verderben willigte der Wolf in den Vorſchlag. Denn nachdem Beide einige Male hin und her geſprungen waren, ſagte der Fuchs zum Wolfe, daß er nicht ganz gut ſpringe, indem er ſich immer mehr ſeitwärts halte, ſtatt gerade über den Pfahl zu ſpringen. Der Wolf verſuchte es von Neuem über den Pfahl zu ſpringen, und ſpießte ſich auf. Wie der Fuchs dies ſah, da freute er ſich über die Maßen und ſprach zum Wolf: »Rühre dich, Wölflein, rühre dich, gleich wirſt du herunter ſein.« Wie ſich aber

der Wolf hin und her bewegte, drang ihm der Pfahl durch und durch, daß er daran bis auf den Boden glitt, da verließ ihn der Fuchs, der sich nun an ihn gerächt hatte mit den Worten: „Lange schon zerreiße ich mir deinetwegen die Opanken, weil du mein Füllen aufgefressen hast.

Sprichwörter.

Gott iſt ein alter Geber.

Eher wird eine Mutter vergeſſen was ſie geboren, als Gott was er erſchaffen hat.

Gott ſorgt für die Waiſen.

Wenn Gott gibt (das Glück), frägt er nicht weſſen Sohn biſt du?

Gott vertheilt das Glück und der Koch die Suppe.

Gott hilft dem Müßiggänger wie dem Arbeiter.

Gott hat volle Hände (er kann Alles geben zu jeder Zeit).

Mit Einem Gotte kann man gegen hundert Feinde ziehen.

Wohl dem welchem Gott hilft.

Wenn auch Einer ſtärker iſt, ſo iſt doch Gott eines Jeden.

Wichtiger iſt der Wille Gottes als der des Kaiſers.

Wen Gott hütet, dem kann die Flinte nicht ſchaden.

Den Betrunkenen und das Kind hütet Gott.

Vergebens hütet ſich der Menſch, wenn ihn Gott nicht behütet.

So lange es Gott und gute Freunde gibt, ſo lange braucht man nichts zu fürchten.

Gott gibt einem Menſchen nicht alles Gute.

Was Gott gibt iſt ſüßer als Honig.

So lange Gott das Eine ſieht, gibt er das Andere nicht. (Sagen im Scherze, die gerne das was ſie beſitzen ausgeben möchten; auch pflegt man das zu ſagen, wenn Einer etwas verliert und es ihm von einer anderen Seite erſetzt wird.)

Wer nie krank war, den liebt Gott nicht.

Erſchrecke (mich) Gott, aber vernichte nicht!

Das Glück beſteht nicht in dem was die Augen ſehen, ſondern in dem, was Gott gibt.

Es heißt nicht, daß man auf das Vermögen vertrauen ſoll, ſondern auf Gott.

Wenn Gott es auch gab, ſo hat er es doch nicht verbrieft.

Gott hat wollene Füße aber eiſerne Hände. (Man hört ihn nicht kommen, aber ſeine Schläge fühlt man.)

Gott zahlt nicht jeden Samſtag.

Gott bleibt Niemanden ſchuldig.

Gott ſchläft nicht.

Nur Gott allein iſt ohne Sünde.

Gott allein iſt vollkommen und unveränderlich.

Auch der Menſch thut oft nach ſeinem eigenen Willen, wie erſt Gott!

Oeffne Gott dem Feinde den Mund nicht. (d. h. Gib ihm keine Gelegenheit mir Uebles nachzureden).

Wem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen.

Wenn Gott nicht will, wollen auch die Heiligen nicht.

Wenn mich die Sonne beſcheint, liegt mir wenig am Monde.

Möge mir nur die Sonne ſcheinen, dann können die Sterne erlöſchen.

Wo das Recht nicht hilft, wird das Unrecht nicht helfen.

Setze dich hin wo dirs beliebt, aber ſprich recht.

Wenn du auch ſchief ſitzeſt, ſprich nur gerade.

Wer die Wahrheit geigt, den ſchlägt man mit dem Bogen auf die Finger; oder

Wenn der Fidler von Gerechtigkeit aufſpielt, ſchlägt ihm der Bogen auf die Naſe.

Rede wahr, dann aber ſieh daß du fort kommeſt.

Wer ſich an das Recht hält, wird nie eine Kuh melken.

Der Gerechte lacht — der Schuldige verbirgt ſich.

Hilf Gott nur dem Liſtigen, dem Gerechten thuts nicht Noth.

Treffe Gott den Schuldigen; der Schuldloſe iſt ohne dies ſchon längſt umgekommen.

Mancher Menſch iſt nicht durch die Verſehung, ſondern durch ſich ſelbſt unglücklich.

Wer ſich ſelbſt hütet, den hütet auch Gott.

Wer iſt noch aus jener Welt mit zerſchlagenem Kopfe zurückgekommen? (d. h. Niemand weiß, wie es jenſeits zugeht.)

Zu einem Heiligen, der nicht hilft, ſoll man auch nicht beten, oder:

In einer Kirche, die nicht hilft, ſoll man auch nicht beten.

Wüßte ich, daß es mir nicht beſſer wäre, ich ginge auch in die Kirche nicht.

Der heilige Nicolaus hütet nicht das Ränzel, ſondern die feſten Handhaben.

Der Weingarten bedarf nicht des Gebetes, sondern der Haue.

Im Essen liegt nicht Sünde, wohl aber im bösen Thun.

Die Sünde geht aus dem Munde, und nicht in den Mund.

Die Mutter beweint nicht den, der die Fasten gebrochen hat, sondern den, der ihr gestorben ist.

Selbst das mit Recht Erworbene nimmt der Teufel zur Hälfte weg, (wie erst das mit Unrecht Erworbene).

Auf geraubtem Gute lastet Fluch.

Ungerecht erworbenes Gut kommt nicht aufs dritte Glied.

Wer mit dem Teufel Kürbisse säet, an dessen Korf werden sie zerschlagen.

Der Teufel ackert und gräbt nicht, sondern er sinnt und übt nur Schlechtes.

Der Teufel hat nicht einmal sich selbst gut gewollt.

Besser ist es den leeren Sack unter dem Arm zu tragen als den Teufel in demselben.

Wenn der Teufel die Wiege nicht zertrümmerte, wird er das Grab zertrümmern. (Wenn den Menschen das Unglück nicht in der Jugend traf, so wird es ihn im Alter treffen.)

Als deine Teufel geboren wurden, tanzten meine schon im Kolo. (Du betrügst mich nicht, das verstehe ich besser als du.)

Warum weiß der Teufel viel? Weil er alt ist.

Wo der Teufel etwas nicht ausrichten kann, schickt er ein altes Weib hin.

Mit dem Teufel gekommen, mit dem Teufel auch weggegangen.

Selbst der Teufel ist nicht so schwarz, wie die Leute sagen.

Auch der Teufel weiß was recht ist, er will es nur nicht thun.

Auch der Teufel wenn er recht spricht, verdient Anerkennung.

Wer Schlechtes thut, muß auch Schlechtes erleben.

Einem schlechten Vieh fehlt auch das schlechte Futter nicht.

Thue Gutes und bereue es nicht, thue Uebles, erwarte das Gleiche.

Schlechtes thun und dann Gutes erwarten ist unmöglich.

Wer Schlechtes thut, der möge nie Gutes erwarten.

Wer Gutes thut, wird es nicht bereuen.

Thue Gutes und solltest du es auch ins Wasser werfen.

Er hat wie ein Hund gelebt, und ist wie ein Hund gestorben.

Wer sich fremden Elendes freuet, der erwarte sein Eigenes.

Wer nach fremder Wolle ausgeht, kommt oft selbst geschoren nach Hause.

Von Allem was man immer thut, trägt man selbst die Folgen. (Der Ursprung dieses Sprichwortes liegt in nachstehender Erzählung: Einst verdroß es eine Türkin einen Derwisch täglich auf der Straße rufen zu hören: Von Allem was man immer thut, trägt man selbst die Folgen. Sie beschloß ihm zu beweisen, daß dies eine Unwahrheit sei, vermengte in solcher Absicht eine Menge Arsenik mit Mehl, buk daraus einen kleinen Kuchen und schenkte ihn dem Derwisch.

Dieſer der eben nicht hungrig war, ſteckte den Kuchen unberührt in ſein Ränzel, das er um den Hals hängen hatte, und ging ſchreiend weiter. Während er ſo durch die Straßen der Stadt ging, da traf es ſich daß er auch an dem Kaufladen des Mannes jener Türkin, die ihm den Kuchen gegeben hatte, vorbei kam, und zwar in dem Augenblicke, als er an einem Stücke Kuchen aß, das er eben erſt von einer milden Hand geſchenkt erhalten hatte. Das Kind der Türkin, das zufällig auch bei dem Kaufmanne im Laden war, ſah ihn eſſen und bat daher weinend den Vater, von dem Derwiſche den Kuchen zu verlangen, den dieſer eben aß. Der Vater ruft nun um das Kind zu beruhigen, den Derwiſch zu ſich heran, und bittet ihn um ein Stückchen Kuchen. Doch dieſer erblickte kaum das weinende Kind, als er flugs in ſein Ränzel, in welchem er mehre Kuchen aufbewahrt hatte, griff und in ſeiner Gutmüthigkeit dem Kinde, ſtatt eines Stückchens einen Ganzen reichte, zufällig aber gerade denſelben, welchen die Mutter des Kindes ihm geſchenkt hatte. Nachdem er von dem Türken einige Paras bekommen, verfolgte er ſchreiend ſeinen Weg, während der Kaufmann den Kuchen anbrach und davon dem Kinde gab. Dieſes hatte aber kaum ein paar Biſſen verſchluckt, ſo fing es ſich zu winden und kläglich zu jammern an, daß ihm der Leib ſchmerze. Erſchrocken und in aller Eile hüllte der Vater das beinahe halbtodte Kind in ſeinen Pelz und trug es heim, woſelbſt kaum angekommen es auch verſchied. Der Türke erzählte nun der wehklagenden Mutter, wie das Kind von einem Derwiſche Kuchen genommen, und

als er ihr den Reſt davon reichte, ward ſie von der Wahrheit deſſen, was der Derwiſch rief, überzeugt, daß von Allem was man immer thut, man ſelbſt die Folgen trage!)

Alles was der Ochſe aufwühlt, wirft er ſich ſelbſt auf den Nacken.

Was Einer ſchnitzt, das fällt ihm auch vor die Füße.

Dir ackerſt du, dir ſäeſt du, dir eggeſt du, dir wirſt du auch ernten.

Jede Ziege wird an ihrer eigenen Häkſe aufgehangen.

Ein ſcharfer Eſſig verdirbt ſein eigenes Faß.

Wenn der Menſch in die Höhe ſpuckt, wird ihm ſein Speichel ins Geſicht fallen.

Niemand kann Jemanden beſchimpfen, bis dieſer ſich ſelbſt beſchimpft.

So lange der Menſch ſich nicht ſelbſt Schande macht, kann ihn Niemand zu Schanden machen.

Wer da will, daß ihn andere Leute achten, der muß ſich erſt ſelbſt achten.

Er könnte die Augen im Kopfe entzweien (ſagt man von einem Ränkeſchmiede).

Bei ihm wünſcht ein Fuß dem andern nichts Gutes, oder:

Bei ihm wünſcht ein Auge dem andern nichts Gutes (ſagt man von einem liſtigen und ſchlechten Menſchen).

Der ſich ſelbſt feind iſt, wie kann der Anderen freund ſein?

Er lügt ſelbſt, wenn er betet.

Die Lüge hat kurze Füße.

Die Lüge hat einen ſeichten Boden.

Sei weder Honig, daß man dich aufstecke, noch Gift, daß man dich ausspucke.

Wer vor jedem Unbedeutenden den Hut zieht, wird kahl.

Die Zeit iſt nicht gekommen, daß wir zu Grunde gehen, ſondern daß wir ſehen wie ein jeder geſinnt iſt.

Der Schnee fällt nicht um die Welt zu vertilgen, ſondern damit jedes Thier ſeine Spur zeige. (Die Noth kommt nicht um alle Menſchen zu vernichten, ſondern nur damit ſich alsdann eines jeden Geſinnung zeige.)

Den Haſen findet man nach der Spur.

Es wird St. Veitstag kommen, d. h. wir werden ſehen wer treu und wer treulos iſt. (An dieſem Tage den 15. Juni 1389 haben die Serben auf dem Amſelfelde die bekannte Schlacht und damit ihre Selbſtſtändigkeit verloren.)

Das Gold erprobt ſich im Feuer und der Menſch im Unglücke.

Ein ſchlechtes Jahr fordert Frucht und die Noth einen Freund.

Im Elende lernt man den Menſchen kennen.

Den Freund erkennt man im Unglücke, wie das Gold im Feuer.

Geht der Wein aus, hört auch das Geſpräch auf; geht das Geld aus, bleiben auch die Freunde aus.

Wofür hab ich dich, wenn du mir in der Noth nicht helfen willſt? (Wenn Jemand einen Freund um etwas bittet).

Gib du mir einen Geſährten der mit mir weint; einen der mit mir lacht will ich leicht finden.

Beim Trinken erkennt man den Menſchen.

Den Menſchen erkennt man beim Trinken, und das Pferd im Kothe.

Was der Nüchterne denkt, plaudert der Betrunkene.

Willſt du Einen kennen lernen, gib ihm die Macht.

Einem Zigeuner wurde ein Kaiſerthum zu Theil, und er ließ ſeinen Vater aufhängen. (Sagt man, wenn ein Böſer Macht erlangt und ſie mißbraucht.)

Ein Menſch kann den Andern nicht eher kennen lernen, bis er mit ihm ſo viel Salz verzehrt hat, als er mit den Zähnen von der Erde aufzuheben im Stande iſt; oder:

So lange ein Menſch mit einem Andern nicht einen Sack Mehl aufgegeſſen hat, kann er ihn nicht kennen.

Die Dienſtwilligkeit iſt mächtiger als die Gewalt.

Das Haus des Bereitwilligen ſteht in der Tiefe, kaum erblickt man deſſen Giebel.

Der Zu-Gefallen-thuenden wird es in der Hölle am meiſten geben (d. h. Jener, die nicht nach Recht, ſondern Jemand zu gefallen handeln oder urtheilen).

Wer des Schuldigen ſchont, thut dem Unſchuldigen Unrecht.

Kein ärgeres Handwerk, als die Streitſucht.

Mit wem man dich ſieht, mit dem zeichnet man dich auf.

Mit was für einem Menſchen du bis Mittag umgehſt, ein ſolcher biſt du Nachmittag.

Wer mit einem Nichtswürdigen umgeht, dem ekelts immer.

Wer ſich zu dem Schlechten geſellt, beklagt ſich immer.

Mit dem Schlechten geselle dich nicht, denn es wird dir ekeln.

Unter Trefflichen trefflich sein, ist keine Kunst.

Wer mit Hunden liegt, steht mit Flöhen auf.

Einem bösen Weibe und einem schlechten Gefährten weiche aus, damit sie dich nicht beschimpfen.

In welchen Kolo du trittst, den tanze auch.

Besser ist ein guter Ruf, denn ein geldener Gürtel.

Ein guter Ruf dringt weit, ein schlechter aber noch weiter.

Wenn der Mensch auch nicht schön und reich sein kann, wie er möchte, so kann er doch gut und rechtschaffen sein.

Wo die Ehre ist, ist auch die Seele. (Was eine Schande ist, ist auch eine Sünde.)

Wer ein Ehrgefühl hat, der hat auch eine Seele.

Unsere Haut wird nicht getragen, unser Fleisch wird nicht gegessen, was haben wir dann, wenn wir keine Ehre haben?

Der Mensch gibt alles für die Ehre, die Ehre aber um keinen Preis.

Nichts ist der Ehre gleich.

Das Wasser wäscht alles rein, nur nicht ein schwarzes Antlitz. (Im Serbischen heißt obraz sowohl das Antlitz, die Wange, als die Ehre, daher man unter dem Ausdrucke „schwarzes Antlitz“ befleckte Ehre oder Schande versteht.

Alles schwemmt das Wasser weg, nur nicht die Schande.

Das Wasser wäscht alles rein, nur eine befleckte Zunge nicht.

Das Antlitz erglüht nicht vor der Sonne, wohl aber vor redlichen Menſchen.

Wer groß hinaus will, dem wird es nicht leicht.

Ein reines Antlitz braucht wenig Waſſer.

Ein prunkendes Gewand verdeckt die Schande nicht.

Die edelſte Abkunft iſt nichts gegen einen ruhmvollen Namen.

Weh dem Sündigen und dem Verhaßten.

Beſſer iſt es ehrlich zu ſterben als ſchmachvoll zu leben.

Beſſer iſt Redlichkeit in Armuth, denn Reichthum ohne Redlichkeit.

Beſſer ehrlich ſich zurückziehen, als ſchmachvoll auftreten. (Sagt man beſonders von der Bewirthung und dem Empfang eines Gaſtes.)

Beſſer iſt dir den Kopf zu verlieren, als die Seele mit Sünden zu belaſten.

Ich werde ſterben, aber meine Seele nicht ſo leicht dem Teufel geben.

Jeder hat nur Eine Seele (darum ſoll er ihrer Sorge tragen).

Wer ſich vor den Menſchen nicht ſchämt, der fürchtet ſich vor Gott nicht.

Wer Gott nicht fürchtet, und die Menſchen nicht ſcheuet, den fliehe.

Wo Furcht iſt, da iſt auch Scham.

Wer die Scham vor den Menſchen verliert, der wird auch die Furcht vor Gott verlieren.

Durch Schüchternheit verliert man das Anſehen, und durch Furcht die Ritterlichkeit.

Die Scham hat ſich in die Mauer verkrochen (d. h. man hat aufgehört ſich zu ſchämen).

Lieber vertilgt werden als eine ſchlechte Nachkommenſchaft haben.

Von einem ſchlechten Stamme möge auch keine Nachkommenſchaft bleiben.

Mein Haus, meine Freiheit! (In meinem Hauſe bin ich frei.)

Sein Häuschen, ſein Wille.

Sein Häuschen, ſeine Freiheit.

Und wenn auch meine Feſtung klein iſt, ſo bin ich aber darin der Vogt.

Man geht zwar überall hin, jedoch am liebſten wieder nach Hauſe.

Der Boden meiner Heimath wird mein Blut trinken. (Von meinem Eigenthume laſſe ich mich nicht lebendig vertreiben.)

Mir iſt lieber, daß die heimathliche Erde mein Blut trinke, als die fremde. (Ich will lieber mein Haus und Gut vertheidigend umkommen, als es verlaſſen.)

In den eigenen Obſtgarten geht ein Jeder wenn er will.

Jeder Hausherr iſt ſeines Hauſes Biſchof (ſoviel als Despot).

Jeder Prieſter iſt ſeines Buches kundig.

Jeder Hahn iſt auf ſeinem Düngerhaufen der Stärkſte.

Ein jeder Hund iſt bei ſeiner Hürde am ſtärkſten.

Jeder kennt ſeiner Kappe Eigenſchaft.

Beſſer iſt es ein Gebieter über Kleine als ein Diener in Caſtel-nuovo zu ſein.

Wer ſelbſtſtändig ſein kann, möge nie einem Fremden unterthänig werden.

Beſſer im Grabe, als Sklave ſein.

Mir iſt lieber daß du über mein Grab ſchreiteſt, als über meinen Leib.

Beſſer iſt es aus dem Gebirge, als aus dem Kerker zu ſchauen. (Es iſt beſſer vor dem Gerichte zu fliehen, und ein Abtrünniger, als gefangen und eingeſperrt zu werden.)

Der Sklaverei kann man einmal entkommen, dem Grabe nie.

Einem fremden Hauſe dienen, iſt ſchwer; aber ein eigenes erwerben, iſt noch ſchwerer.

Wenn es auch ſchlecht iſt, gehört es doch mir an. (Sich meiſt auf Kinder oder Verwandte beziehend.)

Es ſind weder alle die Deinigen heilig, noch alle die Meinen verdammt.

Beſſer ein Eigenes, wenn auch träge, als das Fremde munter (z. B. ein Pferd).

Ein jeder Zigeuner lobt ſein Pferd.

Jede Alte bläſt unter ihren eigenen Keſſel.

Eine jede Kuh leckt ihr Kalb.

Jederman leitet das Waſſer nach ſeiner Mühle.

Wenn es donnert, bangt Jedem für ſich ſelbſt.

Jeder kämpft, um zu gewinnen.

Die Hündin bellt nicht des Dorfes, ſondern ihretwegen.

Was dein iſt, laſſe dir nicht nehmen, und das Fremde eigne dir nicht zu.

Sein Eigenthum kann man auch vom Altar in der Kirche zurückfordern.

Was man im Hauſe braucht, das gibt man nicht einmal der Kirche.

Das Hemd iſt mir näher, als das Kleid.

Es iſt beſſer ſeine eigene Kirche decken, als eine fremde.

Blut iſt kein Waſſer (pflegt man zu ſagen, wenn ſich Brüder entzweien, d. h. ſie ſind eines Blutes, ſie können ſich wieder leicht verſöhnen).

Ein Bruder, weſſen Glaubens er auch ſei, iſt mir ſtets lieb.

Es gibt keinen Sommer, bis nicht der Georgs-Tag kommt, noch einen Bruder, bis ihn die Mutter gebiert!

Wer den Bruder nicht als Bruder behandelt, wird einen Fremden als Herrn betrachten müſſen.

Von einem fremden Pferde wird man in den Koth geworfen.

Sind auch wir Brüder, ſo ſind doch unſere Börſen nicht Schweſtern, oder: Die Brüder wie Brüder, doch die Säckel wie die Mörder.

Mit den Deinigen iß und trinke, aber weiter ſollſt du nichts mit ihnen gemein haben (d. h. nichts handeln oder ſonſt Geſchäfte machen).

Eine verheirathete Tochter wird ſchon Nachbarin genannt.

Weh der Mutter mit einem Mädchen (ohne Sohn).

Weh der Schwiegermutter im Hauſe des Schwiegerſohnes.

Die Wölfe nähren ſich nicht von beſtelltem Fleiſche.

Fremder Schutz, ein Stab aus Moorhirſe!

Eine fremde Hand erwirbt nicht, oder:

Eine fremde Hand ſpart nicht.

Weh dem Brei auf fremde Milch wartend! oder:

Weh dem Topfe aus dem Dorfe auf Würze wartend.

Weh dem, der fremdem Verſtande folgt!

Verlaſſe dich nur auf dich und dein Pferd.

Das beſte väterliche Erbtheil iſt Rodeland.

Die Augen des Beſitzers machen das Pferd fett (d. h. nur unter ſeiner Obhut gedeiht es).

Weh einem Jeden überall, wo es ſei, ohne die Seinigen!

Man führt wohl den Seinigen an die Grube, aber man wirft ihn doch nicht hinein; oder:

Man führt den Seinigen an das Waſſer, ſtößt ihn darin unter, aber los läßt man ihn doch nicht; oder

Ein Bruder führt wohl den andern über eine Grube, aber er wirft ihn doch nicht hinein.

Laſſe, o Gott! weder zu, daß ich den Bruder miſſe, noch daß ich an ſeinem Herde ſitze.

Hüte du mich vor den Meinigen, vor den Fremden will ich mich ſchon ſelbſt hüten.

Der mir Gutes wünſcht, iſt mein Bruder.

Wenn man auch von den Seinigen nicht ernährt wird,

ſo iſt es doch beklagenswerth, wenn man ſie nicht hat, um von ihnen vertheidigt zu werden!

Lieber will ich den Bruder zum Mörder, als den Fremden zum Herrn haben.

Wer mich tritt, der liebt mich nicht.

Einem Fremden gegenüber kannſt du prahlen, den Deinigen aber ſage die Wahrheit.

Den Fremden gegenüber rühme dich, und nur den Deinigen klage!

Eine Stiefmutter ein ſchlechter Troſt!

So viel es weiße Krähen gibt, ſo viel gibt es gute Stiefmütter!

Es iſt beſſer, daß das Dorf zu Grunde gehe, als im Dorfe die Gebräuche.

Es iſt beſſer das Land verkaufen, als deſſen Gebräuche verlieren.

So viel Dörfer, ſo viel Gebräuche.

Beſſer einen Goldammer in der Hand, als einen Falken im Walde.

Wer keinen Falken hat, der freut ſich auch des Kukuks.

Beſſer iſt ſelbſt ſchwarzes Brod, denn ein leeres Ränzel.

Beſſer iſt dir heute noch Haberbrod, als morgen Kuchen.

Beſſer iſt ſelbſt Bohnenſtroh, denn leere Krippen.

Beſſer ſelbſt auf der Egge zu fahren, denn zu Fuße zu gehen.

Beſſer iſt es auf dem ſchlechteſten Pferde reiten, als zu Fuße gehen.

Mit dem Schlechten geht es ſchlecht, ohne das Schlechte noch ſchlechter.

Beſſer iſt es durchgeprügelt, als erſchlagen werden.

Es iſt beſſer verwundet, als umgebracht werden.

Es iſt beſſer irgend einmal als niemals.

Ein Stück in fremder Hand ſcheint immer größer.

Die Feigen jenſeits des Zaunes ſind ſüßer.

Man ſoll ſeine Glocke keinem fremden Widder anhängen.

Des ganzen Dorfes Schafe und des Schulzen Glöcklein (d. h. die Anführer erndten für die Leiſtungen der Menge).

Des liebſten Gaſtes iſt man in drei Tagen ſatt.

Zwei Abende einen Gaſt bewirthen genügt.

Der Gaſt iſt für drei Tage.

Gäſten die oft kommen, verſagt man den Kuß.

Ein Gaſt haßt den andern, und der Hausherr beide (wenn nämlich ein Reiſender in ein Haus einkehrt, um zu übernachten, und dort einen antrifft, der vor ihm eingekehrt iſt, daher nicht die Bequemlichkeit findet, die er ſonſt gefunden hätte).

Eines ungebetenen Gaſtes Platz iſt hinter der Thür.

Ein Gaſt weiß nicht, was faſten heißt.

Mit fremden Sachen kann man leicht groß thun.

Mit fremdem Gute freigebig ſein iſt leicht.

Mit fremden Händen Schlangen fangen iſt leicht.

Dreihundert Stockſtreiche auf fremdem Rücken empfindet man nicht.

Dienen heißt nicht ſich verbrüdern.

Der Schmied hat die Zange, damit er sich die Hände nicht verbrenne.

Der Herr frägt den Esel nicht, wenn er ihn belasten will, sondern er thut es, wenn es ihm beliebt.

Wo der Hund schlürft, dort bellt er auch.

So lange man Brocken hat, wird man Hunde haben.

So lange es Köpfe gibt, wird es Kappen geben.

Der Untergebene soll keinen Widerspruch kennen.

Binde das Pferd dort an, wo es dir der Herr befiehlt.

Ein Diener soll viel hören und wissen, aber wenig reden.

Wo man auf die Aeltesten nicht horcht, da hilft Gott nicht.

Nur Gott allein hat keinen Herrn.

Jeder Vogel hat über sich einen Geier.

Der Schweif befiehlt nicht dem Kopfe.

Weh dem Kopfe, wenn der Schweif befiehlt!

Ein Essig, der nicht scharf, und ein Hausvater, der nicht streng ist, taugen nichts.

Weh einem Hauswirthe, den der Diener lehrt.

Es ist besser ein Jahr Stier als hundert Jahre Kuh sein.

Es ist besser einen Tag der Hahn, denn einen Monat die Henne sein.

Weh dem Hause, das keinen Herrn, und einem Grundstücke, das keinen Hüter hat!

Weh dem Hause ohne Herrn und einem Herde ohne Klotz!

Wo kein Vater ist, gibts auch keinen Topf.

Wo kein Zaun iſt, gehen die Anlagen zu Grunde.

Eine herrenloſe Milch wird von den Hunden ausgeſchlürft.

In verlaſſenen Kirchen heulen ſelbſt die Hunde.

Wo keine Hunde ſind, da heulen die Wölfe.

Weh der Hürde, um welche herum die Hunde nicht bellen.

In einem Dorfe, wo kein Hund iſt, kann man leicht ohne Stock gehen.

Wer ſich nicht rächt, wird nicht heilig.

Selbſt die Kuh wehrt ſich mit dem Schweife.

Das Blut kann nicht einſchlafen. (Wenn Jemand umgebracht wird, können dieß die Angehörigen nicht vergeſſen, bis ſie ihn gerächt haben.)

Etwas dulden, iſt zwar ſchwer, doch deſſen zu gedenken, iſt leicht.

Eine ſchlechte Frau gibt das Geborgte nicht zurück, und eine gute gibt es doppelt. (Wer Uebles thut, dem wird es vergolten.)

Schwer iſt es mir dem zu vergelten, der mir Gutes thut, dem, der mir Uebles thut, kann ich es leicht nachtragen!

Jede Macht iſt vergänglich, und die Noth kann Jeden treffen.

Die Senſe wird auch an einen Stein ſtoßen.

Auch für mich werden die Weihnachten kommen.

Auch für ihn wird ein ſchlechter Morgen kommen.

Auch für ihn wird ein ſchwarzer Freitag kommen.

Der viel droht, rächt ſich ſelten.

Begrabe erſt diejenigen, welche du bis jetzt umgebracht

haſt (ſagt man, wenn Jemand Einem droht ihn umzubringen, und man glaubt, daß er dies zu thun nicht im Stande ſei).

Wenn es am ſtärkſten donnert, regnet es am wenigſten.

Ein Hund, der viel bellt, beißt nicht.

Eine Henne, welche viel gackert, legt wenig Eier.

Ein gutes Schaf blökt wenig, gibt aber viel Wolle.

Zwei Schwache ſind ſtärker als Milos.

Zwei ſind ſtärker als Radojiza.

Zwei Haſelnüſſe ſind für die Nuß ein Heer.

Wo zwei ihre Seele daranſetzen, gilt es dem dritten der Kopf. (Wo zwei gegen einen, wenn auch falſch zeugen, iſt er verloren).

Zwei warten nicht auf den dritten.

Ein Uebel kann den Menſchen nicht aufreiben.

Ein Menſch kann nicht alles wiſſen.

Pabſt und Bauer wiſſen mehr denn der Pabſt allein.

Das Dorf iſt ſtärker als die Hochzeitsgäſte.

Viele Hunde beißen den Wolf todt.

Wer einen Anhang hat, mit dem ſind auch die Götter.

Jeder Fluß wird durch die Bächlein mächtig.

Zur Schaar, Täublein! (damit dich der Sperber nicht davonträgt).

Ohne Genoſſen kein Heldenthum.

Eine zahlreiche Familie, ein ſchneller Beiſtand.

Eine mächtige Familie, auch ein mächtiges Recht. Eine kleine Familie, ein kleines Recht.

Wo es Brüder gibt, gibt es auch was zu theilen.

Wer iſt ein guter Held? Die Menge iſt es.

Das Volk iſt eine ſtarke Stute. (Es vermag viel.)

Die Türken glauben, daß die Raja ein Spaß (eine Kleinigkeit) ſei, doch die Raja iſt das Haupt der Feſtungen.

Pflugſchar und Haue ernähren die Welt.

Je mehr Eier, deſto dicker die Suppe.

Das Schwerere überwiegt allenthalben.

Wo es dünn iſt, da reißt es auch.

Eine Hand wäſcht die andere, und das Antlitz beide.

Selbſt die Rinder lecken ſich gegenſeitig.

In der Mühle mahlt man auch der Reihe nach.

Der Baum ſtützt ſich (vom Sturm entwurzelt) an den Baum, der Menſch (im Unglück) an den Menſchen.

Wo Eintracht wohnt, da iſt auch Gottes Segen.

Einträchtige Brüder eſſen ſelbſt am Freitage Fleiſch.

Ein zweizackiger Pfahl kann nicht in die Erde dringen. (Uneinige Menſchen richten nichts aus.)

Der Eine ſchlägt auf den Nagel, der Andere auf das Hufeiſen. (Wenn man ſich nicht verſtändigt.)

Berathung (gleichbedeutend mit Eintracht) ſtürzt das Haus nicht um.

Beſſer iſt von fern ſich lieben, als in der Nähe ſich haſſen.

Wenn die Gäſte nicht toll ſind, wird das Haus nicht zu eng ſein.

Wer auf die Menſchen nicht horcht, iſt ſelbſt kein Menſch.

Wer Jedem folgt, thut ſchlecht; wer Niemandem folgt, noch ſchlechter.

Allein sein thut dem Menschen selbst beim Essen nicht wohl.

Wer sich vor den Menschen verbirgt, sollte lieber gar nicht da sein.

Auch unter den Heiligen gibts Wortwechsel.

Auch die Heiligen haben gesündigt, und sind dennoch heilig geworden (denn sie bereuten).

Auch die Gedärme im Bauche zertragen sich bisweilen.

Wie viel Menschen, so viel Naturen.

Selbst die Finger an der Hand sind nicht alle gleich.

Es gibt kein Getreide ohne Wicken.

In jedem Waizen gibt es Brand.

In jedem Brode gibt es Kleie.

In jedem Hause gibt es Rauch.

Wo eine Hürde ist, da ist auch der Tod.

Wem die Katze schmeichelt, den kratzt sie auch.

Der guten Dinge drei auf einmal besitzen, ist schwer.

Wenn man Fett hat, fehlt das Mehl, wenn man Mehl hat, fehlt das Fett.

Besser mit einem Helden sich schlagen, denn mit einem Nichtswürdigen sich küssen.

Lieber mit Guten sich zanken, denn mit Schlechten sich gesellen.

Besser mit dem Weisen weinen, als mit dem Thoren singen.

Die großen Fische verschlingen die kleinen.

Bis nicht eine Schlange die andere verschlingt, kann sie kein Drache werden.

Bis es dem Einen nicht nachtet, kann es dem Andern nicht tagen.

Bis Einer sich nicht kalt hinstreckt, kann sich ein Anderer nicht ausbreiten.

Bis nicht dem Einen schlecht wird, kann einem Andern nicht gut werden.

Wer mit dem Kaiser Krieg führt, trägt Uebles heim.

Weh der hornlosen Ziege, wenn sie mit dem Wolfe Krieg führt.

Ein Hornloser kann sich mit einem Gehörnten nicht stoßen.

Gott behüte dich mit einem Gehörnten dich zu stoßen, und mit einem Kahlköpfigen zu raufen.

Wer den Wein trinkt, wird sich betrinken. Wer das Pferd reitet, wird herunterfallen.

Wer zu viel trinkt, schlägt sich auf den Kopf.

Der Betrunkene ist weder ein Mensch noch ein Held.

Ein Säufer heißt nicht derjenige, welcher viel trinkt, sondern der, welcher sich betrinkt.

Der Wein macht auch einen Greis tanzen.

Der Wein bethört selbst den Weisen.

Der Wein schweigt nicht, sondern lärmt.

Der Wein sagt nicht: geh! sondern: bleib!

Wer trinkt und nicht bezahlt, kehre nie mehr in die Schenke zurück.

Wenn ich trinke, und es geht mir schlecht; wenn ich nicht trinke, und es geht mir auch nicht besser; dann trinke ich lieber, soll' es mir auch schlecht gehen.

Ein Antlitz, das der Wein nicht röthet, taugt nicht (d. h. wer nicht Wein trinkt, kann nicht gut aussehen).

Das Wasser selbst im Stiefel haben, ist schlecht. (Sagen die das Wasser nicht gerne trinken.)

Der Branntwein weiß nicht was der Kadi (Richter) ist.

Wenn der Kadi wüßte was Branntwein ist, er hielte statt des Buches (Koran) den Branntwein unter dem Kopfe.

Die Mutter eines Helden die wehklagt zuerst. (Denn ein Held stürzt sich kühn in die größten Gefahren, und findet darin am ersten den Tod.)

Derjenige, dessen sich die Gefährten rühmen, versperrt gar bald den Engpaß (mit seiner Leiche).

Den Furchtlosen beißen die Hunde am ersten.

Fliehen ist schmachvoll, aber vortheilhaft.

Ein Furchtsamer kehrt heim.

Was der Mensch am wenigsten fürchtet, vor dem soll er sich am meisten hüten.

Oft ertrinkt der beste Schwimmer.

Selbst ein Pferd um hundert Dukaten strauchelt.

Die Nadel durchsticht eine junge Haut eher, als eine alte.

Auf dem Markte gibt es mehr Lämmer als Schafhäute. (Pflegen alte Leute zu sagen, wenn ihnen die jungen vom Tode verreden.)

Nicht die glänzende Waffe kämpft den Kampf, sondern des Helden Herz.

Hüte dich vor einer rauchgeschwärzten Flinte, oder:

Fürchte dich nicht vor einer glänzenden Flinte, ſondern vor einer Rauchgeſchwärzten.

Nicht fürchtet ſich Bajo vor einem Damascener Gewehre, ſondern vor einem mit Riemen gebundenen. (Denn viele prächtigen Gewehre werden blos der Zierde wegen getragen, während man die ſchlechten nur bei ſich hat, um im Nothfalle davon Gebrauch zu machen.)

Der Arbeitende hat Alles, allein der Sparende hat doch noch mehr.

Sparen iſt der trefflichſte Erwerb.

Beſſer iſt gut geſpart, denn ſchlecht erworben.

So lange du etwas haſt, ſollſt du es hüten.

Wer kauft, was er nicht braucht, wird zuerſt verkaufen, was er braucht.

Wer viel austheilt, wird bald betteln.

Die Schafe hütet man leichter, als das Geld.

Erwerben iſt leichter als erhalten.

Ohne Sparen kann man nie viel erwerben.

Das blanke Geld bewahre für die trüben Tage.

Arbeiten ziemt dem Manne, und ſparen der Frau.

Wenn der Mann den Erwerb auf der Heugabel ins Haus brächte, die Frau aber ihn nur mit der Nadel hinauswürfe, kann das Haus nicht beſtehen.

Der Regen fällt tropfenweiſe und bildet dennoch Pfützen.

Hundert kleine Dinge bilden ein Großes.

Viele Körner bilden einen Haufen.

Wer den Kreuzer nicht achtet, zählt keine Zechinen.

Wer die Breſamen nicht aufhebt, wird nie eine Schwiegermutter haben (d. h. ein eignes Haus).

Wenn vom Thaler ein Kreuzer fehlt, iſt es kein Thaler mehr.

Durch Flicken erwirbt man ein Haus.

Flicken erhält das Haus.

Flicken und dulden erhält die halbe Welt.

Flickerei iſt die Mutter der Armen.

Wer das Alte nicht flickt, trägt auch das Neue nicht.

Ein zerriſſener Sack läßt ſich nie anfüllen.

Ein alter Sack iſt ſchwer zu flicken.

Vor dem Hausdiebe iſt es ſchwer ſich zu ſchützen.

Ein Hausdieb rottet das Haus aus.

Die Schuld iſt ein ſchlechter Gefährte.

Wer ſchuldig iſt, der iſt beklagenswerth.

Ein Schuldner bindet nicht den Beutel zu.

So wie du eine fremde Henne verzehrt haſt, binde deine eigene beim Fuße an. (Den damit zu bewirthen, der dich bewirthet hat.)

Er hat ſelbſt die Haare am Kopfe verſchuldet.

Lieber in Schulden, als in Schande ſein.

Der Eingeſperrte zahlt die Schulden nicht.

Wenn auch das Haus verbrennt, fliegen doch die Schulden zum Rauchfang hinaus.

Ein todter Kopf zahlt keine Schulden, d. h. durch die Hinrichtung oder Tödtung eines Menſchen Schulden halber werden dieſelben nicht getilgt.

Eine alte Schuld, eine immer neue Forderung. (Eine Schuld kann nie alt werden.)

Von einem ſchlechten Schuldner nimm die Ziege auch ohne Kitzlein.

Ein geiziger Vater, diebiſche Kinder.

Der Geizige gibt mehr, und der Faule trabt weiter.

Wer die Katze nicht ernährt, der ernährt die Mäuſe.

Suchend eine Nähnadel, verlor er eine Packnadel.

Wo das Tauſend aufgegangen iſt, ſoll auch das Hundert aufgehen.

Durch das Geld verliert man die Seele.

Das Geld klingt fein, wird aber weit gehört.

Wo die Münzen klingen, ſchweigen die Philoſophen.

Das Geld iſt der Kaufmann.

Der Reiche ißt, wenn er will, und der Arme, wenn er kann.

Das Feiſte gilt für ſchön, und der Reiche für weiſe.

Der Reichthum verdeckt die Gemeinheit.

Bei einem reichen Bauer iſt auch das Rind klug (man ſchmeichelt ihm).

Bei einem reichen Bauer iſt der Waizen theuer.

Eines reichen Mannes Frau iſt immer trefflich.

Ohne Geld nicht einmal in die Kirche.

Selbſt das Grab des Heilands wird nicht umſonſt gehütet.

Ein ſchlimmer Grundherr treibt dir eine Kuh weg, und ein guter zwei. (Den Schlimmen fürchtet man und hütet ſich daher, indeß man von dem Guten durch Schmeicheleien übervortheilt wird.

Er ſaugt das Blut mit Baumwolle auf. (Wenn Jemand mit ſchönen Worten das Ueble was er thut beſchönigt; dies gilt beſonders von Oberhäuptern und Regierenden.)

Wer keinen Spahi (Grundherrn) hat, der kaufe ſich eine Uhr. (Man meint damit, daß ihm die Ausbeſſerung der Uhr eben ſo viel koſten werde, als er an den Spahi zu entrichten hätte.)

Eine unfruchtbare Kuh oder eine Uhr zu haben iſt eins.

Ein ſtiller Fluß ſchwemmt die Ufer weg.

An einer verborgenen Kohle verbrennt man ſich am ärgſten.

Hüte dich vor den Kohlen unter der Aſche.

An einer verdeckten Kohle brennt man ſich.

Hüte dich vor einem Hunde, der ohne zu bellen beißt.

Wer arbeitet, den hindert Gott nicht.

Ein arbeitſames Mädchen, eine baldige Hochzeit.

Arbeite, dann will ich dir auch helfen, ſagt Gott der Herr, oder:

Dem Arbeitſamen hilft Gott.

Arbeite, als wollteſt du hundert Jahre leben, und bete, als ſollteſt du morgen ſterben.

Den Weihnachtsbraten beſorgt man nicht am heiligen Abend (weil in Serbien den Weihnachtsbraten gewöhnlich ein junges Schwein bildet, welches man wenigſtens einige Wochen vor Weihnachten hiezu beſtimmt, mäſtet, und am heiligen Abend an einem Pfahl ganz brät).

Klein iſt zwar die Wachtel, aber ſie ermüdet den Helden und das Pferd.

Klein iſt zwar die Perle, doch wird ſie an vornehmem Halſe getragen.

Klein iſt zwar das Pfefferkorn, aber es kommt vor die Vornehmen.

Die Schönen führen das Kolo (den Tanz) an, indeß die Häßlichen das Haus beſorgen.

Die oft in den Spiegel blickt,

Schlecht ſich zu der Wirthſchaft ſchickt.

Die Henne möge nur bunt ſein, wenn ſie auch kein Ei legt. (Sagen Einige im Scherze von dem Mädchen, wenn man vom Heirathen ſpricht, d. h. es ſei nur ſchön, im Uebrigen wie immer.)

Ein Mädchen wird durch ihr Antlitz verheirathet.

Schön iſt zwar auch die Schlange, aber böſe.

Auch ein Klotz iſt ſchön, wenn er angekleidet und ausgeſchmückt iſt.

Von außen ſchön, aber von innen blind.

Die Rheinweide iſt ſchön zu ſchauen, aber bitter zu kauen.

Mit den Ohren, und nicht mit den Augen ſoll man heirathen.

Weiße Hände lieben fremde Arbeit.

Ein reines Schwein hat dünnen Speck, oder: Ein reinlich Schwein wird nie fett werden.

Eines verſchämten Blinden Sack bleibt leer.

Der Ackersmann hat ſchwarze Hände, aber weißes Brod.

Die Zigeunerin iſt unverſchämt, aber ihr Ränzel iſt voll.

Eines ſchmellenden Prieſters Sack bleibt leer.

Eines jeden Vogels Fleiſch kann man nicht eſſen.

Nicht jeder iſt ein Mann der Hoſen trägt.

Es iſt beſſer ihn auf der Straße auszuziehen, als zu Hauſe auszurauben. (Indem ſeine Kleidung mehr werth iſt als alles, was er ſonſt beſitzt.)

Er hat zwar ein Haus von Stein, doch im Hauſe drinn nicht einmal einen Stein. (Pflegt der Montenegriner zu ſagen, wenn irgendwo der Schein auf Wohlſtand deutet, wo Armuth iſt.)

Die Augen ſind davon erfüllt, aber das Herz iſt leer.

Niemand ſieht, was Einer in ſeinem Magen, ſondern nur, was er an ſich hat.

Brich dirs vom Munde ab, um es auf dich zu hängen.

Wenn wir auch im Stalle leben, ſo eſſen wir doch kein Stroh.

Wenn auch ſchwarz, bin ich doch kein Zigeuner.

Wenn ich auch kein Caraa bin, ſo bin ich doch auch kein Armer. (Hier verſteht man den reichen Caraa, deſſen in den Volksliedern und Sagen gedacht wird.)

Eine leere Hand iſt einer todten gleich.

Ein leeres Ränzel drückt mehr, als ein volles.

Ein leerer Sack kann nicht aufrecht ſtehen.

Zu einem leeren Glaſe hat man kein Gebet.

Ein leerer Beutel, gemachtes Fieber.

Das nicht haben, iſt die Beunruhigung der Welt.

Ein armer Mensch, ein gemachter Teufel.

Ein armer Mensch, ein gemachter Lügner.

In ein leeres Haus kommen selbst die Mäuse nicht.

Ein Bettler ist selbst dem nicht lieb, der ihn erzeugt hat.

Den Bettler bellen selbst die Hunde an.

Der nie etwas hatte, ist kein Armer, sondern der etwas besaß, und dann verlor.

Es gibt keine festere Burg, denn einen armen Menschen. (Weil dieser nichts hat, und nichts fürchtet.)

Jahre und Armuth lassen sich selten verbergen.

Armuth und ein Husten lassen sich nicht verbergen.

Der Waisen wegen scheint die Sonne, oder:

Gäbe es keine Waisen, schiene auch die Sonne nicht, oder auch:

Gäbe es keine Armuth, schiene die Sonne nicht.

Die Thräne einer Waise durchdringt die Pflugschar.

Lieber soll ein jäher Tod dich hinwegraffen, als daß die Thräne eines Armen über dich komme.

Tritt einer Waise nicht auf den Saum, so wirst du nicht auf dein eigenes Glück treten.

Der Mensch kann der Waise auf den Saum treten, aber nicht auf deren Glück.

Eine Waise ist leicht weinen machen, oder auch:

Leicht ist eine Waise weinen machen, schwer aber sie zu stillen.

Einen Betrübten oder Unglücklichen ist leicht weinen zu machen.

Einer Waiſe kann ein Jeder leicht Herr werden.

Weh dem Kranken in einem leeren Hauſe!

Krankheit und ein reiches Haus brauchen viel.

Es gibt keine ärgere Krankheit, als den Hunger.

Der Hungrige hat keine Augen.

Der Hunger iſt ärger als die Peſt.

Ein hungriges Auge ſchläft nicht.

Selbſt der Patriarch, wenn er hungrig iſt, wird Brod ſtehlen.

Der Hunger jagt ſelbſt den Wolf zum Walde heraus.

Einem hungrigen Hunde träumt von Brocken.

Einem hungrigen Hochzeitsgaſte munden auch die Holzäpfel.

Ein durſtiges Pferd wählt das Waſſer nicht.

Die Nacken ſpringen höher.

Nackt aber ſtolz.

Von der Scheite ſchmerzt der Kopf nicht.

Die Scheite iſt eine Gabe Gottes, aber traurig iſt, wenn man geſchlagen wird, und nicht weinen darf.

Die Alte iſt nicht an Verwürfen geſtorben, ſondern an leerem Näpfel.

Ein Verwurf iſt ärger als der Tod.

Mit dem Magen muß man dem Brode nachgehen.

Wenn das Schwein ſatt wird, von dem wird es auch fett.

Die Krähe nährt ſich vom Miſte, der Falke vom Fleiſch, und doch ſiegen beide zu Gerzi aus.

Des Hauſes Schwelle iſt das größte Gebirge. (Das [illegible] überſchreiten und am ſchwerſten fällt.)

Die Welt ist kein Korb (sondern nach allen Seiten hin offen, und der Mensch kann hin wo er will).

Wo immer die Sonne scheint, wird überall Brod gebacken.

Der Mensch geht durch die Welt, wie die Biene durch die Blüthen.

Mit dem Gelde bin ich weder geboren, noch werde ich damit begraben werden.

Nackt sind wir auf diese Welt gekommen, nackt werden wir sie auch verlassen.

Es wäre traurig, wenn alle Hunde beißen wollten, die da bellen.

Weh dem Wolfe, dem nicht nachgebellt wird!

Und einem Helden, dem man nicht nachredet!

Der ist kein Wolf, dem die Hunde nicht nachbellen.

Ging es nach Hundeswillen, gäbe es nirgends mehr ein Pferd.

Der Hunde Bellen trübt das Meer nicht.

Niemand kann der ganzen Welt Kuchen backen.

Niemand kann soviel Tücher weben, um der ganzen Welt das Maul zu verbinden.

Der ganzen Welt hat selbst Gott nicht recht thun können.

Mir ist lieber, daß man mich beneide, als bedaure.

Weh dem, der keine Feinde hat.

Weh dem, den man bedauert.

Die That ist stärker, denn die Rede.

Vom Worte bis zur That ist so weit, wie vom Blatte bis zur Wurzel.

Den Handwerker erkennt man an der Arbeit.

Hilf mir tragen, aber laß mich reden (besonders bei Gericht, wenn der Redner von Jemand unterbrochen wird).

Am Abend dreihundert Dinge, und am Morgen nichts. (Sagt man von Großsprechern.)

Versprochen ist wie gegeben.

Das Versprechen ist eine schwere Schuld.

Eines Versprechens freut sich nur der Einfältige.

Den Ochsen bindet man bei den Hörnern, und den Menschen bei der Zunge an.

Der Bürge ist Zahler.

Mit hundert Reden schließt man einen Kauf, und ein einziges Wort löst ihn auf.

Wer prahlt, schadet sich selbst.

Dank ist eine schmale Zahlung.

Der Dank läßt sich nicht in das Ränzel schieben.

Wer fragt verirrt sich nicht.

Fragend kann man nach Konstantinopel kommen.

Wer fragt (wilst du), gibt nicht gern.

Gesunde Leute fragt man nicht (ob sie essen oder trinken wollen).

Nicht der Gedanke ist eine Sünde, sondern die That.

Der Kopf sammt der Zunge ist theurer, als ohne sie.

Die Zunge hat keine Knochen. (Es ist nicht schwer ein gutes Wort zu sprechen, ob es hilft oder nicht.)

Was man nicht sagt, kann auch nicht gehört werden.

Was vier Augen ſehen, das werden auch vierundzwanzig Augen ſehen. (Was zwei wiſſen, iſt kein Geheimniß mehr.)

Der Maulwurf kriecht unter der Erde, und kann dennoch nicht verborgen bleiben.

Sei hurtig im Hören, doch bedacht im Reden.

Beſſer iſt es Alles eſſen, denn Alles reden.

Wer da ſpricht was er will, muß oft hören, was er nicht will.

Er hat ſeinen ganzen Verſtand auf der Zunge.

Den Menſchen erkennt man am Reden.

Wer weiſe ſchweigt, ſpricht ſchön.

Mit Schweigen quält man den Teufel.

Dem Specht bringt ſein Schnabel Unheil.

Die jungen Spechte kommen durch den Schnabel um.

Jeder Vogel kommt durch ſeinen Schnabel um.

Die Zunge kann tiefer verwunden, denn das Schwert.

Wer die Sterne anbellt, dem werden die Zähne ausfallen.

Einer keifenden Dirne wird ſelten ein Kuß.

Eine bellende Hündin rettet das Dorf.

Was aus dem Munde herauskommt, kehrt nicht mehr dahin zurück.

Was über neun Gebiſſe geht, das geht auch über neun Berge.

Man ſoll nicht ſpucken und dann lecken.

Es iſt beſſer mit dem Fuße ausgleiten, als mit dem Munde.

Die Worte muß man wägen und nicht zählen.

Was er auf dem Herzen hat, führt er auch auf der Zunge.

Auf der Zunge Honig und im Herzen Gift.

Was du mir sagst, begegne mir; was du mir wünschest, möge dir begegnen.

Mit dem Löffel gibt er ihm zu essen, und mit dem Stiel sticht er ihm die Augen aus.

Das Letzte tödtet das Erste. (Wort, Befehl, Anerdnung).

Erst spring und dann sage Hopp!

Der Hase ist noch im Walde, und man schnitzt schon den Spieß.

Eine Frau zu nehmen, ist leicht, sie aber los werden, ist schwer.

Leicht ist es einen Stein in die Donau zu werfen, schwer aber ihn wieder herauszuholen.

In die Festung kannst du gehen, wenn es dir beliebt, doch aus der Festung erst, wenn man dich läßt.

Zum Gericht hin sind die Thüren breit, vom Gericht weg aber schmal.

Die Gedanken reichen noch über's Meer, indeß der Tod schon im Nacken sitzt.

Der Tod ist ein Betrüger (denn er kommt unverhofft).

Niemand weiß, was der Tag bringt, was die Nacht; niemand weiß, was der Morgen bringt, und was der Abend.

Heute Mensch und morgen schwarze Erde.

Der Mensch gleicht einem aufgeblähten Schlauche. (Er kann so schnell sterben, als die Luft aus dem geöffneten Schlauche dringt.)

Der Tod, welcher einem Menſchen beſtimmt iſt, gönnt dieſen einem andern Tode nicht.

Nicht der Schmerz entreißt die Seele dem Körper, ſondern die Vorherbeſtimmung.

Wer keine Jahre mehr zu leben hat, für den gibt es auch kein Heilmittel.

Es gibt keinen Tod ohne vorher beſtimmten Tag, noch einen Helden ohne Vorgänger (der ihm in der Schlacht vorangeht).

Wer ein Held iſt, der hat Pulver genug, und wer es nicht iſt, der braucht deſſen auch nicht.

Ein Tod, tauſend Urſachen.

Ein Schade, hundert Sünden. (Wenn z. B. etwas geſtohlen wird, und man auf Schuldloſe Verdacht wirft.)

Wohl dem, der vom Glücke ernährt wird, aber wehe dem, den ſeine Kraft nähren muß.

Wenn das Glück nicht auf dich wartet, kannſt du es auf dem ſchnellſten Pferde nicht einholen.

Beſſer eine Drachme Glück, denn hundert Oka Vernunft.

Mancher iſt hinter einem Blatte verborgen, und manchen kann ſelbſt die Eiche nicht verbergen.

Dem Einen ſchwimmt auch das Blei, einem Andern geht ſelbſt das Stroh unter.

Wenn ich die grüne Föhre berührte, die Grüne würde vertrocknen! (So unglücklich bin ich.)

Es iſt nur ſchwierig Richter zu werden, dann aber gibt es Honig und Schmalz in Fülle.

Ihm war nur schwer auf die Welt zu kommen, zu leben ist ihm leicht. (Wenn man von Jemanden sagen will, daß er glücklich ist.)

Das schlechteste Ferkel stößt auf die besten Birnen.

Sein Esel ist schneller, als eines Andern arabischer Hengst. (Wenn man von einem unternehmenden Menschen spricht.)

Sein Esel fängt an bergab zu gehen (d. h. sein Glück ist rückgängig geworden).

Gib mir etwas in den lebenden Mund, in den todten brauch ich nichts mehr (d. h. wenn du mir Gutes thun willst, thue es mir, so lang ich es brauche).

Betraure mich, so lange ich lebe, und nicht, wenn ich todt bin.

Gedenkst du mich zu beweinen, wenn ich todt bin, dann betraure mich lieber, so lange ich noch am Leben bin.

Gib du mir den heiteren Georgstag, dann gebe ich dir Käse und Milch. (Anstatt Käse und Milch sagen Einige Blumen und Gras, und wird zumeist gebraucht, wenn man um etwas ersucht wird, das außer unsern Verhältnissen liegt.

Verrecke Esel nicht, bis das Gras wächst. (Wenn man Jemand in dringender Noth auf bessere Zeiten vertröstet.)

Die Gewalt bittet Gott nicht, aber Gott bittet auch die Gewalt nicht.

Die Gewalt bittet weder Gott, noch fragt sie die Gerechtigkeit.

Die Gewalt reißt Land und Festungen an sich.

Eines Jeden Macht iſt vergänglich, nur die von Gott iſt ewig.

Weſſen die Gewalt, deſſen iſt auch das Recht.

Weſſen das Gericht, deſſen iſt auch das Recht.

Wer mit der Linken den Schopf hält, ſchlägt mit der Rechten wohin er will.

Bind ihn an und es wird dir leicht ſein ihn umzubringen.

Wer das Glas hat, an dem iſt auch das Zutrinken.

Wer den Kuchen hat, hat auch das Meſſer. (Und theilt wie er will.)

Jede Gewalt ſei verflucht, nur dieſe ſei geſegnet. (z. B. Wenn man von Jemanden genöthigt wird bei Tiſche zu bleiben.

Es gibt keine Kälte ohne Wind, und keinen ſchlimmen Gaſt ohne Türken.

Ein Türke iſt nichts gegen einen Renegaten.

Einem Kinde gib, aber verſprich ihm nie etwas, ſo wenig als einem Türken.

Er iſt ſchlechter als ein Türke.

Wenn es mir hätte ſollen gut gehen, wäre auch Lazar am Amſelfelde nicht umgekommen.

Mein Vergehen iſt, daß ich lebe. (Sagen beſonders die unter der türkiſchen Herrſchaft lebenden.)

Die Türken beherrſchen das Feld, die Lateiner das Meer, und den Chriſten blieb nur der Wald und die Steine.

Unten Meer, von oben Gebirge. (Wenn Jemand in großer Bedrängniß iſt.)

Etwas nimmt der Türke mit Gewalt, etwas der

Geistliche mit dem Buche, und so bleibt dem Armen gar nichts.

Die Türken stürzten uns mit Gewalt, und die Mönche mit dem Buche in Armuth.

Der Geistliche herrscht mit dem Buche, und der Türke mit Gewalt.

Gott ist hoch, und der Kaiser fern.

Die Erde ist hart und der Himmel fern. (Sagt man im Unglücke.)

Niemand kann sein eigener Richter sein.

Kläger und Richter kann man nicht zugleich sein.

Wo es keinen Kläger gibt, da gibt es keinen Richter.

Du klagst dem Türken und der Türke richtet dich.

Wenn dich derjenige klagt, der dich auch richtet, dann fordere von Gott allein nur Gerechtigkeit.

Etwas bestellen wie der Räuber sein Haus.

Der Mutter eines Räubers wachsen die Dornen in der Hürde.

Ein Räuberdorf gibt es nirgends.

Gib dem Priester was des Priesters, dem Herrn was des Herrn ist; dann aber flieh!

Dem Lächeln der Großen und dem heiteren Himmel darf man nicht trauen, denn beide verändern sich im Augenblick.

Großer Herren Bitte ist fertiger Befehl.

Mit dem du bloßköpfig mußt rechnen, sollst du nicht handeln.

Mit dem du dich an Kraft nicht meſſen kannſt, ſollſt du dich nicht befreunden.

Große Herren und Hunde machen die Thür nicht hinter ſich zu.

Kurze Stämme, gemachte Stümpfe.

Späte Kinder, frühe Waiſen.

Ein alter Vater, verwaiſte Kinder.

Die Kinder ſind der trockene Hagel.

Die Kinder ſind treuloſe Genoſſen. (Sie eſſen und trinken bloß, aber unterſtützen nicht.)

Wer ſich vor ſeinem Weibe fürchtet, möge Kinder ſäugen.

Wer ſich vor dem Weibe fürchtet, iſt weniger denn ein Weib.

Wer einem Weibe folgt, iſt ärger denn ein Weib.

Es iſt gut (manchmal) auch einer vernünftigen Frau zu folgen. (Von dieſem Sprichworte erzählt man ſich folgendes: Ein Herzegowiner fragte einſt einen Kadi, ob man einem Weibe folgen ſolle, worauf dieſer antwortete: man brauche es nicht zu thun. Als aber der Herzegowiner fortfuhr: Meine Frau drang heute morgen in mich dir einen Topf Rindfett mitzunehmen, ich habe alſo gut gethan ihr nicht zu folgen, da ſprach der Kadi: Einer vernünftigen Frau (manchmal) auch zu folgen, iſt gut.)

Das Weib verläßt ſich aufs Weinen, und der Dieb aufs Lügen.

Die Zunge eines Weibes iſt ärger, als ein türkiſcher Säbel.

Zweimal nur iſt der Menſch in ſeinem Leben fröhlich:

erſtens, wenn er ſich verheirathet, zweitens, wenn er die Frau begräbt.

Traue nicht der Saat, bis du ſie unter Dach bringſt, und nicht dem Weibe, bis du es ins Grab legſt.

Das Haus ſteht nicht auf der Erde, ſondern auf dem Weibe.

Das ſchlechteſte Weib iſt fünfzig Piaſter werth, und ein gutes nicht mit Geld zu bezahlen.

Wo kein Weib iſt, gibt es auch kein Haus.

Der ſchlechteſte Mann iſt ein guter Mann, und ein guter Mann iſt unſchätzbar.

Das Weib trägt den Mann am Geſichte, und der Mann das Weib am Hemde. (Wenn der Mann der Frau gut iſt, ſieht ſie zufrieden und vergnügt aus, und wenn die Frau fleißig iſt, trägt der Mann ein ſchönes und blankes Hemd.)

Sieh dir erſt die Mutter an, und nimm die Tochter.

Schau beim Pferde ob der Hals feiſt, und beim Mädchen wie ſeine Mutter iſt.

Am Vater erkennt man den Sohn, und an der Mutter die Tochter.

Was machen die Kinder? das, was ſie beim Vater ſehen.

Wie das Neſt, ſo der Vogel; wie der Vater, ſo die Kinder.

Von gutem Weine iſt ſelbſt der Bodenſatz gut.

Wenn eine Mutter auch noch ſo ſchlecht iſt, wünſcht ſie dennoch, daß ihre Tochter gut ſei.

Eine Schweſter verheirathet die andere, und ein Faß

verkauft das andere. (Wenn eine verheirathete Schwester rechtschaffen und fleißig ist, so glaubt man daß die ledige auch so sei; eben so, wenn einer irgendwo ein gutes Faß sieht, geht er zu dem, der es verfertigt hat, um sich auch eines zu bestellen.)

Alles was von der Katze geworfen wird, fängt Mäuse.

Wo hat die Eule je einen Falken ausgebrütet?

Was die Krähe ausbrütet, wird schwerlich ein Falke.

Er ist ein Falke aus dem Krähennester.

Die Mutter gebar die Tochter damit ihr diese sticken lehre. (Das Ei will mehr wissen als die Henne.)

Nun gackern die Eier und die Hennen schweigen.

Was die Wiege eingelullt, das hat auch die Schaufel begraben. (Was der Mensch mit zur Welt bringt, begleitet ihn durchs Leben.)

Angewöhnen ist eine Plage, abgewöhnen ist eine doppelte.

Der Wolf wechselt die Haare, aber seine Natur nie.

Er ist alt geworden, hat aber seine Natur nicht geändert.

Womit ein neues Gefäß gefüllt wird, nach dem schmeckt es immer.

Schneid dem Hunde die Ohren ab; Hund bleibt Hund; schneid ihm auch den Schweif weg, und er bleibt darum doch ein Hund.

Einem Hunde kannst du das Aas nicht zum Ekel machen.

Wo Einer aufwächst, da gewöhnt er sich.

Wo die Sau ihr Fett erwirbt, da läßt sie es auch.

Wo der Hase geworfen wird, da kommt er auch um.

Wo Einer stirbt, da wird er auch begraben.
Ein alter Feind wird nie zum neuen Freunde.
Der mich voriges Jahr geschlagen,
Den kann ich auch jetzt nicht vertragen.

So lange ich meinen Schweif anschaue, und du deines Sohnes Grab, kann zwischen uns keine Freundschaft bestehen. (Dieses Sprichwort, dessen man sich bedient, um die Unmöglichkeit einer Versöhnung nach erlittener Schmach auszudrücken, hat seinen Ursprung in folgender Erzählung: Hinter dem Hause eines Mannes, der ein einziges Kind, einen mehrere Jahre alten Knaben besaß, lebte in einer Steinritze eine Schlange, die oft ans Licht herauskam und sich sonnte. Eines Tages ergriff der Knabe die Hacke, und hieb der Schlange, die so zahm geworden war, daß sie sich vor ihm gar nicht fürchtete, den Schweif ab. Die Schlange, ergrimmt darüber, biß ihn und brachte ihm den Tod, worauf sie in ihre Behausung entfloh und nie mehr an die Sonne herauskam. Nachdem der Vater seinen Knaben in größter Trauer unweit des Hauses begraben und die Zeit seinen Schmerz etwas gemildert hatte, trat er eines Tages vor die Steinritze, in der die Schlange lebte, rief sie auf und hub an sie zu bereden, sich mit ihm zu versöhnen, auf daß sie wieder an die Sonne herauskomme, und er fortan mit ihr in Freundschaft lebe wie ehedem, denn, sagte er, das einmal Geschehene kann man nicht ungeschehen machen. Allein die Schlange erwiederte ihm aus ihrem Verstecke: Versöhnen können wir uns zwar, so lange ich

aber meinen Schweif anſchaue, und du deines Sohnes Grab, ſo lange kann wahre Freundſchaft zwiſchen uns nicht beſtehen.)

Wenn auch die Wunde heilt, die Narbe bleibt.

Dem Glücklichen ſterben die Frauen, dem Unglücklichen verenden die Stuten. (Man erzählt, wie einſt einem Manne der ſich in einer fremden Gegend angeſiedelt hatte, eine Kuh und bald darauf eine Stute verendete und keiner ſeiner Nachbarn, dem er ſein Mißgeſchick klagte, daran dachte ihm einen dieſer Schaden zu erſetzen; als er ihnen aber mittheilte, daß ihm die Frau geſtorben ſei, da waren ſie alle bereit ihm eine andere zu verſchaffen, weshalb er ſprach, in dieſem Lande ſei es beſſer, daß einem Manne das Weib ſterbe, als daß ihm Stuten und Kühe umſtünden; und daher obiges Sprichwort.)

Von bekannten Gemüſen ſchmerzt der Kopf nicht. (Sagt man beſonders bei Brautwerbung.)

Beſſer iſt es das Bekannte mit Tadel zu nehmen, als das Unbekannte mit Lob.

Halt dich an neue Wege, und an alte Freunde.

An alten Wein und alte Freunde ſollſt du dich halten.

Schlechtes Aufräumen, gemachter Schade.

Ein einäugiges Weib und ein ſchartiger Topf, fertige Schaden.

Was im Anfange eine Leichtigkeit geweſen wäre, wird zuletzt eine Beſchwerde.

Wer feſt bindet, der löſt leichter auf.

Wer im Sommer im Schatten ruht, hungert dann im Winter.

Wer reisen muß, dem bleibt keine Zeit zu schlummern.

Wer die Sperlinge fürchtet, säe keine Hirse.

Wer den Frost fürchtet, lege keinen Weingarten an.

Wer auf den Wolf zielt, muß hell schauen.

Wer in den Kolo eintritt, verläßt sich auf die Füße.

Die Vernunft herrscht, denn Verstand haben ja auch alle Thiere.

Besser eine Unze Vernunft, als hundert Fässer Gehirn.

Verstehen ist besser, denn haben.

Es ist besser mit der Vernunft, denn mit der Kraft zu wirken.

Die Menschen mißt man nicht nach der Spanne, sondern nach dem Verstande.

Die Pferde mißt man nach der Spanne, die Menschen nach dem Verstande.

Den Priester wählt man nicht nach dem Barte, sondern nach dem Kopfe. (Die griechischen Geistlichen tragen bekanntlich Bärte.)

Der Kopf ist älter als das Buch. (Mutterwitz ist mehr werth, als Gelehrsamkeit.)

Die Vernunft denkt mehr, als das Meer tragen kann.

Wenn Gott Jemanden strafen will, nimmt er ihm zuerst den Verstand.

Schlechte Vernunft, fertiges Gericht (d. h. wenn man unklug handelt, kann man nichts Gutes hoffen).

So lange Gott dem Menſchen den Verſtand nicht nimmt, kann er ihm das Vermögen nicht nehmen.

Wo es einen Wagen voll Weisheit gibt, gibt es deren zwei voll Dummheit.

Während die Weiſen nachgrübeln, erobern die Dummen die Feſtung.

Bis die Weiſen ausſtudirt, haben die Dummen ausgelebt.

Wo die Dummen durchgekommen ſind, konnten die Weiſen nicht durchkommen.

Ein dummer Fuchs fängt ſich an einem Fuße, und ein kluger an allen vieren.

Die Narrheit iſt verſchieden.

Wenn ein Blinder den Andern führt, fallen beide in die Grube.

So du den Dummen in den Krieg ſchickſt, ſitze nieder und weine.

So du den Dummen auf die Reiſe ſchickſt, geh ihm auf der Stelle nach.

Einen Blinden ſoll man nicht um den Weg, und keinen Narren um Rath fragen.

Meid den Narren wie den Heiligen.

Weich dem Betrunkenen wie einem Narren aus.

Vor einem Narren verbeug dich wie vor einem Heiligen (weil mit ihm ſchwer auszukommen iſt).

Mit Narren ſprechen, fällt einem Weiſen ſchwer.

Leichter iſt es Steine Berg an zu wälzen, als mit einem Narren reden.

Den Dummen braucht man nicht mit dem Lichte zu suchen.

Wessen sich der Weise schämt, damit prahlt der Thor.

Der Dumme bemüht sich oben an zu sitzen, wenn es aber zum Reden kommt, ärgert es ihn, daß er dort sitzt.

Mit dem Dummen versucht man die Furt.

Die Dummen schlagen die Schlacht, und die Klugen trinken den Wein.

Was ein Narr verwirrt, vermögen hundert Weise nicht zu entwirren.

Was ein Narr bindet, lösen hundert Weise nicht.

Was ein Narr kauft, können hundert Kluge nicht verkaufen.

Die Weisen können den Stein nicht herausziehen, den ein Narr in den Brunnen geworfen hat.

Es gibt keine Rache ohne tollen Bruder.

Ein schwacher Verstand, ein sicherer Untergang.

Ein Kahlköpfiger prahlt mit der Mütze, und der Thor mit der Stärke.

Dumme Gewalt, sicherer Untergang.

Sinnlose Kraft wird bald geschwächt.

Weh den Füßen unter einem dummen Kopfe.

Einen Narren wenn er schweigt, hält man für weise.

Weh dem Dummen selbst zu Weihnachten.

Wenn er keine Nase hätte, könnte er weiden, oder auch: Nur daß er kein Gras frißt. (Im Uebrigen ist er ein Vieh.)

Wenn er nicht getauft wäre, könnte man sein Fleisch essen.

Die Krähe hat dir nicht das Gehirn ausgesogen.

Er thut alles, was er weiß, weiß aber nicht, was er thut.

Es gibt kein größeres Uebel auf Erden, als ein ſchlechtes Naturel.

Führe den Eſel ſogar nach Jeruſalem, er wird darum doch ein Eſel bleiben.

Auch von mir wirſt du dich trennen, doch von deinem Verſtande nicht.

Iſt alt geworden, ohne ſich Verſtand zu erwerben.

Ein alter Fuchs hütet ſich vor der Falle.

Vor dem geſchickten Jäger fürchtet ſich der Fuchs.

Der Geſchickte fällt den Wald, während den Ungeſchickten der Wald fällt.

Gib dem Zigeuner nur ein Ränzel, den Weg brauchſt du ihm nicht zu zeigen. (Einem Menſchen, der für irgend ein Geſchäft taugt, ſage nur daß er es unternehme, nicht erſt wie er es anfangen ſolle, das weiß er ſelbſt.)

Die Türken fangen den Haſen zu Wagen (d. h. ſie handeln mit Liſt, durch Umtriebe).

Eine Hand, die verwunden kann, ſoll man küſſen.

Die Hand, welche du nicht abhauen kannſt, ſollſt du küſſen.

Den man bitten muß, ſoll man nicht erzürnen.

Ein ſüßer Mund öffnet eiſerne Thore.

Ein goldenes Schlüſſelchen öffnet eine eiſerne Thür.

Ein goldenes Schlüſſelchen öffnet eine kaiſerliche Feſtung.

Ein ſchmeichelndes Lamm wird von zwei Müttern geſäugt; ein ſtörriges auch nicht von einer.

Einen unterthänigen Kopf trifft der Säbel nicht.

Einem Geſandten ſchlägt man den Kopf nicht ab.

Je größer der Kopf, deſto mehr Kopfſchmerzen.

Je größer ein Vogel, um ſo größer muß auch ſein Neſt ſein.

Je mehr der Menſch hat, deſto kürzer wird er.

Ein guter Prieſter lernt bis an den Tod.

Der Menſch lernt ſo lange er lebt, und ſtirbt doch unwiſſend.

Der bis zum zwanzigſten Jahre nichts weiß, bis zum dreißigſten nichts erworben hat, deſſen Fürſorger ſind beklagenswerth.

Es gibt kein Wiſſen ohne Plage.

Womit man ſich plagt, mit dem lernt man.

Wer ſich am Feuer wärmen will, muß erſt den Rauch ertragen.

Wer nicht dienen kann, verſteht auch nicht zu befehlen.

Der nie gedient hat, verſteht ſelten gut den Herrn zu ſpielen.

Bis die Vernunft kommt, ſchwindet das Vermögen.

Bis ſich die junge Frau anzieht, iſt die Hochzeit vorüber.

Bis man des Fuchſes Privilegien durchſieht, wandert ſein Balg ſchon auf den Markt.

Wer unter Blinden ein Auge hat, der wird zum Kaiſer gewählt.

Einem weiſen Kopfe genügt ein Auge.

Wenn ein alter Hund bellt, dann ſoll man nachſehen, was es gibt.

Einen alten Menſchen frägt man nicht, was thut dir weh? ſondern was thut dir nicht weh?

Ein alter Wolf iſt der Hunde Spott.

Ein junger Geck, ein alter Bettler.

Zwei Mal ſollſt du meſſen, und das dritte Mal erſt zuſchneiden.

Wenn du zum Wolfe ſchmauſen geheſt, nimm den Hund mit.

Das Geld ſoll man überzählen, ſelbſt wenn man es am Wege findet.

Das Geld läßt ſich auch zwei Mal zählen.

Der Herzegowiner überſchritt hundert Mal den Fluß, und doch erprobte er jedesmal mit dem Stocke deſſen Tiefe um nicht zu ertrinken. (Vorſicht ſchadet nie.)

Die Henne blickt ſelbſt wenn ſie trinkt nach dem Himmel. (Aus Vorſicht, um nicht von dem Geier überfallen zu werden.)

Selbſt eine beſoffene Henne weiß was ein Geier iſt.

Wenn es ſchön Wetter iſt, nimm den Mantel mit dir, und wenn es ſchlecht iſt, thue wie dir beliebt.

Eine ſchlechte Maus, die nur einen Schlupfwinkel hat.

Der Schade öffnet auch dem Dummen die Augen.

Iſt der Wagen erſt gebrochen, dann gibts genug der Wege. (Nachdem ein Schade angerichtet wurde, iſt es leicht zu ſagen, was man hätte thun ſollen, um ihn zu verhindern.)

Nach der Schlacht in die Dornen mit der Lanze!

Nach dem Regen braucht man keinen Mantel.

Schlage das Zigeunerkind ſo lange die Kürbißflaſche

ganz ist, wenn es sie zerschlägt, ist es zu spät. (Man erzählt, wie ein Zigeuner sein Kind nach Wasser schickend, es vorher durchprügelte, damit es die Flasche nicht zerbreche, und um den Grund gefragt antwortete: weil es dann, wenn es die Flasche schon zerbrochen hat, zu spät wäre.)

Der Zuschnelle überspringt das Glück.

Mit übergroßer Eile fängt man die Maus nicht.

Wer langsam geht, kommt früher nach Hause.

Der Schnelle strauchelt oft, und der Schwerfällige überholt ihn dann.

Der weiter schreitet, als er zu überschreiten im Stande ist, wird sich die Schienbeine brechen.

Wer mehr in den Mund nimmt, als er verschlucken kann, wird ersticken.

Uebereilte Rache, sicherer Schade.

Wer schnell richtet, bereut auch schnell.

Besser ist es einen Umweg machen und gesund nach Hause kommen.

Besser auf halbem Wege umkehren, denn auf schlechtem bis ans Ende gehen.

Das Nichtumkehren bricht den Wagen. (Wenn ein Mensch nicht zurückkehren, sondern alles auf einmal wegführen will.)

Der Sattel ist schneller denn das Pferd. (Wenn Jemand über die Maßen eilt, und dadurch seine Angelegenheit verdirbt.)

Ein zugroßer Freund, kein Freund.

Ein übermäßiger Freund, ein Feind.

Frühe Vögel werden bald flügge.

Wer früh zu Mittag ißt und jung heirathet, wird es nicht bereuen.

Der Frühaufſtehende und ſpät zu Bettgehende erwirbt ein Haus.

Der Fuchs fürchtet nicht den, der am Abend prahlt, ſondern, der früh aufſteht.

Rühme mir nicht den am Abend lange Sitzenden, ſondern den am Morgen früh Aufſtehenden.

Wichtiger iſt der Morgen als der Abend. (Wenn man ſich des Abends über etwas beſpricht, und die Entſcheidung vertagt.)

Je länger der Kuchen im Feuer bleibt, eines um ſo beſſeren Gaſtes wartet er. (Damit tröſtet man die Mädchen, welche nicht an Mann kommen.)

Für das Geld wird ſich ſchon ein Goldſchmied finden.

Ein Mädchendorf gibt es nirgends. (Für jedes Mädchen kommt die Zeit ſich zu verheirathen.)

Ein Apfel, der ſpät reift, hält ſich lange.

Einen guten Frühling erkennt man bei Zeiten.

Am Morgen erkennt man was für ein Tag werden wird.

Die erſten Hündlein wirft man ins Waſſer. (Man ſoll nicht den Muth verlieren wenn die erſten Verſuche in einem Unternehmen mißlingen.)

Nur eines todten Wolfes Schweif mißt man.

Der Wolf zahlt mit der Haut.

Wo man dich mit Worten ſpeiſt, nimm dir einen kleinen Korb mit.

Von gepriesenen Erdbeeren bleiben die Körbe leer.

Mit der Trommel jagt man keine Hasen.

Den Wolf schreckt man mit einem belaubten Zweige.

Das Kameel schreckt man nicht mit einem Stock.

Den die Schlangen gebissen haben, der fürchtet selbst die Eidechsen.

Ein zweites Mal fängt sich der Fuchs nicht im Eisen.

Wer mich einmal betrügt, ist ein Nichtswürdiger, aber der mich öfter betrügt, ist ein tüchtiger Mensch.

Er betrog mich zwei Mal, möge Gott ihn tödten, betrügt er mich ein drittes Mal, dann möge Gott mich tödten.

Der wird nicht betrogen, der da weiß, daß man ihn betrügt.

Ein Windspiel, das man mit Gewalt auf die Jagd führt, fängt keinen Hasen.

Ein fröhliches Herz spinnt den Hanf.

Ein ruhiges Herz betet, und ein bedrängtes weint.

Von der Ruhe schmerzt der Kopf nicht.

Wer Krieg wünscht, der möge ihn zu Hause haben!

Wo eine Armee durchzieht, gibt es kein Gras.

Zur Zeit des Krieges ist keiner des Andern Bruder.

Alles, was der Krieg verbrach, hat der Friede bezahlt.

Die Reise kennt keine Frist.

Die zu Hause gemachte Rechnung taugt auf der Reise nicht.

Die Straße fährt den Wagen.

Von einer Ziege kann man nicht zwei Felle bekommen.

Aus einem Felle kann man nicht doppeltes Fleisch bekommen.

Unter einem Arme kann man zwei Wassermelonen nicht tragen.

Wir werden nicht geboren, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben.

Er ist geboren worden bloß um zu essen und zu trinken.

Mehr Menschen sind gestorben an Essen und Trinken, als an Hunger und Durst.

Der Rost kennt sein Eisen.

Der Rost hat sich des Eisens gefreut (wenn Gleichgestimmte sich finden).

Einem Diebe etwas stehlen ist schwer.

Bei der Stickerin Seide kaufen (sich in einer Angelegenheit an den Unrechten wenden).

Laß die Fliege erst auf die Hand, schon ist sie dir am Schnurrbart.

Laß den Hahn über die Thürschwelle, und er wird auch auf die Wandleiste steigen.

Schmeichle den Uebermüthigen, und er wird noch übermüthiger.

Neben einem dürren Holze verbrennt auch das Grüne.

So lange man den Unschuldigen nicht martert, kann man den Schuldigen nicht entdecken. (Nach dem bisherigen türkischen Gerichtsverfahren.)

Ueber die Wölfe schreit man, und die Füchse fressen das Fleisch.

Alles Geſchrei gilt nur dem Wolfe, während neben dem Wolfe auch der Fuchs ſatt wird.

Mancher fürchtet Gott nicht, aber den Steck.

Mancher Teufel fürchtet ſich vor dem Kreuze, und mancher vor dem Stocke.

Die Haſelnußſalbe iſt wundertätig. (Hier verſteht man das Züchtigen mit der Haſelnußruthe.)

Der Haſelnußſtrauch iſt dem Paradieſe entſproſſen.

Was das Auge nicht ſieht, nach dem kann ſich das Herz nicht ſehnen.

So lange das Kind nicht zu weinen *anfängt*, erinnert ſich ſeiner die Mutter nicht.

Wo ſich die Augen hinwenden, derthin wendet ſich auch die Vernunft.

So lange das Herz nicht ſchmerzt, kann das Auge nicht weinen.

Auch im Miſte erkennt man das Geld.

Am Galge ſieht kein Reſt.

Die Tenne geht auch über ſchmutzige Orte, doch befleckt ſie ſich nicht.

Ein gutes Pferd findet man auch im Stalle.

Eine Burg iſt zu theuer um einen Pfennig, wenn man ihn nicht hat.

Was nützt eine Zeitung um einen Kreuzer kaufen zu können, wenn man den Kreuzer nicht hat.

Wo es den Pfaffen ein Spiel iſt, da fallen die Eier todt hin.

Wo große Glocken läuten, da hört man die kleinen nicht.

Aus Einem Holz wird das Bild eines Heiligen und die Schaufel geſchnitzt.

Nicht aus jedem Klotze läßt ſich ein Heiliger ſchnitzen.

Der Traum iſt Lüge, und nur Gott iſt Wahrheit.

Dem Traum ſoll man ſo wenig glauben, als einem Hunde.

Würde der Jäger immer erlegen, ſo hieße er Träger und nicht Jäger.

Wenn der Kaufmann immer gewinnen würde, hieße er nicht Kaufmann, ſondern Gewinner.

Der Kaufmann iſt ein Jäger.

Wenn auch nackt, ſo iſt er doch ein Falke.

Der Kaiſerliche bleibt kaiſerlich, wenn er auch keinen Pfennig hätte, und der Eſel bleibt ein Eſel, wär er ſelbſt mit einer goldenen Decke behangen.

So lange der Menſch geſund iſt, ſchmeckt ihm auch das Waſſer.

An geſunden Tagen iſt dem Menſchen ſelbſt das Waſſer ſüß.

Wenn der Winter mit dem Munde nicht beißt, peitſcht er mit dem Schweife.

Der Wolf hat den Winter nicht aufgefreſſen (d. h. die Kälte wird ſchon kommen, wenn auch ſpäter).

Beſſer iſt zu Weihnachten die Peſt als der Südwind. (Weil es unter den Menſchen mehr Krankheiten gibt wenn der Winter milde als wenn er rauh iſt.)

Die Kälte kümmert ſich nicht um den Prunk.

Was der Winter zerreißt, ſieht der Sommer nicht. (Für den Winter taugen auch ordinäre Kleider.)

Von einem billigen Fleiſche muß man die Suppe weggießen.

Billige Waare leert den Beutel.

Ein ſchweifloſer Hahn, ein ewiges Küchlein.

Ein ſchlechtes Rind bleibt immer dreijährig.

Eine ſchlechte Hirſe braucht wenig Reif.

Reiß der Mücke einen Fuß aus, und es werden ihr auch die Eingeweide herauskommen.

Einen Kahlköpfigen iſt leicht ſcheeren.

Einem müden Fuchſe iſt auch der Schweif läſtig.

Einer ſchlechten Stute iſt der Saumſattel zur Laſt.

Ein Schaf, dem ſeine eigene Wolle beſchwerlich iſt, taugt ſammt der Wolle nichts.

Es iſt leicht mit vollem Magen das Faſten zu preiſen.

Einem Geſunden iſt leicht einem Kranken zu rathen.

Weſſen das Ufer, deſſen auch das Meer; weſſen die Fläche, deſſen iſt auch die Feſtung.

Weſſen der Hinterhalt, deſſen iſt auch der Sieg.

Weſſen die Köpfe, deſſen iſt auch der Sieg. (Welche nämlich im Kampfe die Köpfe der gefallenen Feinde abhauen, die haben auch geſiegt.)

Weſſen die Kuh, deſſen iſt auch das Kalb.

Bis die Weide Trauben trägt und der trockene Ahorn Aepfel (d. h. nie).

Wenn der Freitag im Jahre ausgeht (desgl.).

Bis zwei Freitage zuſammentreffen (ebenſo).

Er wird reich werden, den Hunden werden Hörner wachſen.

Seit der Rabe ſchwarz geworden iſt. (Seit undenklichen Zeiten).

Schreib dirs mit einem Hacken aufs Eis. (Wenn Einer von Jemanden etwas zu fordern hat, von dem er es nie erhalten wird.)

Jedes Wunder dauert nur drei Tage.

Kinder wundern ſich über alles, und Erwachſene über nichts.

Die Hunde ranfen ſich um einen kahlen Knochen.

Einen kahlen Knochen wollen ſelbſt die Hunde nicht.

Ein Kaiſer bekriegt den andern ohne bedeutende Urſache nicht.

Ein Teufel kratzt dem andern die Augen nicht aus.

Weh dem Wolfe der kein Fleiſch zu eſſen hat.

Und einem Helden ohne Wein!

Weh dem Pferde ohne Ebene, und dem Seemanne ohne Meer!

Der Fiſch kann ohne Waſſer, und der Wolf ohne Wald nicht leben.

Es iſt dein Kind, gib du ihm den Namen, (antwortet man dem Verkäufer, wenn dieſer den Käufer fragt, was er ihm für die Sache geben will).

Ein gerades Holz ſpaltet man mitten entzwei (d. h. im Handel: ich biete die Hälfte von dem was du begehrſt).

Die Schuld auf einen Verſtorbenen wälzen iſt leicht.

Die dunkle Nacht hat keine Zeugen.

Die Lebendigen preisen Gott.

Von den Lebenden kann man doch etwas, aber von den Todten gar nichts haben.

Schlag den Schlechten, und er wird schlechter werden.

Wer die Worte nicht fürchtet, fürchtet auch den Stock nicht.

Einem Weisen ist leicht rathen.

Wenn man sich mit vollen Löffeln nicht sättigt; mit der Zunge leckend wird man nicht satt.

Wenn man sich mit vollen Löffeln nicht sättigt; mit dem Ausscharren sättigt man sich nicht.

Die (krumme) Drina (den Fluß) kann man nicht mit einem Achselrucke gerade machen.

Die Sonne läßt sich nicht mit der Handfläche verdecken.

Das Gewehr ist schußfertig bis auf den Feuerstein.

Der Wagen wäre reisefertig bis auf die Räder.

Ein kaiserliches Wort ist unwiderruflich.

Was es nicht gibt, das ißt der Kaiser auch nicht.

So lange er bettelt, hat er einen goldenen Mund; soll er aber zurück erstatten, kehrt er den Rücken.

Kaum hat die Hungrige sich angegessen, so läßt sie sich Gnädige nennen.

Weh dem Goldfaden auf grober Leinwand, und dem Schmucke auf einem schwarzen Halse!

Weh dem der auf das rechnet, was er von dem ihm Geraubten zurück erhält!

Die Nadel geht durch Silber und Gold und kommt doch blank heraus.

Weh einem, den der Kaiser rächen soll!

Wer der Welt wegen weint, bleibt ohne Augen.

Wo dein Haar, da ist unser Kopf (d. h. Blut und Leben werden wir für dich geben, und wird zumeist von dem Volke zu seinen Oberhäuptern gesagt).

Vom ganzen Sommer eine Rübe, und diese selbst ist wurmicht.

Alle Eier verlangen Schmalz.

Er weiß was der Kaiser zu Nacht gegessen hat. (Von einem Neuigkeitskrämer.)

Wer sich zuerst beschuht, der befiehlt auch.

Nach dem Schlechten braucht man keinen Gesandten zu schicken.

Einen satten Gast bewirthen und einen reichen Freund beschenken, ist schwer.

Ein todter Kopf stellt Ruhe her. (Einen Verbrecher schreckt weder Arrest, noch Prügel, noch Geldstrafe so sehr, als der Anblick eines Hingerichteten.)

Das Wasser und die Bosheit sind unerschöpflich.

Den Fisch erhandelt man nicht im Wasser.

Wo einmal Wasser geflossen ist, wird es wieder fließen.

Wo man Einen nicht hinsäet, da soll er nicht aufkeimen. (Wo man Einen nicht ruft, soll Er nicht hingehen.)

Der Habsüchtige hat drei Säcke.

Die Sperlinge raufen sich um fremde Hirse.

Bei eigenem Brod fremdes Rindvieh hüten.

Die Zeit erbaut Burgen, die Zeit zerstört sie wieder.

Der Frosch sah wie man die Pferde beschlug, und er hob auch den Fuß.

Er würde selbst einem Todten das Leichentuch wegnehmen.

Was mich mit meinen Mitmenschen trifft, fällt mir nicht schwer zu ertragen.

Alle schauen woher eine Quelle entspringt, und Niemand sieht, wohin sie sich verliert.

Eine Sache ist nur das werth, um wie viel man sie verkaufen kann.

Wenn der Wind sich legen will, dann bläst er am heftigsten.

Nähre das Pferd, wie einen Bruder, aber reit es, wie einen Feind.

Auch Gott nennt man beim Namen. (Wenn sich Einer ärgert, daß man ihn beim Namen nennt.)

Das Ränzel ist eine schmale Vorrathkammer.

Jedes Land nährt einen Helden. (Ein Held findet sich überall, wenn man einen benöthigt.)

Man fragte den Kraljewitsch Marko, wie er denn solch ein Held geworden sei? und er antwortete, das habe ich gelernt von den Kindern und Hunden; dem besten Hunde, wenn er flieht, laufen alle Hunde, selbst die schlechtesten, nach, und den schlechtesten, wenn er sich zur Wehre setzt, wagen selbst die stärksten nicht so leicht anzugreifen, und ebenso ergeht es Kindern, wenn sie untereinander raufen.

Wenn es Krieg zu führen gibt, dann ruft man: Wo iſt der Kraljevitſch Marko? Wenn aber die Beute zu theilen iſt, ſpricht man zu ihm: Woher biſt du unbekannter Krieger?

Selbſt die Sonne bebt und freut ſich, wenn Jemand die Schlange tödtet, indem ſie ausruft: wie mein Ameislein den Drachen erlegt!

Die Alte ſah auf dem Thurme eine Nadel, aber den Thurm ſah ſie nicht. (Sagt man zu Einem, der Alles geſehen haben will.)

Ueberall wo es raucht, gibt es auch Feuer.

Wo viele Haushälterinnen ſind, gibt es wenig Eier.

Der Geſchlagene weiß wie es ſchmerzt, und der Arme wie man bittet.

Wo man das Kind nicht auf dem Schoße hat, wird man es auch ſpäter nicht an der Seite haben.

Das Buch iſt auf zwei Buchſtaben heruntergekommen.

Das Feuer auf der vorjährigen Herdſtelle ſuchen.

Von der Seite, als ich hoffte, daß mich die Sonne beſcheinen werde, ſchlägt mich das Eis.

Ich küſſe ihn und er wiſcht ſich ab.

Die Alte hexte (Abends) damit es über Nacht nicht friere, und ſieh, am Morgen lag der Schnee hoch bis zu den Hüften. (Wenn etwas Schlimmeres eintrifft, als man abwenden wollte.)

Nur keine Vogelmilch gibt es (wenn man von einem Kaufladen oder Hauſe ſagen will, daß daſelbſt alles Mögliche vorhanden ſei).

Jeder Taube iſt ein Halbnarr.

Wie gekauft, ſo verkauft. (Ich ſage wie ich es gehört habe.)

Die Sünde nenne ich dir, aber den Sünder nicht.

Ein häßlicher Menſch tritt nicht gern vor den Spiegel.

Dein iſt das Fleiſch, mein ſind die Knochen. (Sagen gewöhnlich die Eltern den Lehrern und Handwerkern, wenn ſie die Kinder in die Lehre geben, und das meint: Prügle ihn ſo viel du willſt, nur zerſchlag ihm keine Knochen.)

Die Schlange, wenn ſie von mir äße, würde ſich vergiften. (So zornig bin ich.)

Er bettelt mit den Augen, wenn auch der Mund ſchweigt.

Fuhrmann, wo iſt dein Fuhrlohn? Beim Herbergvater und beim Gaſtwirth.

Ein guter Käſe, nur Schade daß er in einem Schlauche von Hundefell iſt. (In Serbien benutzt man zur Aufbewahrung von Käſe, Oel ꝛc. Schläuche.)

Wer Honig mit den Händen mengt, leckt die Finger ab.

Dem kann man es nicht verargen, welcher zwei Schöpſe aufgegeſſen, ſondern dem, der ſie ihm gegeben hat.

Flicht das Ställchen ſo wie dein Vater. (Halt dich an deſſen Lebensweiſe.)

Der einen Widerwillen hat zu küſſen ſagt: Mir thut der Mund weh.

Die Mutter zankt die Tochter aus, meint aber die Schnur.

Der Waizen wartet nicht auf den Werktag.

Nach St. Peterstag iſt der Weiberſommer.

Zwei Mal ſpricht man nur in der Mühle.

Lieber will ich am Montag für ihn faſten, als daß er für mich faſtet. (Die Beichtväter befehlen den Mördern unter anderen auch am Montage zu faſten; darunter verſteht man: lieber will ich ihn umbringen, als daß er mich umbringe.)

Mit meinem Kopfe zahle ich ſelbſt den des Kaiſers. (Wenn Jemand ſagen will, daß er etwas thun werde, ſolle er darum auch den Kopf verlieren. Er will damit ſagen: Wenn ich ſelbſt den Kaiſer umbringe, kann man mir nichts mehr thun, als mir auch das Leben nehmen.)

Ohne Werkzeug (gibt es) kein Handwerk.

Was nützen mir Perlen, wenn ſie mir den Hals abdrücken.

Wer in einer Pfütze ertrinkt, der braucht kein anderes Meer.

Ein ſchlechter Vogel, der ſein eigenes Neſt beſchmutzt.

Wenn ich mich auch verdungen habe, bin ich darum noch nicht verrückt.

Wer nicht weiß, wie man betet, der gehe aufs Meer.

Venedig iſt eine Blume, Konſtantinopel eine Welt.

Wohl dem der gibt; doch weh dem der erwarten muß!

Ein Mönch der nicht betteln, und ein Eſel der nicht tragen kann, taugen nichts.

Wenn des Nachbarn Haus brennt, gib Acht auf das Deine.

Es iſt beſſer daß man frägt, weſſen iſt die junge Frau, als weſſen iſt das Mädchen?

Alles Bunte iſt ſchön, außer einem bunten Menſchen.

Jedes Antlitz, wenn es nur eine Naſe hat, iſt ſchön.

Auf Pferde und Gewehre ſoll man nicht vertrauen.

Wenn das Pferd auch nicht reden kann, ſo kann es ſich doch niederlegen.

Wenn du nicht weißt, was geſalzen iſt, ſo wirſt du wohl wiſſen, was heiß iſt.

Beſſer iſt die ſatten Mücken dulden, als die hungrigen über ſich kommen laſſen. (Bezieht ſich namentlich auf Beamte.)

Beſſer iſt es auf der Reiſe zehn Mal, als zu Hauſe ein Mal ſterben. (Denn von Manchen ſagt man er ſei auf der Reiſe geſtorben, und doch kehrt er wieder heim.)

Was dein iſt, ſei mein wie dein, aber was mein iſt, das iſt mein allein. (Scherzend.)

Handeln ſoll man wie ein Zigeuner, doch zahlen wie ein Herr.

Zigeuner, du ſchmiedeſt auch am Sonntag? Antwort: Und was ſiehſt du darüber Gutes an mir?

Das erſte Glück ein Glas voll Blüthen.

Das zweite Glück ein Glas voll Wein.

Das dritte Glück ein Glas voll Gift. (Beſonders bei Verheirathung.)

Feuer und Waſſer ſind gute Diener, aber böſe Herren.

Das Fleiſch iſt nur gut aus dem Felle, und der Fiſch aus dem Waſſer.

Das Fleiſch iſt am Knochen, und die Erde am Felſen gut.

Ein hinkender Kaufmann löst am meisten (d. h. einer der nicht herumläuft, sondern Haus und Laden hütet).

Den Sohn verheirathe, wann du willst, die Tochter aber wann du kannst.

Die Schweine beißen sich untereinander, sobald sie aber den Wolf gewahr werden, vereinigen sie sich alle gegen ihn.

Bis dahin werden viele Kappen herrenlos bleiben.

Wo es genug Pfeffer gibt, pfeffert man selbst die Nessel.

Man fragte den Wolf, wann ist die größte Kälte? und er antwortete, wann die Sonne aufgeht.

Den Unglücklichen nur trifft die Kanone.

Wer sich verbrennt, und der Gesellschaft nicht sagt, daß die Suppe heiß ist, der ist kein ehrlicher Mensch.

Der dich nicht mag, dem dränge dich nicht auf, der dich will, dem sage nicht, ich mag nicht. (Pflegt man Mädchen zu sagen.)

Der Deutsche ist ein Heiliger. (Was das Gericht und die Landesverwaltung betrifft. Den Serben in der Grenze ist immer lieber im Dorfe einen Deutschen zum Offizier zu haben, als einen Serben, oder von irgend einer anderen Nation, weil der Deutsche fürs erste gelassen und höflich ist, und zweitens sie ihn leichter betrügen und bestechen können als einen Serben.)

Besser daß dich der Türke mit dem Säbel verfolge, als der Schwabe mit der Feder.

Du sollst dich weder im Wohlsein übernehmen, noch im Elende erniedrigen.

In großen Flüſſen fängt man große Fiſche.

Der Menſch wünſcht immer beſſer als jeder andere zu ſein, nur nicht beſſer als ſein Sohn.

Möge Gott dem Kinde das nicht geben was Vater und Mutter ihm zumuthen. (Denn gewöhnlich denken die Eltern ſtets an alles nur mögliche Unglück, das dem Kinde, welches fern von ihnen iſt, zuſtoßen könnte.)

Mein Schatz gedeiht in der Aſche. (Pflegt eine Mutter von ihren Kindern zu ſagen, die um das Feuer herum ſpielend heranwachſen).

Des guten Hirten (Geſchäft) iſt, die Schafe zu ſcheeren, nicht aber zu ſchinden.

Um den Regen und um den Tod braucht man nicht zu beten. (Beide kommen von ſelbſt.)

Für jedes Uebel iſt der Tod ein Balſam.

Wer keine Milch hat, der hat keinen Balſam.

Man ſoll weder den ganzen Wald umhauen, noch ohne Holz nach Hauſe kommen.

In Theſſalonich bekommt man Beinkleider um eine Zechine, aber bis Theſſalonich braucht man hundert Laib Brod, und von dort zurück, eben ſo viel.

So lange wir leben, ſollen wir (tüchtig) ſein, damit wenn wir ſterben, man ſich unſer erinnern möge.

Eines jeden Geiſtlichen Sack iſt tief.

Ein Schatz ſind weder Pferde noch Rinder, weder Silber noch Gold, ſondern nur das iſt ein Schatz, was dem Herzen theuer iſt.

Ein müſſiger Prieſter tauft auch die Böcklein.

Ein Käſe der weint, und ein Brantwein der ſpringt, ſind etwas werth. (Darunter verſteht man fette Käſe, und Brantwein, aus welchem Funken ſpringen, wenn man ihn ins Glas ſchenkt.)

Die Augen ſehen Alles, nur ſich ſelbſt nicht.

Die Krieger ſind in Friedenszeit was die Oefen im Sommer.

Jeder Scherz iſt ein halber Ernſt.

Unter vielen Scherzen iſt auch ein wenig Ernſt.

Die Alte gab einen Para, daß man ſie in den Kolotanz aufnehme, und ſpäter zwei, daß man ſie wieder herauslaſſe.

Die Eule verſpottete die Meiſe: Geh du großköpfige Hündin!

Hungrige Windſpiele jagen beſſer.

Lieber noch ein ſchlimmes Jahr, als einen ſchlimmen Nachbar.

Ein böſer Nachbar iſt ein großes Uebel.

Wer gerne tanzt, dem iſt leicht aufgeſpielt.

Wo es keinen Guten gibt, dort gibt es auch nichts Gutes.

Zwei Fiſche werden an einem Feuer gebraten, und einer glaubt es dem andern nicht.

In Neſſeln ſchlägt der Blitz nicht ein.

Ein Baum an der Straße iſt gleich gefällt.

Jeder liebt einen Schimmel zu reiten, und rothes Tuch zu tragen. (Denn damit wird man von weitem geſehen.)

Je mehr die Stute ſpringt, deſto beſſer driſcht ſie.

Dreihundert können ohne Priester nichts ausrichten (z. B. bei einer Trauung).

Der Falke fliegt mit den Federn, und nicht mit dem Fleische.

Je schwerer die Last auf dem Karren, um so größer der Stolz für den Fuchs. (Das Pferd welches ihn zieht.)

Das Gefängniß ist ja für die Menschen gemacht. (Wenn sich Jemand entschuldigen will, daß er eingesperrt gewesen.)

Leicht ist es hinter einer Eiche hervor zu schießen.

Der Pathin (etwas) antragen, ist so viel, als sie bewirthen.

Wer nicht für eine Nuß zu danken weiß, wird auch nicht für eine Last danken.

Wenn die Wölfe satt sind, können die Schafe nicht vollzählig sein.

Der Blinde weint nicht, weil er nicht schön ist, sondern weil er die schöne Welt nicht sieht.

Gott weiß, wessen Oel in der Lampe brennt.

Wo man trinkt, da nähere dich; wo man sich schlägt, entferne dich.

Der Mensch ist härter als ein Fels, und gebrechlicher als ein Ei.

Die Nahrung macht den Helden, die Kleidung den Herrn. (Erstere macht kräftig, Letztere angesehen).

Was ist härter als Eisen? und dennoch zerfrißt es der Rost.

Wer die Treue bricht, den wird die Treue brechen (d. h. er wird es büßen müssen).

Das Meer hat ſo wenig Maß als die Männer Treue haben.

Das Vaterunſer eines Geſättigten ſticht dem Teufel die Augen aus. (Weil es ein Beweis uneigennütziger Frömmigkeit iſt.)

Wenn der Menſch etwas verloren hat, ſuche er es ſelbſt in ſeinem Buſen.

Zum Reichen gehe Ehren halber, zum Armen wegen der Bewirthung.

Es iſt leichter glauben als gehen und fragen.

Er könnte den Durſtigen übers Meer führen. (So ſchlau iſt er.)

Während die Stadt geplündert wird, kämmt ſich die Alte. (Sagt man zu Jemand, der ſeine Zeit unnütz vertändelt, indeß er viel Wichtigeres zu verrichten hätte.)

Wo ſein Herr iſt, da iſt ſeine Wohnung. (Von einem Armen, der weder Haus noch Herd hat, ſondern andern dienen muß.)

Die Spinne ſaugt aus den Blumen Gift und die Biene Honig.

Aus Dornen keimt die Roſe.

Große Bäume wachſen langſam, aber ſie brechen plötzlich zuſammen.

Lange Krankheit, ſicherer Tod.

Vor einem geladenen Gewehr fürchtet ſich Einer, und vor einem ungeladenen Zwei. (Vor einem geladenen Gewehr fürchtet ſich nur derjenige, auf den es angelegt iſt, vor einem

leeren fürchtet ſich aber auch der, welcher anlegt, indem er weiß daß es ungeladen iſt.)

Wenn auch der Tag kurz iſt, das Jahr iſt lang.

Jeder handelt nach ſeiner Art, und der Eſel nach alter Gewohnheit.

Ein neues Sieb ſiebt von ſelbſt.

Welchen Nutzen hat man von einer Kuh die einen Kübel Milch gibt, dann aber mit dem Fuße ausſchlägt und ſie verſchüttet.

Wer bettelt, und trüge er eine Krone, dem ſoll man geben.

So viel Anhöhen, ſo viel Abhänge.

Den Jüngern bleibt die Welt.

Eine Hand fordert von der andern. (Wörtlich: Eine Hand richtet die andere, d. h. von wem man etwas genommen, in deſſen Hände ſoll man es auch zurückſtellen, und nicht in eines Andern; dieſes hört man oft bei Gerichten.)

Einen Baum, von welchem das Obſt ſelbſt abfällt, ſoll man nicht ſchütteln.

Das Obſt, welches von ſelbſt abfällt, ſoll man nicht herabſchlagen.

Wenn wir auch nicht können wie wir möchten, ſo werden wir doch thun wie wir können.

Beſſer an Kleie gewinnen, als am Golde verlieren.

Tadle den Menſchen, wo er dich hören kann, und lobe ihn, wo er es nicht hört.

Einem ſchlechten Mädchen rede gut nach, und einem guten kannſt du nachreden wie du willſt.

Der nicht bei der Theilung iſt, bekommt auch keinen Theil.

Wer nie eine Kirche geſehen hat, neigt ſich auch vor einem Ofen.

Mädchen wachſen wie das Unkraut.

Häufige Rechnung, lange Freundſchaft.

Der Menſch hat keinen größeren Mörder, als ſchlechte Häuſer und Grundſtücke. (Weil er ſie weder verlaſſen, noch erhalten kann.)

Wenn es regnen will, beginnt es vorerſt zu tröpfeln.

Preiſe das Meer, halte dich aber an den Hügel.

Wer nebſt Waizenbrod noch Anderes ſucht, ſehnt ſich zuletzt nach Haberbrod.

Wer auf einmal zu viel verlangt, kehrt mit leerem Ränzel heim.

Von einem Hunde, den man tödten will, ſagt man, er iſt wüthend.

Wenn alle Welt ſchreit, du biſt betrunken, dann leg dich nieder, wenn du auch nicht biſt.

Es iſt beſſer einmal erröthen, als hundert Mal erblaſſen.

Man ſollte ihn ſchlagen und ihm nicht erlauben, daß er weine.

Das Waſſer ſchont weder Pathenſchaft noch Freundſchaft.